Digitized by Google

Der Bote
aus
Thüringen.

Salzmann

Schnepfenthal 1791.
Im Verlage der Erziehungsanstalt daselbst,
und in Commission bey S. L. Crusius zu Leipzig, wie auch in der Felseckerschen Buchhandlung in Nürnberg, der Herrmannschen Buchhandlung in Frankfurt am Mayn, der Gothaischen Zeitungsexpedition und allen Postämtern.

Frölich. Grunehoff.

Digitized by Google

Der Bote aus Thüringen.

Erstes Stück.

1791.

Bote. Wirth.

B.

Guten Morgen, Herr Gevatter! im lieben neuen Jahre! Warum sieht er einmal so verdrüßlich aus? Trifft es doch fast allemal, daß er den Kopf hängt, wenn ich das erstemal im Jahre zu ihm komme.

W. Es ist meine Art nicht anders. Wenn ich ein neues Jahr antrete, so denke ich immer an das, was ich erlebt habe, und an das, was mir noch bevorsteht.

B. Ei das ist vortreflich. Leichtfertige Leute treten ein Jahr nach dem andern an, trinken ein Glas Branntewein, brocken Pfefferkuchen drein, und trinken einander zu: prost das neue Jahr! und damit lassen sie es gut seyn. Wer aber Verstand hat, der denkt allemal nach, so oft er in ein neues Jahr tritt, über das

A Gute,

Gute, das er genossen, über die Leiden, die er ausgestanden, über das, was er gelernt hat, und überlegt, wie er in Zukunft, im neuen Jahre, alles aufs Beste machen will. Ich seh aber gar nicht, warum man deswegen den Kopf hängen soll?

W. Ja er hat gut reden. Wenn er in meinen Jahren wäre, so würde er ganz anders sprechen. Wenn man erst so viel erlebt hat, als ich: so wird man ängstlich, bedenklich —

B. Daß man bedenklich wird, ist wohl ganz gut — warum denn aber ängstlich? Da ich heute vor einem Jahre bey ihm war, hatte er auch allerley Sorgen, fürchtete sich vor Krieg, Rebellion, Hungersnoth u. d. g. Das Jahr ist nun vorbey. Haben wir Krieg, haben wir Rebellion, haben wir Hungersnoth gehabt?

W. Gott sey gelobt! es ist alles recht gut, besser gegangen, als ich mir vorstellte.

B. Da sieht er ja! Von hundert Unglücksfällen, vor denen man sich fürchtet, gehen fast immer neun und neunzig vorbey, ohne daß sie uns treffen, und der hundertste, der uns trifft, ist gemeiniglich nicht so schrecklich, als man sich vorstellte. Das hat er in dem vorigen Jahre, und in seinem ganzen Leben erfahren, wie kann er nun noch so ängstlich seyn?

W.

W. Wahr ists wohl, wenn ich mir nur das ängstliche Wesen abgewöhnen könnte! Ich habe auch da die Todenliste vom vergangenen Jahre vor mir gehabt, die hat mich auf allerley Grillen gebracht.

B. Und die heißen?

W. Ich weiß selbst nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Da steht, im Jahre 1790 wären in unserm Fürstenthume gebohren 850, und gestorben 800. Das bekommt man nun alle Jahre zu lesen. Da ist vom Anfange der Welt her nichts als gebohren werden und sterben, immer gebohren werden und sterben. Man weint, wenn man gebohren wird, sorgt und plagt sich, so lange man lebt, und beißt die Zähne zusammen, wenn der Tod kommt. Wozu ist denn nun das alles? Die Welt kommt mir, wie mein Gasthof, vor. So wie ein Passagier ankommt, geht der andere fort.

B. Ganz Unrecht hat er nicht. Wir haben hier keine bleibende Stätte. Wir leben hier eine Zeitlang mit einander, dann gehen einige ab, und kommen wieder andere an.

W. Ich sollte aber doch meynen, daß der liebe Gott, wenn er sich anders um die Welt be-

kümmert, etwas bessers hätte machen können, als einen bloßen Gasthof.

B. Und das hat er auch gethan. Die Welt ist mehr, als ein Gasthof.

W. Das möchte ich doch erklärt wissen.

B. Das will ich ihm gleich erklären. Ists nicht wahr, wenn seine Passagiere sich satt gegessen und getrunken haben, so packen sie ein, ziehen ihrer Straße, und lassen nichts zurück, als die Paar Groschen, die sie verzehret haben. So ists aber nicht, wenn die Menschen von der Erde gehen. Da lassen sie fast alles zurück. Nakkend kommen sie an, nackend treten sie ab, was sie in ihrem Leben erwarben, hinterlassen sie ihren Nachkommen.

W. Dasselbige ist nun wahr. Man sollte aber meynen, die Welt müsse nach und nach so voll werden, daß man gar kein Plätzchen mehr drauf fände, wo man gehen oder sitzen könnte. So ists ja aber nicht. Wie viele Menschen mögen wohl nur in unserm Dorfe, seit hundert Jahren, gestorben seyn! Sie haben alles, was sie hatten, zurückgelassen. Ists denn aber hier völler, als sonst? ists nicht noch immer eben so leer?

B. Da fällt mir der Spruch ein: **Was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig.**

W.

W. Den Spruch kenne ich wohl, den habe ich noch aus der Schule gemerkt. Wie paßt denn dieser aber hierher?

B. Recht gut. Das Sichtbare, was die Menschen zurücklassen, das ist zeitlich. Das verzehrt die Zeit nach und nach alles. Die Kleider zerreissen, das Hausgeräthe nutzt sich ab, das Geld verliert sich, und wird mit der Zeit eingeschmolzen.

W. Das sieht man wohl an den halben Laubthalern, die sich so abgegriffen haben, daß sie wohl bald wieder werden eingeschmolzen werden, und an den Nürnberger Batzen, und halben Batzen, und Wolkenbatzen, die man in meiner Jugend hatte, und die itzo fast alle verschwunden sind.

B. Und an den Häusern, die mit der Zeit einstürzen, oder vom Feuer verzehret werden. Kurz, wenn man nach dem Sichtbaren fragt, was die Menschen vor hundert oder zweyhundert Jahren zurückgelassen haben, so findet man noch sehr wenig davon. Aber sie hinterlassen auch etwas Unsichtbares, und das ist ewig.

W. Und was ist denn das Unsichtbare, das sie hinterlassen? Ehe wir aber weiter reden, so setze er sich, Herr Gevatter, und esse mit mir ein Paar Aepfel, und etwas Butterbrod.

B. Gut! das will ich thun. Auf der Reise habe ich guten Appetit bekommen. Also das Unsichtbare, will er wissen. was die Menschen zurücklassen? Da sieht er ja gleich ein Exempel davon. Diese Butter, dieses Brod, diese schönen Aepfel!

W. Ich weiß nicht, was er mir da schwatzt. Das ist ja alles sichtbar. Wenn es unsichtbar wäre, so könnte ich es ja nicht sehen.

B. Ganz Recht, Herr Gevatter! aber die Kunst Butter zu machen, die Kunst Brod zu backen, die Kunst, so schöne Aepfel zu ziehen, die ist unsichtbar. Die haben die Menschen nach und nach erfunden, und ihren Nachkommen hinterlassen. Wer weiß, wie viele tausend Jahre es seyn mag, daß ein Mensch den Einfall hatte, aus der Milch Butter zu machen, und ein anderer den Roggen zu mahlen, und aus dem Mehle Brod zu backen. Von diesen Leuten ist nun schwerlich noch ein Knöchelchen vorhanden. Aber das Unsichtbare das sie der Welt hinterlassen haben, die Kunst Butter zu machen, und Brod zu backen, die haben wir noch, die bleibt ewig, wenigstens so lange, als die Welt steht. Und so hinterläßt fast jeder Mensch etwas. Der eine die Kunst, das Fieber zu curiren, der an-

dere,

dere, die Erfindung eines bessern Ofens, und so weiter.

Freilich geht es mit dem Unsichtbaren, wie mit dem Sichtbaren. Manche hinterlassen viel, andere wenig, und noch andere gar nichts. Denke er sich nur einen guten Schulmeister! Wie viel Gutes läßt er nicht zurück! Wenn er aus der Welt geht, und hat ein dreyßig bis 40 Jahre in der Schule redlich gearbeitet, so hinterläßt er zwar nicht viel Sichtbares —

W. Ja wohl! ja wohl!

B. Aber desto mehr Unsichtbares. Seine ganze Gemeine trägt einen Schatz von guter Lehre bey sich, ist vernünftiger, besser und christlicher geworden. Ein braver Prediger, wie viel Gutes läßt dieser zurück! Auf diese Art muß ja die Welt nothwendig immer verständiger und besser werden. Wir werden alle Jahre reicher, weil wir immer etwas von unsern Vorfahren erben.

W. Es hört sich recht artig zu. Woher kommt es denn aber, daß eine Menge Leute so gewaltig unwissend sind?

B. Wie gesagt, Herr Gevatter, es geht mit der unsichtbaren Erbschaft, wie mit der sichtbaren. Einige werden darum betrogen, an-

dere wissen nicht, was sie damit anfangen sollen.

W. Ich versteh ihn nicht recht.

B. Manche Menschen unterschlagen das Gute, das unsere Vorfahren der Welt hinterlassen haben, indem sie alle gute Bücher, worinne es zusammengetragen ist, dem gemeinen Manne aus den Händen zu spielen suchen; andere wissen nicht, was sie mit der Erbschafft anfangen sollen, indem sie es immer nach dem alten Schlendrian fortmachen, ohne gute Lehren anzunehmen, ohne auf den Rath verständiger Leute zu hören, ohne ein gutes Buch zu lesen.

Unterdessen geht doch keiner ganz leer aus. Beynahe alle unsere Deutschen Fürsten sorgen besser für ihr Land, als sonst. Das haben sie von den vielen weisen und guten Menschen, die vor ihnen lebten, geerbt. Wie viel Gutes hat unser lieber Kaiser Leopold im vorigen Jahre gestiftet. Mit den Türken hat er Friede gemacht, die rebellischen Brabanter, hat er mit Güte gewonnen, hat unserm lieben Vaterlande Friede und Ruhe geschenkt — das haben wir alle zu genießen!

Der Bote
aus
Thüringen.

Zweytes Stück.

1791.

Fortsetzung von den schädlichen Obstraupen und ihrer Vertilgung.

Wirth. Bote.

W.

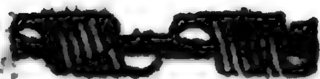
Nun, wie pflanzt sich denn eigentlich der Blütenwickler fort?

B. Sobald die Abenddämmerung in den Monaten Oktober, November und December einbricht, so kann man diesen Schmetterling bey dem Scheine einer Laterne sich begatten sehen. Das Weibchen, welches so, wie das Männchen, den Sommer über als eine kleine braune Puppe in der Erde lag, kömmt nunmehr aus derselben hervor, und kriecht langsam und unbehülflich an dem Stamm hinauf.

W. Also bleiben diese Schmetterlinge so lange in der Erde liegen?

B. Wie er hört.

W.



W. Es ist doch zu bewundern! Ich habe immer geglaubt, die Sonne wäre es, die die Puppen ausbrütete, daß die Schmetterlinge herauskriechen könnten. Hier geschieht ja aber das grade Gegentheil.

B. Warum denn das Gegentheil? Kann es denn die Sonne nicht auch bewirken, aber freilich nur die Sonne, die in den Herbstmonaten scheint. Die Puppen der Maykäfer werden im May und Junius ausgebrütet, und die Puppen des Blütenwicklers im Oktober, November und December. Alles hat seine Zeit.

W. So läßt sichs denken. Nun erzähl er nur weiter, ich bin so neugierig nach den Vertilgungsmitteln.

B. Ein sehr feiner, uns aber gänzlich unbekannter Sinn giebt dem Männchen Nachricht von der Ankunft des Weibchens.

W. Ich glaube sie riechen es, sehen können sie es freilich nicht, wenn es dunkel ist.

B. Immer giebt es aber eine größere Menge Männchen, als Weibchen, und so kommen auch viele herbeygeflogen und besuchen es. Diese nächtlichen Zusammenkünfte dauern so lange fort, bis ein so starker Frost einfällt, daß die Oberfläche der Erde ganz geschlossen wird. Sonst lassen sie sich durch keine üble Witterung, weder

durch

durch Kälte, Wind und Regen hindern, ihre Zusammenkünfte fortzusetzen.

W. Ich glaubte der Frost würde ein Mittel zur Vertilgung dieses Insekts seyn?

B. Bey Leib und Leben nicht. Ich habe sie bey fingerhohem Schnee und sehr rauher Luft eben so munter, als bey gelinder, schöner Witterung herumflattern sehen.

Ein Weibchen legt fast eine unglaubliche Menge Eyer. Ich habe etlichemal welche in eine Schachtel eingesperrt, und immer von einem 3 bis 400 Eyer gezählt.

W. Behüte der Himmel! 400 Eyer von einem Weibchen, und also auch 400 Raupen!

B. Natürlich. Braucht man sich daher wohl noch zu verwundern, wenn man die Obstbäume, die dicht voll Blüten stehen, oft in zwey Tagen ganz kahl abgefressen sieht?

W. Wenn es so ist, nicht.

B. Zu der großen Fruchtbarkeit dieses Insekts kömmt noch, daß es derselben eine beträchtliche Menge giebt; denn man kann auf einem einzigen Baume oft gegen 20 Weibchen finden, die alle ihre 3 bis 400 Eyer richtig legen.

W. Was er nicht sagt!

B. Daraus läßt sich also abnehmen, daß es eine vergebliche Mühe seyn würde, die schon

ausgekommene junge Brut, oder die Räupchen durch Aufsuchen oder Ablesen vertilgen zu wollen.

W. Das glaub ich wohl. Wer in aller Welt wollte denn von einem Baume 8000 Räupchen ablesen.

B. Man müßte entweder die Schmetterlinge oder die Eyer auszurotten suchen.

W. Dieß letzte wird, deucht mir, das beste seyn.

B. Die Eyer sind aber sehr klein, kaum halb so groß, als ein Mohnsaamenkorn.

W. Da müßte man eine gute Brülle haben, wenn man sie ablesen wollte.

B. Ja wohl! Den ganzen Winter über bleiben sie hellgrün, im Frühjahr, wenn die Sonne auf sie scheint, werden sie ziegelroth, und alsdann, wenn das Räupchen darin schon seine Vollkommenheit hat, und auskriechen will, werden sie dunkelblau.

W. Allein wo setzt denn der Schmetterling seine Eyer ab?

B. Er setzt sie nach Verschiedenheit der Bäume, entweder an eine oder mehrere Stellen, ab, und vorzüglich an solche, die mit Moos bewachsen sind.

W. Ins Moos legt also das Insekt seine Eyer?

B.

B. Wie gesagt ins Moos; daher kömmt es denn auch, daß die Blüten an alten Bäumen, die mit vielem Moos besetzt sind, immer eher abgefressen werden, als die an jungen, die wenig Moos oder keines haben. Ja man wird finden, daß die jungen Bäume, die kein Moos haben, gar keinen Schaden vom Blütenwickler auszustehen haben, und fast immer Obst tragen.

W. Wenn nämlich nicht üble Witterung oder andere Zufälle die Blüten zerstöhren.

B. Das versteht sich von selbst.

Unter dem Mooße liegen die Eyer in einer sichern Verwahrung gegen Wind und Wetter und gegen andern Nachstellungen. Da die Eyer, so wie das Moos, grün sind, so klettert mancher Baumläufer und Specht vorbey, und sieht sie nicht. Man kann sie auch nicht mit bloßen Augen ohne Vergrößerungsglaß unter dem Moos herausfinden; kann sich aber von ihrem Daseyn überzeugen, wenn man im Frühjahr das Moos sanft abreibt, und es einige Tage in der Wärme liegen läßt, da denn die Eyer ziegelroth werden, und sich von selbst zeigen.

Eine zweyte Stelle sind gewisse Büschel abgetrockneter Blätter und Blüten, die man in einigen Gegenden Klatten nennt, welche sich um die Tragknospen gelegt und zusammengewickelt haben.

W. Die kann man jetzt sehr leicht entdekken, da die Bäume keine Blätter haben.

B. Man kann sie auch sehr leicht erreichen, weil sie nicht an den äußersten Zweigen der Bäume sitzen. In diesen Büscheln setzt der Schmetterling gleichfalls seine Eyer ab, aber nicht in Häufchen zusammen, sondern zerstreut.

W. Da könnte man sie leicht vertilgen.

B. Das dächte ich auch.

Drittens findet man sie bey den Herzkirschbäumen an den abgestorbenen kleinen Aestchen unten am dicken Ende.

W. Was sind denn das für Aestchen?

B. Es sind die ein= oder zweyjährigen Triebe, die aus starken und dicken Aesten ausgebrochen, oder von der Blütenwicklerraupen und andern Raupen abgefressen, besponnen, also im Wachsthum gehindert, und endlich dadurch abgestorben sind. Sie fallen leicht in die Augen, weil sie keine Tragknospen haben. Viele derselben sind schon abgewittert, daß sie auf einen geringen Stoß herunterfallen, andere sitzen aber dagegen fest.

W. Ich kenne sie nun schon.

B. Unten an den abgewitterten Enden dieser Aestchen hat ein jedes derselben einen kleinen Zapfen, welcher in die zurückgebliebene Oeffnung des großen Astes einpaßt. An diesem eingefügten

Za-

Zapfen, nämlich zwischen diesem und der Oeffnung im starken Ast, setzt der Schmetterling seine Eyer hin.

W. Wie vorsichtig und besorgt doch diese Thiere sind!

B. Nimmt man ein solches abgewittertes Aestchen im Frühjahr ab, nachdem einige Tage hindurch warmer Sonnenschein gewesen ist, welches oft schon im April, gewöhnlich aber erst im May geschieht, so ist die junge Raupe unter einem kleinen Gespinste schon da, entweder dicht an dem kleinen Zapfen, oder in der Oeffnung die im Baum entsteht, wenn man das Zäpfchen herausbricht.

Dieß sind nun die Stellen, wo der Blütenwickler seine Eyer hinlegt.

W. Und wie vertilgt man sie?

B. Das läßt sich jetzt wohl leicht errathen, wenn man nur erst weiß, auf welche Bäume er sie legt; und das sind vorzüglich die Herzkirschbäume, Aepfel- und Birnbäume. Seltner geht er auf Pflaumen- Zwetschchen- und andere Bäume.

W. Jene Bäume reiniget man also vom Mooße?

B. Gar recht. Dieß thut man besonders im Februar, am spätesten aber zu Anfang des Märzes.

W. Das ist ja grade eine Zeit, wo der Landmann am wenigsten zu thun hat, und also seine Gärten am bequemsten reinigen kann.

B. Ich nehme dazu eine etwas ausgehöhlte Baumkratze, besteige jeden Baum, und kratze das Moos, das am Stamm und an den Aesten sitzt, von oben herunter reinlich ab. Die jungen Zweige fege ich mit einer harten Bürste ab.

W. Das soll gleich diesen Winter nachgemacht werden, und ich denke, ich will auch manchen Nachfolger in unserm Dorfe finden.

B. Das Moos lasse ich aber nie unter den Bäumen liegen, sondern grabe es ein, oder werfe es in die Mistjauche.

W. Diese Vorsicht ist, deucht mir, nothwendig; denn sonst könnten ja die Räupchen doch unter den Bäumen auskriechen, an den Stamm hinauf laufen, und Verwüstungen anrichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dem Herrn Basedow, dem es Deutschland verdankt, daß seine Kinder itzo besser, als sonst, erzogen werden, wie dieß im vorigen Jahrgange ist gezeiget worden, will man zu Magdeburg, wo seine Gebeine ruhen, ein Denkmahl errichten. Diejenigen meiner Leser, die seine Verdienste zu schätzen wissen, und dazu einen Beytrag geben wollen, können ihn einschicken, entweder nach Magdeburg an den Herrn Dohmprediger Lüdeke, oder an die Erziehunganstalt zu Schnepfenthal. — Besagte Erziehungsanstalt verwilligt dazu einen Louisd'or.

Der Bote aus Thüringen.

Drittes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Den folgenden Tag, bald früh, rief mein Reisegefährde, der, wie er mir den vorigen Abend gesagt hatte, der Herr von Assof hieß, he Constant! wollen wir fort nach Amerika?

J. Gleich bin ich bey der Hand.

V. A. Ich auch. Erst aber will ich noch etwas besorgen. Für die Seele hätte ich gesorgt, nun will ich auch noch etwas Sorge auf den Körper verwenden.

J. Sie wollen vermuthlich frühstücken? was verlangen Sie? ich will es gleich bey dem Wirthe bestellen.

V. A. Dazu ist es noch Zeit. Zuvor will ich erst noch etwas wichtigeres thun. Wenn er zusehen will, so komme er mit.

Da gieng er denn zum Brunnen, wusch sich erst damit die Augen aus, hernach das Gesicht und die Ohren, wusch sich auch recht lange hinter der Ohren. Dann rieb er die Zähne mit Tabacksasche ab. Dann spülte er den Mund mit Wasser aus, und trank endlich ein ganzes Glas voll Wasser, so kalt als es aus dem Brunnen kam. Ach! sagte er, da er es getrunken hatte, das schmeckt!

J. Um Gottes Willen! was machen Sie denn mit dem kalten Wasser im nüchternen Magen? ich dächte Sie müßten das Fieber bekommen.

V. A. Das hat man mir in meiner Kindheit immer auch vorgesagt, da mußte gleich, wenn ich aus dem Bette kam, der Kaffee da seyn. Seitdem ich aber bey meinem Großvater gewesen bin, trinke ich jeden Morgen ein Glaß Wasser, und habe nicht nur kein Fieber, sondern befinde mich auch recht wohl dabey.

J. Ich pflege auch alle Morgen mein Gesicht zu waschen, aber so viele Mühe, wie Sie, habe ich mir nie gegeben.

V. A. Er putzt doch wohl alle Morgen seine Schuh?

J. Da

J. Da wäre ich ein schlechter Mensch, wenn ich dieß nicht thun wollte.

V. A. Ich halte auch nicht viel von einem Menschen, der mit ungeputzten Schuhen geht. Mehr aber noch, als für das Putzen der Schuhe, sorge ich für das Reinigen der Ohren, Augen und Zähne. Denn wenn ein Paar Schuhe zerrissen sind, so lasse ich mir andere machen. Aber Zähne und Augen, wenn die einmal ruinirt sind, kann man so geschwind nicht wieder machen lassen.

J. Das ist wohl wahr. Sollte denn das kalte Wasser aber wirklich für Augen und Zähne so gut seyn?

V. A. Das versteht sich. Ich muß allemal lachen, wenn ich in einer Zeitung eine Universaltinctur, eine Universalmedicin, einen Lebensbalsam, angekündigt lese. Wozu diese Künsteleyen? Wenn es eine Universalmedicin, eine Universaltinctur, einen Lebensbalsam giebt, so ist es ein frisches, helles Wasser. Wenn ich Kopfweh habe, so wasche ich den Kopf mit kaltem Wasser, um die Augen zu stärken, wasche ich sie mit frischem Wasser, um die Zähne gesund zu erhalten, wasche ich die Ohren, und den Mund spüle ich damit aus, trinke es, um den Magen

zu stärken, und das Blut damit abzukühlen, bade mich drinne, um die Nerven damit zu stärken; verwunde ich mich, so wasche ich die Wunde damit aus; gehe ich in die Kälte, so stecke ich die Füße erst in kalt Wasser, trockne sie hernach ab, und wenn ich viel von der Kälte gelitten habe, so stecke ich sie wieder drein.

J. Und ist so eine wohlfeile Sache!

V. A. Freilich. Der liebe Gott hat es in der Welt so eingerichtet, daß alles, was wir zu unserer Wohlfahrt nöthig haben, wohlfeil ist. Die frische Luft zum Exempel. Aber manche Leute haben zu den Sachen, die wohlfeil sind, gar kein Zutrauen. So dachte Naemann, der unwillig wurde, als ihm der Prophet Elisa rieth, sich im Jordane zu baden, und so denken viele von unsern vornehmen Leuten, und viele von den Bürgern und Bauern. Was helfen soll, meynen sie, das muß Geld kosten. So ists auch mit den Zahnpulvern, den Zahntincturen u. d. g., weil diese aus vielen Sachen zusammengesetzt sind, und Geld kosten, so erwartet man große Dinge davon. Mein Großvater war ein Mann von siebenzig Jahren, hatte alle seine Zähne noch, und konnte Haselnüsse damit aufbeisen, und dieser hatte kein anderes Zahnpulver und keine andere Zahntinctur, als Tabacksasche.

J. Man

J. Man sollte aber meynen, die Tabacks-asche wäre eine scharfe Sache, die die Zähne zu sehr angriff.

V. A. Das sollte man freilich meynen, und viele Leute meynen es auch wirklich. Allein mein Großvater, ein Mann von siebenzig Jahren, der die Zähne mit Tabacksasche putzte, konnte Haselnüsse aufbeisen, und ich, der ich eben das thue, kann auch Haselnüsse aufbeisen. Hingegen kenne ich viele Leute, die Zahnpulver und Zahntinctur brauchten, und doch keine Haselnüsse aufbeisen können, weil ihnen entweder die Zähne wackeln, oder — weil sie ihnen nicht mehr wackeln. Ich unterscheide immer Meynung und Erfahrung. Wenn zehn Menschen, und hundert und tausend und eine Million Menschen, ja alle Menschen, die in der Welt sind, meynen, daß etwas schädlich sey, und ich habe es erfahren, an mir und an vielen andern, daß es gut ist, so kehre ich mich an keine Meynung, sondern handele nach meiner Erfahrung.

J. Hum! Hum! Auf diese Art hätte ich ja gar vieles diesen Morgen schon gelernt. Das muß ich doch in mein Reisebuch einschreiben.

Ich schrieb es ein. Während dem Einschreiben fiel mir aber ein, daß der Herr von

Assof auch gesagt hatte, daß er für seine Seele gesorgt habe. Wie haben Sie denn, fragte ich, für ihre Seele gesorgt?

B. A. Es ist mir lieb, daß er sich darnach erkundigt hat. So viel ich weiß, ist die Seele an jedem Menschen das wichtigste. Daher sorge ich vor allen Dingen, an jedem Morgen, erst für die Seele, dann für den Körper, ferner für die Schuh und Stiefeln, hernach zieh ich meine Uhr auf. So denken aber freilich nicht alle Leute. Viele ziehn erst die Uhr auf, dann fragen sie, ob die Schuh geputzt sind? und lassen sich frisiren, hernach sorgen sie für den Magen, und darüber vergessen sie die Seele ganz.

J. Das ist alles gut. Aber wie sorgen Sie denn für die Seele?

B. A. Ich bete.

J. So! So! Das thue ich auch. Wollen Sie mir nicht sagen, was für einen Morgensegen Sie beten?

B. A. Er meynet wohl, was ich für eine Gebetsformel habe?

J. Ja, das meyne ich.

B. A. Keine.

J. Wie können Sie denn da beten?

B. A. Ich will ihm doch einmal ein Geschichtchen erzählen. Ein Handwerksbursch gieng ein-

einmal in die Fremde. Da er fort gieng, druckte ihm die Mutter die Hände und sagte: Höre Christoph, schicke mir ja bald einen Brief! Christoph versprach es und reisete ab. Da er einige Tage gereiset war, kam er in ein Wirthshaus, wo er verschiedene Briefe in einem Winkel liegen sahe. Frau Wirthin! sagte er, will sie nicht so gut seyn, und mir einen von diesen Briefen schenken? Gerne, sagte sie. Was will er damit machen? Ich will ihn, antwortete er, meiner Mutter schicken, der ich, da ich abreisete, versprochen habe, daß ich ihr bisweilen einen Brief schicken wolle. Die Wirthin schenkte ihm einen Brief, und er schickte ihn ab. In diesem Briefe stand nun folgendes:

Ehr und tugendbelobte Frau Gevatterin!

Nachdem der allgütige Gott meine geliebte Ehefrau, von ihrer bisher getragenen weiblichen Bürde, in Gnaden entbunden, und uns beyderseits Eltern, mit einem gesunden Töchterlein erfreuet hat, uns aber als christlichen Eltern zuförderst zusteht, unser liebes Kind, durch das Bad der heiligen Taufe, von seinem sündlichen Unrathe reinigen zu lassen, wozu wir christliche Mittelspersonen nöthig haben: als bitten wir unsere Ehr und tugendbelobte Frau Gevatterin, dieß christliche

liche Werk zu verrichten, unser liebes Kind dem Herrn Christo im Gebet vorzutragen, und, nach geendigter heiligen Taufe, in unserer Behausung mit dem vorlieb zu nehmen, was der liebe Gott an Speise und Trank bescheeren wird u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herr Zerrenner, Inspektor der Kirchen und Schulen, auch Oberprediger zu Derenburg, im Fürstenthume Halberstadt, eröffnet Subscription auf: Christliche Volksreden über die Episteln, für Landleute, zum Vorlesen beym öffentlichen Gottesdienste, und bey der häuslichen Andacht, eingerichtet. Das Ganze wird ein Quartband, etwas mäßiger, als die, von ihm über die Evangelien herausgegebene, werden, und der Preis für die Subscribenten nicht über 2 Rthlr. kommen. Die Subscriptionszeit dauert bis Michaeli.

Diese Ankündigung ist in allen Buchhandlungen und Zeitungsexpeditionen zu haben. Erfurt, im Jenner 1791.

G. A. Keyser.

Die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal nimmt Subscription an.

Der Bote
aus
Thüringen.

Viertes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Das muß ja, sagte ich zum Herrn von Assof, ein sehr einfältiger Mensch gewesen seyn, der diesen Brief abgeschickt hat.

V. A. Warum denn einfältig? ist denn der Brief etwa albern?

J. Der Brief scheint wohl ganz gut zu seyn, aber er paßte ja für den Handwerksburschen nicht. Er hatte ja keine Frau, und auch kein Kind, daß er hätte können taufen lassen. Wie konnte er denn an seine Mutter einen Gevatterbrief schreiben?

V. A. Das ist freylich wahr. Ists denn aber mit vielen Gebetsformeln anders? für den Mann, der sie verfertigte, waren sie herzlich gut, aber für einen andern, der davon Gebranch

D machen

machen will, passen sie so wenig, als der Gevatterbrief, für jenen Handwerksburschen.

J. Auf diese Art halten Sie auch wohl nichts von den Kirchengebeten?

V. A. Mit den Kirchengebeten ist es eine andere Sache. Diese sind für eine ganze Gesellschaft bestimmt. Wenn diese gut eingerichtet sind, so können sie vielen Nutzen stiften. Wenn aber jeder für sich, sich mit Gott bespricht, so scheint mir doch das beste zu seyn, wenn jeder seine eignen Worte braucht.

J. Da thäten aber doch wenigstens die Schulmeister Unrecht, die die Kinder Gebetsformeln lehren.

V. A. Auch nicht, wenn die Formeln sonst nur gut, und für die Kinder passend sind. Z. E.

Ach Gott! ich bin ein junger Knab,
Verleih mir deines Geistes Gab,
Daß ich mög was Gutes lernen,
Zu meinem Nutz und deiner Ehren!

An solchen Formeln lernen die Kinder beten, und sie geben ihnen hernach Gelegenheit zu manchen guten Gedanken. Wenn man aber erst zu Verstande kommt, und weiß, wo es einem fehlt, so läßt man die Formeln nach und nach weg, und betet aus dem Herzen.

J. Darf

J. Darf ich wissen, was sie heute gebetet haben?

V. A. Das kann ich wohl sagen. Ich betete, der liebe Gott möchte mir Verstand geben, daß ich jede Gelegenheit wohl benutzte, etwas Gutes zu lernen und etwas Gutes zu thun, damit ich am Abend mich meiner Handlungen nicht schämen dürfe, sondern mich freuen könne, des Guten, daß ich gelernt und gestiftet hätte.

J. Soll ich Ihnen meine aufrichtige Meynung sagen?

V. A. Je aufrichtiger, je lieber!

J. Man spricht so viel von der Kraft des Gebets, und die Erfahrung lehrt doch ganz etwas anders. Ich habe um so manches gebeten, und — habe es nicht erhalten.

V. A. Um was hat er denn den lieben Gott gebeten?

J. Um gar vielerley, das ich alles nicht bekommen habe. Ich will aber nur ein Exempel anführen. Da ich in meiner Vaterstadt war, hätte ich gar zu gern ein gewisses Mädchen zur Frau gehabt. Ich fiel auf meine Knie —

V. A. Das ist nun eben zum Gebete nicht nöthig, der liebe Gott sieht das Herz an und nicht die Knie.

J. Es kann doch wenigstens nichts schaden.

Genug ich bat den lieben Gott Tag und Nacht, er möchte mir doch dieß Mädchen bescheeren, er that es wohl nicht.

V. A. Ey wer heißt ihn denn auch den lieben Gott um ein Mädchen bitten. Wenn es wirklich ein braves, gutes Mädchen war —

J. Das war es.

V. A. Nun so waren vielleicht zehen, die das Mädchen gern zur Frau gehabt hätten. Wenn nun diese alle den lieben Gott um das Mädchen baten, was sollte denn der liebe Gott thun? sollte er es allen zehen geben?

J. Das gieng freylich nicht.

V. A. Ich glaube es auch. Er durfte es also höchstens nur einem geben, weil es auch möglich war, daß keiner von allen zehen sich für sie zum Manne schickte. Der übrigen neune Gebet durfte er also nicht erhören. Mit solchen Gebeten darf man folglich dem lieben Gott nicht kommen, das heist ihn versuchen. Wenn er sie nicht erhört, so liegt die Schuld nicht an ihm, sondern an uns. Ich erinnere mich, daß ich in meiner Kindheit meinen Vater einmal bat, er sollte mir doch eine Pistole kaufen, und er kaufte sie mir nicht. Izo, da ich zu Verstande gekommen bin, sehe ich wohl ein, daß er recht daran that, und daß meine Bitte albern war. Wenn

wir

wir einst in einen vollkommnern Zustand kommen, werden wir einsehen, daß die mehresten Bitten der Menschen so albern waren, als die Bitte eines Kindes um eine Pistole.

J. Um was sollen wir denn aber eigentlich bitten?

V. A. Um das, um was ich heute bat.

J. Das ist wohl gut, wenn man weiter nichts bey dem lieben Gott zu suchen hat. Was wollten Sie denn aber bitten, wenn sie sich gern verheyrathen möchten?

V. A. Da würde ich den lieben Gott bitten, daß er mir beystehen wolle, meine Begierden zu beherrschen, und mit Verstande zu wählen, meine Neigung auf die Person zu lenken, mit der ich am glücklichsten leben könnte, und es zu verhindern, wenn ich etwa in meiner Wahl mich irren sollte. Auf diese Art, lieber Constant, thut man nie eine Fehlbitte. Da trifft es noch immer ein, was die Bibel sagt: Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist. Ein solches Gebet macht Lust zur Arbeit, giebt Trost und Beruhigung bey Widerwärtigkeiten, und giebt uns Kraft, viel Gutes zu thun. Man stärke jeden Morgen die Seele durch Gebet, und den Leib durch frisches Wasser, so wird gewiß alles gut gehn.

Daß wir itzo z. E. mit einander nach Amerika reisen, ist eine Wirkung des Gebets!

J. Das wäre doch sonderbar. Wie gienge denn das zu?

B. A. Das will ich ihm sagen. Da ich ihn gestern im Bornthale sitzen sahe, wollte ich erst vorbey gehen, und ihm einen freundlichen guten Morgen bieten. Denn alle Menschen, denen ich begegne, freundlich zu grüßen, das habe ich schon von meinem Großvater gelernet. Fritze, sagte er immer zu mir, wenn du keinem Menschen mit etwas nützen kannst, biete ihnen wenigstens einen freundlichen guten Morgen, guten Tag, oder guten Abend. Sieh! auf einen freundlichen Gruß folgt doch fast immer ein freundlicher Dank! ist ein freundlicher Dank nicht etwas vortrefliches?

Und ein freundlicher Gruß kann oft den Menschen, der unter seinen Arbeiten, Schmerzen, Sorgen, Kummer, seufzt, wenigstens auf eine halbe Stunde vergnügt machen. Wir Edelleute haben, unter vielen andern Vorzügen, auch diesen, daß unsere guten Morgen, die wir den Sorgenden und Bekümmerten bieten, noch weit mehr wirken, als wenn eben dieß ein Mann von niedrigem Stande thut. Den Vorzug darfst du dir

nicht

nicht nehmen lassen, wenn du ein braver Edelmann seyn willst. Merk dirs Fritze.

Ich habe mirs gemerkt, und meinen Großvater tausendmal für diesen guten Rath gesegnet.

Um aber zur Hauptsache zu kommen, so würde ich vor ihm, mit einem freundlichen guten Morgen vorbey gegangen seyn, wenn ich nicht bey meinem Aufstehen gebetet hätte.

J. Was beteten Sie denn?

V. V. Daß mich Gott doch ja aufmerksam erhalten möge, auf jede Gelegenheit, wo ich irgend einem Menschen nützlich seyn könnte, damit ich am Abend mich freuen dürfe, über das Gute, das ich, den Tag hindurch, gestiftet hätte. Dieß Gebet fiel mir nun ein, da ich ihm näher kam, und ich dachte: halt! hier ist vielleicht die Gelegenheit, wo du einem Menschen nützlich seyn kannst. Sogleich redete ich ihn an, gewann ihn lieb und reisete mit ihm. Wenn er nun auf unserer Reise nach Amerika, wie ich hoffe, ein recht kluger, geschickter, braver Mann werden sollte, wem hat er dieß zu danken? einem Morgengebete. Könnten wir, lieber Constant, alle das Gute übersehen, das in der Welt durch Gebet ist gestiftet worden? wir würden erstaunen.

Die

Die Thränen traten mir in die Augen, da er dieß sagte. Von dieser Zeit an habe ich auch recht beten gelernt, und erfahren, daß das Gebet, wenn es nur so ist, wie es mir hier erklärt wurde, wirklich eine gar große Kraft hat.

Itzo stund er auf und sagte: ehe wir nach Amerika reisen, wollen wir uns doch erst noch ein wenig in Gotha umsehen. Besehe er, was für seine Profession am schicklichsten ist, ich will mich nach dem umsehen, was mir wichtig ist, und am Abend wollen wir denn einander wieder erzählen, was wir gesehen und gehöret haben.

So schieden wir auseinander, und ein jeder gieng seinen eignen Weg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Fünftes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Da ich hörte, daß in Gotha eine Baumwollenfabrik wäre, so besuchte ich zuerst einige Baumwollenweber, wo ich sehr vieles lernte. Ich sahe da wie ein baumwollenes Zeuch, das man Pique nennt, wie Cattun, Mousselin und dergleichen, gewebt wurde, und sperrte die Augen gar weit auf, da ich die Garne sahe, aus denen man webte, die so fein gesponnen waren, daß man aus einem und 1/2 Pfunde ein Schock Ellen verfertigen konnte.

Ob ich nun gleich nicht alles begriff, und alle Vortheile dabey merkte: so war es doch sehr gut, daß ich es gesehen hatte. Nun sah ich doch, daß man noch etwas bessers weben könne, als das, was ich bisher weben gelernt hatte. Das machte mich noch aufmerksamer auf meinen Reisen, und dadurch lernte ich nach und nach das, was ich gelernt habe.

Drum ist es sehr gut, wenn man weiß, daß die Sachen besser gemacht werden können, als man sie bisher gemacht hat. Dadurch bekommt man Lust, auch weiter zu gehen. Hat man aber nichts bessers gesehen, so bleibt man immer bey dem alten Leisten.

Da ich den letzten Weber besuchte, fragte er mich: was ich für ein Landsmann sey? Da ich es ihm gesagt hatte, fragte er, wie ich hieße? und, da ich ihm auch dieß gesagt hatte, druckte er mir die Hand und sagte: ich heise ja auch Constant! wir sind ja Landsleute! Vettern! und sogleich sprang er auf, und begleitete mich.

Es würde zu weitläuftig seyn, alles zu erzählen, was er mir zeigte. Für mich war das Merkwürdigste eine große Wiese vor der Stadt, die ganz mit Maulbeerbäumen bepflanzt war. Mein Vetter versicherte mich, daß sich gegen 13000 Stämmchen darauf befänden, daß von Zeit zu Zeit eine Anzahl davon, gegen eine billige Bezahlung, an die Gemeinen überlassen, daß jährlich 30 bis 40 Schock davon verpflanzt würden.

Ei ihr Leute! sagte ich, das ist ja etwas Vortrefliches! da müssen ja hier zu Lande die Maulbeere gar wohlfeil seyn. Was kostet denn das Nösel?

Die-

Diese Bäume, sagte mein Vetter, tragen keine Beere, die einen angenehmen Geschmack haben. Es sind weiße Maulbeerbäume, die man nicht um der Früchte, sondern um der Blätter willen, pflanzt.

Um der Blätter willen? fragte ich. Ißt man sie denn roh, oder gekocht?

Man ißt sie, war seine Antwort, weder roh noch gekocht, sondern füttert die Seidenwürmer damit, die die Seide spinnen, aus der man hernach Strümpfe, Handschuhe, Taffet u. d. g. verfertigt.

J. Das laß ich gelten! Wie viel Centner Seide bekommt man denn alle Jahre davon in Gotha?

V. Ja, lieber Vetter! Seide ist kein Flachs und keine Wolle, die Seide berechnet man nicht nach Centnern, sondern nach Pfunden. Weiß er denn, wie viele Seidenwürmer nöthig sind, um ein Pfund Seide zu spinnen?

J. Wie wollte ich das wissen. Ich habe in meinem Leben noch keinen Seidenwurm gesehen. Ein guter Hammel trägt 3 Pfund Wolle, da werden doch wenigstens 110 Seidenwürmer ein Pfund Seide spinnen?

V. Ha! Ha! Ha! wohl 3500 Seidenwürmer sind zu einem Pfunde reiner Seide nöthig!

J. Je du lieber Himmel!

V. Einmal gewann ein durchreisender Schweizer von 13380 Würmern 4 1/4 Pfund. Ueberhaupt ist man in Gotha der Meynung, man müsse erst recht viele Maalbeerbäume ziehen, ehe man den Seidenbau anfangen wolle.

J. Das ist auch sehr vernünftig. Wer sorgt denn aber dafür, daß diese Bäume gepflanzt werden?

V. Das weiß ich selbst nicht recht, man hat mir aber gesagt, es wäre hier eine Gesellschaft zusammen getreten, um für das Beste des Landes zu sorgen, diese ließe den Maulbeersaamen aussäen, die Stämmchen verpflanzen, und trage die Kosten dazu.

J. Das ist wohl ganz gut. Sollte denn aber dem Lande damit geholfen werden?

V. Ei das wollte ich meynen. Für Seide geht doch jährlich viel Geld aus dem Lande, das man behalten kann, wenn man nach und nach die Seide selbst bauet. Die Seidenwürmer können durch kleine Kinder, die sonst noch nicht viel verdienen können, gezogen und gewartet werden. Wenn nun jede Gemeine nur ihren Kirchhof mit Maalbeerbäumen bepflanzte —

J. Da-

J. Dahin schickten sie sich wohl recht gut. Die mehresten Kirchhöfe stehen ja so kahl da, wie ein Anger!

V. Wenn nun dieß geschähe, so könnten sich doch wenigstens die Pfarrers und Schulmeisters Kinder etwas damit verdienen, und wenn es auch nur die Schuhe und Strümpfe wären, die sie jährlich nöthig haben, so ists doch etwas —

Und das Beste wäre, daß sie sich dabey fein früh zu einer anständigen und nützlichen Arbeit gewöhnten —

So rief jemand hinter uns, und, da ich mich umsahe, war es der Herr von Assof, der uns in der Stille nachgefolgt war. Ich mußte sogleich mit ihm in den Gasthof gehen, und ihm erzählen, was ich gesehen hatte, wo ich von ihm allerley erfuhr, das er gesehen und gehöret hatte. Er lobte mir einige brave Leute, die er hatte kennen lernen, deren Namen mir aber entfallen sind.

Am mehresten lobte er mir das Schulmeisterseminarium, wo junge Leute, die Schulmeister werden wollen, gelehret werden, wie sie Kinder unterrichten sollen, und auch wirklich Kindern, nach der Art, die ihnen ist beygebracht worden, Unterricht ertheilen müssen. Er lobte besonders, daß die Kinder angeführet würden, eine gute

Hand zu schreiben, die Natur kennen zu lernen, und aus dem Kopfe zu rechnen. Hierinne hätten sie es viel weiter gebracht, als ich.

Aha, sagte ich, das ist so ein Seminarium, wie eins in meiner Vaterstadt sollte errichtet werden, das aber nicht zu Stande kam, weil sich die Bürgerschaft dagegen setzte.

Das muß auch, sagte er, eine sehr einfältige Bürgerschaft gewesen seyn. Jede Gemeine, die Schaafe hält, wünscht sich ja einen guten Schäfer zu haben, sollte sich nicht noch mehr jede Gemeine, die Kinder hat, einen guten Schulmeister wünschen? Wenn der Schäfer eine Heerde verwahrloset, daß sie sich faul frißt, so ist es zwar ein Schade. Aber wenn die Schaafe den Winter hindurch crepiret sind, so kauft man sich im Frühjahr andere, und der Verlust ist das folgende Jahr verschmerzt. Wenn aber die Jugend in einem Dorfe verwahrloset wird, so ist das ein Schade, der in hundert Jahren nicht wieder gut gemacht werden kann. Die Brut bleibt, wird größer, beweibt sich, zeugt Kinder, die ihrem Bilde ähnlich sind — das ist ein Schade, den kein Mensch berechnen kann. Deswegen glaube ich immer, die größte Wohlthat, die einem Lande erwiesen werden kann, ist — ein gutes Schulmeisterseminarium.

Ich

Ich schrieb nun ein, was ich den Tag über gelernt hatte, und legte mich hernach zur Ruhe.

Den andern Tag, bald frühe, sorgte ich erst für die Seele, hernach für den Körper, dann putzte ich meine Schuhe, und meines Herren seine, hierauf gieng es zum Thore hinaus, nach Amerika.

Von Gotha bis nach Amerika ist aber ein gewaltig weiter Weg. Ich muß daher doch noch einige Umstände erzählen, die mir auf dem Wege arrivirten.

Da wir ohngefähr eine Stunde gegangen waren, begegnete uns ein junger Mann. Herr von Assof bot ihm einen guten Morgen, und fragte ihn: sind wir auf dem rechten Wege nach Langensalz?

Ja, sagte er, ich komme über Langensalz, und bin den nämlichen Weg gegangen, da muß es doch wohl der rechte seyn.

V. A. Werden Sie weit reisen?

R. Durch Deutschland, und, wenn mein Geld soweit reicht, auch noch durch Ungarn.

V. A. Darf ich wohl wissen, was Sie bey ihrer Reise für eine Absicht haben?

R. Keine andere, als die Produkte der Länder kennen zu lernen. Und da ist es mir lieb, daß ich Sie hier finde, Sie können mir vielleicht

 sagen,

sagen, was das für ein Gewächs sey, das hier auf diesem Acker steht; hier diese Stengel, die oben so runde Knötchen haben?

V. A. Das ist Flachs.

R. Flachs? nun das ist mir doch lieb, daß ich den zu sehen bekomme! Flachs? ei! ei! Und das, was auf dem andern Acker wächst, ist vielleicht Werg?

V. A. Nicht doch! das Werg ist keine besondere Pflanze, das ist der Abgang vom Flachs, der entsteht, wenn der Flachs gehechelt wird. Das Gewächs hier sind Linsen.

Habe ich in meinem Leben gelacht, so lachte ich itzo, weil ich doch einmal einen Menschen sahe, der noch weniger wußte, als ich. Herr von Assof machte ein sehr böses Gesichte, aber das half nichts, ich konnte das Lachen unmöglich unterdrücken. Der Reisende wurde endlich auch verdrüßlich und sagte: lieber Freund! er lacht mich aus, weil ich das Werg für eine Pflanze gehalten habe. Ich will nnn auch eine Frage an ihn thun. Wer war denn der Stifter der griechischen Monarchie?

J. Wie will ich denn das wissen! das habe ich nicht gelernt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Sechstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Nun so geht mirs auch, sagte der Reisende. Ich bin unter Büchern aufgewachsen — und weiß gar vieles von dem, was drinne steht, die Natur habe ich aber nicht kennen lernen. Mir hat noch niemand den Flachs auf dem Acker gezeigt, niemand gesagt, daß das Werg ein Abgang vom Flachse sey. Seit vier Wochen bin ich aber erst zu der Einsicht gekommen, daß jeder Mensch, vor allen Dingen, die Natur müsse kennen lernen. Eben deswegen reise ich.

B. A. Aber da wollte ich Ihnen doch rathen, daß Sie sich zu ihrer Reise einen geschickten Begleiter suchten. Außerdem wird sie Ihnen wenig nützen.

Der Reisende wurde verdrüßlich, stampfte mit dem Fuße auf die Erde und sagte: Vor

Gott

Gott ist es nicht zu verantworten, wenn man die Jugend so schlecht unterrichtet, wie ich bin unterrichtet worden. Nun muß ich mir halt zu helfen suchen, so gut ich kann — leben Sie wohl!

Wir giengen itzo fort, und Herr von Assof sprach kein Wort.

Endlich konnte ich es nicht länger aushalten, und fragte ihn: ich habe Sie doch nicht beleidigt?

Constant, antwortete er mir sehr ernsthaft, wenn man einen Menschen findet, der weniger weiß, als wir, so darf man ihn nicht auslachen, sondern muß ihn — belehren. Das ist Christenpflicht.

Und nun gieng er fort, ohne ein Wort weiter zu sagen.

Itzo kamen wir an eine Kirche, wo eben Gottesdienst gehalten wurde. Ich gehe in die Kirche und höre die Predigt mit an, sagte mein Herr, wenn er mit will, so kann er es thun. Ich that es. Da hielt nun der Herr Pfarrer eine Predigt, die meinem Herrn und mir so wohl gefiel, daß sie sich mein Herr von dem Herrn Pfarrer geben ließ, und ich sie zweymal, einmal für ihn und einmal für mich, abschreiben mußte.

Dahier habe ich sie noch, ich will sie doch vorlesen.

Gebet.

Dir dank ich für mein Leben,
Gott, der du mirs gegeben,
Ich danke dir dafür;
Du hast, von Huld bewogen,
Mich aus dem Nichts gezogen,
Durch deine Güte bin ich hier.

Eingang.

Lieben Freunde! das Leben auf dieser Erde ist eine vortrefliche Gabe, die wir von unserm Schöpfer empfangen haben. Wie viele Freude geniessen wir in demselben! Des Morgens können wir die Sonne sehen aufgehen, den Tag über unsere Geschäffte besorgen, die Werke Gottes betrachten, mit unsern Freunden uns vergnügen, durch Speise und Trank uns erquicken, am Abend auf das Gute, das wir gethan und genossen haben, zurücksehen, und dann den Schlaf geniessen, der uns allen so süße ist. Hat man eine Zeitlang auf der Erde gelebt gut gelebt, so kann man mit David sagen: wer bin ich? Herr! Herr! und wer ist mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht hast! Man fühlts, daß man verständiger geworden ist, daß man mehr gelernt hat, daß man, und das ist sehr wichtig Gutes stiftete, sieht daß die Arbeiten, die man verrichtete, durch Gott gesegnet wurden. Hat

 denn

denn diese Freuden ein Stein, der Jahr aus Jahr ein, ohne Gefühl, in der Erde liegt, und gar nicht weiß, daß er da ist? Und, wenn uns Gott nicht Gefühl und Leben gegeben hätte, würden wir nicht eben so wenig Freude haben, als ein Stein?

Daher ist das Leben dem Menschen auch gewöhnlich immer lieb. Sollte er auch gleich bisweilen in der Ungeduld sprechen: wenn ich doch nur stürbe! wenn ich doch nur nicht mehr auf der Welt seyn sollte! so beweißt er doch bald, daß von diesem unüberlegten Wunsche sein Herz nichts gewußt habe. Laßt ihn ins Wasser fallen — er wird um Hülfe schreyen. Laßt ihn krank werden, er wird Arzeney nehmen. Würde er dieß thun, wenn ihm das Leben nicht lieb wäre?

Aber Ausnahmen giebt es freilich. Man findet zu allen Zeiten Exempel von Menschen, die sich selbst das Leben nahmen, und leider findet man sie auch sehr oft in unsern Tagen. Daher will ich heute einmal reden vom **Selbstmorde.**

Text.

Luc. 2, 22 : 32.

Simeon, von dem unser Text redet, war vermuthlich ein alter Mann. Er hatte also wahrscheinlich manche Sorge, manche Angst, manchen Verdruß, manche Widerwärtigkeit, auszustehen ge-

gehabt. Denn so geht es immer. Wer lange auf der See gewesen ist, der weiß viel von Klippen, Sandbänken, Seeräubern zu erzählen, und wer lange auf der Erde gelebt hat, weiß viel von Sorge, Verdruß, Widerwärtigkeit zu sagen. Vielleicht hat er auch bisweilen in der Ungeduld gesagt: wenn ich doch nur gestorben wäre! Aber doch kürzte er sein Leben nicht ab, hielt geduldig aus, bis ihn Gott von der Erde abrief. Und nun hatte er die große Freude, sagen zu können: Herr nun lässest du deinen Diener im Friede fahren. Diese Freude wünsche ich euch allen, lieben Freunde, und, um das meinige dazu beyzutragen, will ich itzo, wie ich schon gesagt habe, reden:

Hauptsatz.

Vom Selbstmorde.

1. Woher er entstehe?
2. Wie man ihn vermeiden könne?
3. Wie man sich bey dem Selbstmorde anderer zu verhalten habe?

Erster Theil.

Wenn ein Mensch sich selbst das Leben nimmt, und man fragt andere: was mag ihn doch wohl dazu verleitet haben? so hört man gemeiniglich, daß man den Grund und die Ursache davon ausser dem Selbstmörder sucht. Bald sollen nahr-

lose Zeiten, bald eine mißvergnügte Ehe, bald ungerathne Kinder, bald Verfolgung, bald dieß, bald jenes, ihn zu dem schrecklichen Entschluß gebracht haben, sich selbst das Leben abzukürzen. Wenn der Sturm aber ein Haus umwirft, so ist die Ursache davon nicht der Sturm, sondern die schlechte Beschaffenheit des Hauses, weil entweder die Säulen und Schwellen daran vermodert waren, oder weil der Baumeister etwas daran versehen hatte. Und wenn ein Mensch durch die Trübsale zum Selbstmorde gebracht wird, so liegt der Grund davon gewiß immer in ihm selbst. Wenn die Trübsale allein den Menschen zum Selbstmorde bringen könnten: so bedenkt nur selbst, wie viele Selbstmörder wir haben müßten! Wie viele Noth, Verfolgung, Kränkungen, Beschimpfungen mußten die Apostel ausstehen! die Haut schaudert uns ja, wenn wir lesen, was Paulus erduldet hat. Sind sie deswegen Selbstmörder geworden? kein einziger. Sie haben alle ausgehalten, bis Gott sie abrief, bis sie sagen konnten: Herr nun lässest du deinen Diener im Friede fahren. Daraus sieht man ja, daß der Mensch, wenn er recht gut ist, alles aushalten kann. Es muß also wohl der Grund, warum manche Menschen sich selbst das Leben nehmen in ihnen selbst, bald in ihrer Seele, bald in ihrem Körper, liegen.

Gar

Gar oft liegt er in der Seele. Erstlich im bösen Gewissen.

Wenn ein Mensch nach seinen Lüsten lebt, keine Warnungen, keinen guten Rath annimmt, so dauert es, ach wenn ihr es doch ja recht zu Herzen nehmen möchtet, so dauert es gar nicht lange, dann sieht er lauter Böses um sich, das er gestiftet hat. Sein, sonst gesunder, Körper ist durch Ausschweifungen geschwächt, seine Haushaltung ist zu Grunde gerichtet, er steckt oft in Schulden. Er hat vielleicht seine Ehre verlohren, sich um die Liebe seiner besten Freunde gebracht; sieht Menschen um sich, die er durch sein böses Leben unglücklich machte, oder sieht sie auch nicht mehr um sich, weil der Gram, den er ihnen verursachte, vor der Zeit sie der Welt entriß. Nun wacht das Gewissen auf. Es stellt ihm alle das Herzeleid vor, das er angerichtet hat, es steht mit ihm auf, es geht mit ihm zu Bette, es erschreckt ihn in Träumen. Da weiß nun so ein armer Mensch sich weder zu rathen noch zu helfen. Um der Plage los zu seyn, schreitet er zum Selbstmorde. Was bewog denn den Judas Ischarioth, daß er sich erhieng? blos das böse Gewissen, das ihm immer sagte, du hast Unrecht gethan, daß du unschuldiges Blut, deinen Herrn und Meister, deinen größten Wohlthäter, an seine Feinde verrathen hast.

 Zwey-

Zweytens liegt der Grund zum Selbstmorde auch oft darinne, daß der Mensch sein Herz zu sehr an ein gewisses irrdisches Gut hängt.

Einer hängt sich an eine gewisse Person, glaubt, diese und keine andere müsse er haben, wenn er glücklich leben wolle; er bekommt sie aber nicht, entweder, weil sie ihn nicht will, oder, weil die Umstände es nicht erlauben, sich mit ihm zu verbinden. Nun glaubt er, es wäre für ihm keine Glückseligkeit mehr möglich. Was thut er? er nimmt sich das Leben.

(Die Fortsetzung folgt)

Herr Oekonomierath Stumpf zu Jena, der schon so viel Vortrefliches über Kleebau und Stallfütterung geschrieben hat, will uns den Kleebau und die ganze Landwirthschafft beschreiben, wie sie im Herzogthum Altenburg gewöhnlich ist. Das Buch bekommt Kupfer und wird auf Pfingsten fertig. Wer es haben will, bezahlt 1/2 Laubthaler voraus. Die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal wird dieß nützliche Werk gern befördern, und nimmt darauf Pränumeration an.

Der Bote aus Thüringen.

Siebentes Stück.

1791.

Fortsetzung der Predigt vom Selbstmorde.

Ein anderer hat sich in den Kopf gesetzt, ein reicher Mann zu werden, und das will doch nicht gehen, seine Unternehmungen mißlingen, Unglücksfälle rauben ihm einen großen Theil seines Vermögens, nun glaubt er, es sey aus mit ihm — was thut er? er wird ein Selbstmörder.

Ein dritter ist zu ehrgeizig; er will gern bemerkt, bewundert, vor allen andern vorgezogen seyn, und das mislingt ihm. Er muß es sehen, das andere mehr Ruhm, ansehnlichere Aemter erhalten, er wird da und dort zurückgesetzt, wohl gar getadelt, und an seiner Ehre angegriffen, und das zieht er sich zu Gemüthe, wird des Lebens müde und kürzt es sich ab. Da haben wir ja das Exempel an dem Ahitophel. Der hatte

sich daran gewöhnt, daß man alles, was er redete, ansahe, als wenn es vom Himmel herab gesprochen sey. Da man nun einmal seinen Rath nicht ansahe, als wenn er vom Himmel herab geredet sey, da man in denselben Mißtrauen setzte, da man ihn verwarf: so wollte er auch nicht mehr leben. Was that er? er erhieng sich.

Der dritte Grund vom Selbstmorde ist endlich der Mangel am herzlichen Vertrauen zu Gott, der Mangel an dem Glauben, daß alles, was Gott über uns verhängt, für uns gut sey, wenn wir uns nur darein zu finden wissen; so wie es gut ist, daß ein Vater seinen Kindern nicht in allen Stücken ihren Willen thut. Wenn alle Menschen glaubten, was die christliche Kirche singt:

— Das, was Er thut,
Ist alles gut,
Ob's noch so traurig schiene —

so würden wir gewiß sehr wenige Selbstmörder haben. Aber das glauben leider sehr wenige Menschen. Wenn die Widerwärtigkeit etwas stark eintritt, wenn es *scheint*, als wenn es nun *ganz* mit ihnen aus wäre, so denken sie nicht daran, daß ein weiser guter Gott ihr Schicksal regiere, daß ohne seinem Willen ihnen gar nichts begegnen könne, und daß alles, was ihnen begegnet, seine guten Absichten habe — sie denken nur an die

die Traurigkeit, die sie itzo empfinden, nicht aber an die Freude, die ihnen Gott dadurch verschaffen will — sie verzweifeln — verschmähen ein Leben, von dem sie glauben, daß es ihnen keine Freude mehr verschaffen werde. So gieng es dem König Saul. Da die Philister von allen Seiten ihn ängstigten, so glaubte er, Gott habe ihn verlassen, es sey aus mit ihm — er erstach sich.

Unterdessen ist es gewiß, daß die Ursache vom Selbstmorde sehr oft auch im Körper liege. Wenn der Mensch die besten Augen hat, und ist in der ganzen Natur alles schön und fröhlich, die Fenster des Zimmers, das er bewohnet, sind aber dunkel und trübe, so kommt es ihm vor, als wenn alles, was er durch die dunkeln Fenster sieht, im Nebel läge.

Und so geht es auch mit dem Körper, dem Hause, das unsere Seele bewohnet. Wenn dieser in Unordnung ist, so ist alles um ihn her gleichsam schwarz. Denkt die Seele in einem solchen Körper an die Zukunft, so wird es ihr angst und bange, jede kleine Gefahr kommt ihr schrecklich groß vor, es scheint ihr, als wenn sie ihren Arbeiten nicht mehr gewachsen wäre, als wenn sie nicht würde auskommen können. Sieht sie um sich, so ist ihr alles unangenehm, ihre Arbeiten scheinen ihre Kräfte zu übersteigen, auf

ihre Freunde ist sie mißtrauisch, viele Menschen hält sie für ihre Feinde, und besorgt von ihnen das ärgste; wenn andere fröhlich sind, so ärgert sie sich, und wenn sie etwas versehen, so weiß sie sich vor Unmuth nicht zu lassen, und glaubt, daß sie störrische, boshafte, abscheuliche Leute wären, da doch vielleicht bloß ein kleiner Leichtsinn eine kleine Unachtsamkeit sie zu dem Versehen verleitet hat. Da wird nun ein solcher Mensch seines Lebens müde, geht immer mit selbstmörderischen Gedanken um — sinkt endlich und führet den traurigen Vorsatz aus, mit dem er schon lange umgegangen war.

Das ist ein schrecklicher Zustand, vor dem euch Gott alle bewahren wolle!

Vor Alters glaubte man, daß dieß alles der Teufel wirke, daß die selbstmörderischen Gedanken von ihm herrühreten — aber itzo, da man die Worte recht hat verstehen lernen: Dazu ist erschienen, der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre; da man den menschlichen Körper genau untersucht hat, glaubt man so etwas nicht mehr; man ist nunmehr gewiß, daß der Grund von solcher Melancholie im menschlichen Körper liege.

Manche Menschen bringen einen fehlerhaften Körper mit auf die Welt. Es giebt Familien, wo die Melancholie immer von den Eltern

auf

auf die Kinder erbt, und man kann es nicht recht erklären, wie das zugehe. Solcher Exempel sind aber, Gott Lob! sehr wenige. Die mehresten Menschen verderben vielmehr ihren Körper durch ihre Lebensart.

Und das ist einer der wichtigsten Punkte, die ich itzo vortragen will, seyd also aufmerksam, lieben Freunde!

Ein großer Theil der Menschen, besonders in Städten, bringt seine mehreste Lebenszeit sitzend in der Stube zu; selten macht er sich eine Bewegung in freyer Luft, und, wenn er es thut, so geschieht es doch nur bey warmer Witterung; regnet es, oder wehet ein rauher Wind, so wagt er es nicht, auszugehen. Dadurch muß ja nothwendig der Körper geschwächt werden, die Nerven, die subtilen Fäden, die der Schöpfer durch unsern Körper verwebte, daß wir damit empfinden und wirken sollten, werden schlaff, das Blut fängt an zu stocken, weil die Adern durch das beständige Sitzen zusammen gepreßt werden — ists denn da ein Wunder, wenn ein solcher Mensch immer niedergeschlagen und traurig ist? Betrachtet doch nur den Fisch, wenn er im Strome sich befindet! wie lebhaft, wie lustig ist er! Nun nehmt ihn aber aus dem Strome heraus, setzt ihn in ein enges Gefäß voll Wasser, wo er sich nicht frey be-

bewegen kann, wo das Wasser nach und nach warm wird — ists nicht war er wird nach und nach matt, schnappt ängstlich und stirbt am Ende. Der gute Gott, der den Fisch zur Bewegung im frischen Wasser bestimmte, bestimmte den Menschen zur Bewegung in frischer Luft. Wenn er sich nun fast gar nicht bewegt, der frischen Luft fast ganz entzieht, so muß ihm ja am Ende so ängstlich werden, wie dem Fische im laulichen Wasser.

Hierzu kommt noch dieses, daß manche Menschen die weise Regel Sirachs: mein Kind, prüfe, was deinem Leibe gesund ist, fast gar nicht befolgen. Sie essen und trinken, was ihnen vorkommt, ohne zu prüfen: ist das deinem Leibe auch gut?

Es schickt sich für die Kanzel freilich nicht, so recht umständlich zu erklären, was und wie viel ein Mensch genießen soll; deswegen will ich nur einige Exempel anführen, die alle verstehen werden die fein aufmerksam sind. Wer die Gedanken auf andere Dinge, als auf diesen Vortrag, richtet, wird ihn freilich gar nicht, oder, welches noch schlimmer ist, ganz falsch verstehen.

Es fühlts doch jeder, daß auf den unmäßigen Genuß des Kaffees, Bänglichkeit, Zittern in allen Gliedern erfolgt; es ist doch gewiß, daß

der

der Brandewein den Menschen erst wild und unbesonnen, hernach verdrossen macht, so, daß er den andern Tag bereuet die Thorheiten, die er am vorigen Tage begangen hat, und die Schritte verflucht, zu welchen ihn der Brandewein verleitete. Eben so gewiß ist es, daß der Mensch, der im Essen und Trinken, und im Genusse anderer sinnlichen Vergnügungen, sich nicht zu mäßigen weiß, den folgenden Tag sich übel befindet, traurig, unmuthig, mit der ganzen Welt unzufrieden ist. Wenn man nun solche Ausschweifungen oft wiederholt, muß man da nicht am Ende des Lebens überdrüßig werden?

Dieß sind die Ursachen des Selbstmordes. Laßt uns nun auch sehen, wie wir ihn vermeiden können.

Zweyter Theil.

Wer auf das, was im ersten Theile gesagt wurde, recht aufmerksam war, der wird fast von selbst finden können, was er zu thun habe, wenn er den Selbstmord vermeiden will. Führt das böse Gewissen, die Reue, zum Selbstmorde? nun so laßt uns denn immer so leben, daß uns unser Gewissen keine Vorwürfe machen darf, daß wir unsere Handlungen nicht bereuen dürfen; laßt uns, wie der Apostel sagt, vorsichtiglich wandeln, nicht als die Unweisen, sondern

als die Weisen! Wer ein gutes Gewissen hat, wer seine Handlungen nicht bereuen darf, der kann unglaublich viel aushalten. Auch das schwerste Leiden wird uns erträglich, wenn wir wissen, wir haben es uns nicht selbst zugezogen. Es ist traurig, eine schlechte Erndte zu haben, traurig sein Haus verbrennen zu sehen, von Feinden gekränkt zu werden; aber, wenn die Trübsal noch schrecklicher wäre, so wird man sich doch leicht beruhigen können, wenn man nur weiß, daß man sie nicht verschuldet, daß man den Acker, der eine schlechte Erndte giebt, gut bearbeitet, das Feuer in dem Hause, das abbrennt, sorgfältig verwahret, den Feind, der uns kränkt, vorsetzlich nicht beleidiget habe. Man kann dann auf guter Menschen Mitleiden und Beystand, und, was das beste ist, auf Gottes Hülfe rechnen. Deswegen steht in unserm Gesangbuche der schöne Vers:

Besitz ich nur
Ein ruhiges Gewissen,
So ist für mich,
Wenn andre zagen müssen,
Nichts schreckliches in der Natur.

Und Salomo spricht: der Gerechte ist getrost, wie ein junger Löwe.

(Die Fortsetzung folgt)

Der Bote aus Thüringen.

Achtes Stück.

1791.

Fortsetzung der Predigt vom Selbstmorde.

Aber daran fehlts gar vielen Menschen. Die mehresten haben einen Wurm am Herzen, der heimlich daran nagt; das ist das böse Gewissen, die Reue.

Wo sollen denn diese hin? sollen sich denn diese ermorden?

Vielleicht ist mancher hier, der sich durch diese Frage getroffen fühlt, den die Sünde drückt, der durch unüberlegte Handlungen sich große Noth zugezogen hat. Mit diesem will ich nun besonders reden.

Wenn du nun, lieber Freund, wirklich mit Kain sagtest: meine Sünde ist größer, als daß sie mir könnte vergeben werden: so bedenk doch selbst, ob der Selbstmord dir nützen werde? Wem willst du entfliehen? vielleicht Gott? Bedenk

doch nur, was David sagt: führe ich gen Himmel, so bist du da, bettete ich mich in die Hölle, siehe so bist du auch da! Dem Allgegenwärtigen können wir ja schlechterdings nicht ausweichen. Willst du vielleicht den Strafen der weltlichen Obrigkeit entgehen? so überlege doch nur, daß diese Gottes Dienerin ist, die er bevollmächtigt hat, den Sünder zu strafen? Wirst du bey ihm Schutz finden, gegen die Gesetze, die unter seiner Aufsicht gegeben sind? Glaubst du etwa, daß die Obrigkeit dich zu strenge behandele, und du wolltest deswegen bey Gott selbst Recht suchen? so brauchst du ja nicht von der Erde zu entweichen; du kannst ja hier, wo du stehst, in dem Leibe, in welchem du lebst, deine Noth so gut klagen, als außer dem Leibe. Willst du etwa dem bösen Gewissen entfliehen? das geht ja nicht an. Das böse Gewissen sitzt nicht in dem Körper, sondern in dir selbst, in deiner Seele. Es folgt dir also allenthalben nach, du magst kommen, wohin du willst. Vielleicht willt du aber den Leuten ausweichen, die du gekränkt und unglücklich gemacht hast? da hilft dir der Selbstmord wieder nichts. Sie folgen dir ja nach — sie verklagen dich vor Gottes Richterstuhle.

Selbstmord hilft also, wie ihr selbst sehet, dem Sünder gar nichts.

Sünder! wenn ihr Unrecht gethan habt, so ist, merkt wohl auf, so ist für euch schlechterdings gar kein anderes Mittel zu eurer Rettnng übrig, als — Besserung. Denkt doch nur an Peterus. Der hatte auch eine große Sünde gethan. Was that er? erhieng er sich etwa? nicht doch! er weinte bitterlich, und gab sich nun desto mehr Mühe, war desto eifriger, den Willen seines Erlösers zu thun, stiftete noch viel Gutes in der Welt. Wenn wir nun einmal in einer andern Welt den Petrus und Judas Ischarioth wieder antreffen sollten, welcher wird sich wohl am besten befinden? Denkt doch darüber selbst nach!

Es ist also dem Menschen, der sein Gewissen verletzt hat, nicht anders anzurathen, als — Besserung. Hat er seine vorige Zeit schlecht angewendet, so muß er nun einen desto bessern Gebrauch davon zu machen suchen. Hat er Menschen betrübt, so muß er desto eifriger jede Gelegenheit nutzen, wo er sie erfreuen, wo er ihre Glückseligkeit befördern kann! Dann darf er, im Glauben an die Verheisung Jesu, von Gott erwarten, daß er ihm verzeihen werde.

Zweytens laßt uns unser Herz an nichts Irrdisches hängen, nicht von allem, was außer

uns da ist, als unentbehrlich zu unserer Glückseligkeit betrachten. Unsere Glückseligkeit laßt uns in uns selbst suchen. Wenn unser Gewissen uns ein gutes Zeugniß giebt, wenn es sagt: du hast recht gethan, wenn wir dieß Zeugniß recht zu schätzen wissen, dann können wir es gewiß aushalten, wenn äußerliche Güter uns entzogen werden. Ist mein Gewissen mein Freund, so kann ich es verschmerzen, wenn andere Menschen es nicht seyn wollen; fühle ich es, daß ich selbst verständiger und besser werde, so kann ich mich ja wohl zufrieden stellen, wenn mein äußerlicher Zustand sich verschlimmern sollte; und habe ich den Ruhm eines guten Gewissens, weiß, daß ich Gottes Beyfall habe, was achte ich den Tadel kurzsichtiger Menschen?

Drittens wenn der Mangel des Vertrauens zu Gott zum Selbstmorde verleitet, so laßt uns doch alles thun, um uns ein recht herzliches Vertrauen zu Gott zu verschaffen.

Denkt nur zurück an die vorigen Zeiten! Ists nicht wahr, es traf euch in denselben manche große Noth? ihr glaubtet oft, daß ihr verderben und zu Grunde gehen müßtet? und doch wurde euch geholfen! doch sahet ihr am Ende ein, daß die Trübsal, die euch so schwer war, zu eurem Besten gedient hatte? Warum wollt ihr denn

denn nicht Vertrauen zu dem Gott fassen, der euch bis hieher so gut leitete, daß er auch künftig euer Bestes befördern werde? Ist er etwa weniger mächtig? weniger gut? weniger weise, als er es vor zwanzig oder dreyßig Jahren war? Und warum hat er alle dieß Gute an euch gethan? doch wohl deswegen, daß ihr seinen Willen thun, und auf dem Platze, wohin er euch stellte, Gutes stiften solltet. Und nun, nachdem ihr so lange von ihm genährt, geführt, geschützt wurdet, wolltet ihr ihm den Dienst aufsagen, wenn er etwas schwer wird? so bedenkt doch nur selbst, was ihr von einem Soldaten haltet, der im Frieden viele Jahre den Sold zieht, und nun, wenn er, für das Beste des Vaterlands, Beschwerden übernehmen soll, entweichen will? was ihr haltet von einem Dienstboten, der euch den Dienst aufsagt, wenn es die mehreste Arbeit giebt? Ists nicht wahr, ihr haltet sie für schlechte Leute? diesen wollt ihr doch nicht gleich werden? wollt doch wohl dem guten Gott nicht aus dem Dienste gehen, wenn er euch bisweilen etwas schwer wird? Ein guter Herr, und das ist doch gewiß unser lieber Gott, vergilt es allemal seinen Dienern wieder, wenn sie viel in seinem Dienste haben aushalten und dulden müssen. Vielleicht wißt ihr selbst manches Exempel davon, Exempel von Leuten,

die vieles ausstehen mußten, aber in der Folge auch desto mehr Freude hatten. Sollte euch aber keins beyfallen, so denkt doch nur an Hiob! Dieser sagte auch einmal aus Ungeduld: meine Seele wünscht erhangen zu seyn — ein schrecklicher Wunsch! Da er sich aber nicht erhieng, geduldig aushielt die Trübsale, die Gott über ihn verhängt hatte, so hatte er in der Folge auch die Freude, daß er sehr gesegnet wurde, und noch gar viel Gutes stiften konnte. Wie vielmal wird er dann bereuet haben, daß er gesagt hatte: meine Seele wünscht erhangen zu seyn!

Der Gott, der zu Hiobs Zeiten regierte, regiert auch itzo noch, und wird eben so gut, wie damals, die Traurigkeit in Freude zu verwandeln wissen.

Endlich laßt uns auch dafür sorgen, daß der Körper immer frisch und munter sey! Die Unmäßigkeit laßt uns ja fliehen, denn daraus entspringt allemal, über lang oder kurz, Melancholie. Alles, alles laßt uns meiden, auf dessen Genuß Schwermuth folgt. Täglich laßt uns ausgehen, und die Werke Gottes betrachten, die mannichfaltigen, die weislich eingerichteten Werke, davon jedes, die Blume auf dem Felde, der Vogel unter dem Himmel, die Güte seines Schö-

pfers predigt! und dann recht lange ausgehen, wann wir am traurigsten sind!

Lieben Freunde! wenn ihr diese Regeln alle befolgt, so werdet ihr gewiß euer trauerndes Herz beruhigen können, und keinem wird der schreckliche Wunsch entfahren, meine Seele wünscht erhangen zu seyn!

Laßt uns nun noch überlegen, wie wir uns gegen Selbstmörder zu verhalten haben.

Dritter Theil.

Wenn ihr von einem Selbstmörder hört, lieben Freunde, so glaubt ihr immer, als wenn er das schrecklichste Verbrechen begangen habe, das Gott nicht vergeben könnte. Und hierinne thut ihr Unrecht. Ein Verbrechen ist es freilich, weil man Gott gleichsam aus dem Dienste läuft, abgeht, ehe man sein Tagewerk vollendet, ehe die Seele im Körper die gehörige Reife und Zeitigung erhalten hat. Das ist wahr, das leugne ich nicht, und habe euch deswegen dafür herzlich gewarnt. Aber wenns nun einmal geschehen ist, wenn nun einmal ein armer Mensch sich so weit verirret hat: dann vergeßt doch ja nicht, was unser Erlöser sagt: richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet, verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet! Bedauert den armen Menschen, und — sucht ihm gleich auf der Stelle zu helfen, wenn

ihm noch zu helfen ist. Hängt er an einem Stricke — schneidet ihn los! liegt er im Wasser, zieht ihn heraus! hat er sich mit einem mörderischen Gewehre entleibt, so schickt nach dem nächsten Wundarzte, und laßt ihn bitten, daß er doch geschwinde kommen und versuchen möchte, ob er den Unglücklichen nicht noch retten könne.

Ihr werdet vielleicht sagen: das geht nicht. Ein Selbstmörder ist unehrlich, den darf man nicht anrühren. Wer hat denn dieß aber gesagt? ists nicht wahr, eure Eltern, eure Großeltern, eure Nachbaren? Müßt ihr denn aber alles glauben, was diese sagen? Wir sind ja an die Bibel gewiesen, und diese sagt ausdrücklich: Lieben Brüder, so ein Mensch von einem Fehl übereilet wird, so helft ihm wieder zurechte mit sanfmüthigem Geist. Ist denn nun der Selbstmord nicht auch ein Fehl?

(Die Fortsetzung folgt)

In der Salzmannischen Handlung zu Erfurt, die schon seit vielen Jahren den Ruhm hat, daß die Sämereyen, welche sie verkauft, ächt und unverfälscht sind, sind auch dieses Jahr alle Arten Klee, Specerey, Zwiebeln, und Gartengewächssaamen um billigen Preis zu haben. Eine Preiscourante giebt sie umsonst aus.

(Mit diesem Stücke wird ein Register über den Jahrgang 1790 ausgegeben.)

Der Bote aus Thüringen.

Neuntes Stück.

1791.

Fortsetzung der Predigt vom Selbstmorde und Herrn Constants Lebensgeschichte.

Sollen wir denn nun der Bibel nicht folgen? Warum wollt ihr denn dem nicht zurecht helfen, mit sanfmüthigem Geist, der diesen Fehl begangen hat?

Ihr sagt ferner, den Selbstmord könne Gott nicht vergeben. Wahr ists nun wohl, daß ein Selbstmörder dafür wird leiden müssen, daß er seinem Wohlthäter hat entlaufen wollen, daß er gegen ihn undankbar gewesen ist. Wo steht es denn aber geschrieben, daß Gott ihm nicht vergeben könne? Ihr sprecht, weil er keine Zeit hat, sich zu bessern? Lieben Freunde, was Gott über einen solchen Menschen beschließt, das könnt ihr nicht entscheiden, und ich kann es auch nicht. Gesetzt aber, ein Selbstmörder würde ewig ver-

dammt — wollt ihr denn das zulassen? wollt ihr nicht euer möglichstes thun, ihn der ewigen Verdammniß zu entreissen, damit er sich bessert und Vergebung erhalten kann? Ihr sucht ja bey Feuersbrünsten die Häuser zu retten — und euren Mitchristen wolltet ihr nicht der Verdammniß zu entreissen suchen? überlegt die Sache wie ihr wollt; wenn ihr Christen seyd, so müßt ihr schlechterdings alles mögliche thun, um den Selbstmörder ins Leben zurück zu bringen.

Wie ihr dieß angreifen müßt, findet ihr im Noth- und Hülfsbüchlein umständlich beschrieben.

Nur mit wenigen muß ich gedenken, wie sich ein guter Christ, gegen den Leichnam eines Selbstmörders, der nicht mehr gerettet werden kann, zu verhalten habe. Sonst pflegte man ihn auf den Plätzen zu beerdigen, wo die Körper der Thiere und Missethäter vermodern. Dieß war aber eine schändliche Gewohnheit. Auf unserm Gottesacker vermodert der Leichnam so manches Geizigen, so manches Verleumders, so manches Meineidigen, so manches Trunkenboldes, so manches Ehebreches, die durch unsere Nachbaren zu Grabe gebracht wurden. Warum soll denn allein der Leichnam des Selbstmörders von einem solchen Begräbnisse ausgeschlossen seyn? Wenn die

dieß nothwendig so seyn müßte, so würde es doch unsere liebe Obrigkeit befehlen, die, wie ihr alle wißt, Gottes Dienerin ist.

Strafe muß seyn, sagt ihr, und das gebe ich gern zu. Aber uns kömmt es doch nicht zu, unsern fehlenden Nebenmenschen zu strafen, sondern Gott und der Obrigkeit, die seine Dienerin ist. Diese will ja aber, daß der Leichnam eines Selbstmörders auf den Gottesacker beerdigt werden soll. Und wenn ja Strafe seyn soll, wer wird denn dadurch bestraft, wenn der Leichnam des Selbstmörders ein unehrliches Begräbniß bekommt? der Selbstmörder nicht, der ist nicht mehr da, der steht vor seinem Richter; der Leichnam auch nicht, weil dieser nicht mehr sieht, hört, empfindet, was mit ihm vorgenommen wird. Wer gestraft wird, das sind die armen, unschuldigen Anverwanden des Selbstmörders, seine Eltern, seine Kinder, seine Geschwister, sein Ehegatte, diese bedauernswürdigen Leute, die ohnedieß genug Jammer, über den Fehltritt, in ihrem Herzen haben, den ihr Anverwander begangen hat? habt ihr denn nicht gelesen, was die Bibel sagt: der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters?

Nun du Vater unsers Lebens, stärke uns alle, daß wir treulich bis an das Ende desselben aushalten:

 Daß

Daß wir das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genießen,
Und unsern Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutst, beschließen.

Amen!

Diese Predigt war ohne Zweifel durch den Selbstmord, der in voriger Woche zu Gotha geschehen war, veranlaßt worden, und der Herr von Assof dankte dem Herrn Pfarrer dafür, daß er den Selbstmörder nicht genannt, nicht verdammt habe.

Der Herr Pfarrer aber lächelte und sagte: als christlicher Prediger darf ich ja niemanden verdammen, da unser Heyland ausdrücklich gesagt hat: verdammet nicht!

Der Herr Pfarrer nöthigte uns, mit ihm zu Mittage zu speisen: dann besuchten wir seine Kinderlehre, in welcher er mit den jungen Burschen diese Predigt wiederholte, und sich mit ihnen so herzlich, wie ein Vater mit seinen Kindern, besprach.

Nach geendigter Kinderlehre mußten wir wieder mit ihm in sein Haus gehen, und wurden von ihm so lange aufgehalten, bis die Dämmerung eintrat. Itzo machten wir uns auf den Weg, und eilten was wir konnten, um Langensalz noch zu erreichen. Aber die Nacht fiel ein,

da

da wir wohl noch dreyviertel Stunden von der Stadt waren — eine Nacht, die so dunkel war, daß man nicht einen Schritt vorwärts sehen konnte. Ich that jeden Schritt mit Furcht und Zittern, endlich sagte ich: wenn wir doch nur bey dem guten Herrn Pfarrer geblieben wären!

Herr von Assof lachte und sagte: warum?

J. Da dürften wir doch nicht in der Nacht herumtappen!

V. A. Das Herumtappen in der Nacht ist ja gut, da lernt man doch seine Augen des Nachts brauchen. Es ist nicht genug, daß man am Tage sehen kann, man muß es auch des Nachts können. Er fürchtet sich doch nicht vor Gespenstern?

J. Das wohl nicht, aber wie leicht könnten wir Räubern in die Hände fallen.

V. A. Nun da würde das Unglück auch eben so gar groß nicht seyn. Forderten sie uns das Geld ab, so gäben wir es ihnen halt, und wollten sie uns das Leben nehmen, so wehrten wir uns unserer Haut. Bey dieser Gelegenheit bekämen wir desto mehr Courage (Kuraasche). Courage muß eigentlich jeder Mensch haben, wie kann er sie denn aber lernen wenn er sich nicht bisweilen der Gefahr aussetzt? Wer Schwimmen lernen will, der muß ins Wasser gehen, und

wer Courage sich erwerben will, der muß sich Gefahren aussetzen.

J. Aber wie leicht könnten wir fallen!

V. A. Wohl wahr! aber weil wir dieß besorgen müssen, so lernen wir fein auf den Weg merken, werden hübsch vorsichtig!

J. Wie aber, wenn wir uns verirrten!

V. A. Das wäre ja ganz vortreflich.

J. Vortreflich?

V. A. Vortreflich! denn die Verirrung machte uns gewitzt, wir lernten nun nachdenken, und suchten durch Nachdenken uns allerley Merkmahle zu finden, die uns auf den rechten Weg brächten.

J. Hum! Hum!

V. A. Was will er mit seinem Hum! Hum?

J. Wenn das alles so wäre, wie Sie dahier sagen, so sollte man ja allen Menschen rathen, daß sie bey der Nacht reiseten.

V. A. Lieber Constant, ich will ihm meine kurze und aufrichtige Meynung sagen. Wenn ich bey Tage reisen kann, so reise ich bey Tage, und, wenn ich die Wahl zwischen einem guten und schlechten Wirthshause habe, so wähle ich das gute. Wenn ich nun aber einmal in der Nacht reise, oder in ein schlechtes Wirthshaus kom-

komme, nun so klage ich nicht und lamentire nicht, sondern ich suche alles Gute hervor, das die Reise bey der Nacht, und der Aufenthalt in einem schlechten Wirthshause hat. Reise ich des Nachts bey hellem Himmel, so habe ich meine Freude an den Sternen, ist der Himmel aber, wie itzo, trübe, da übe ich mich, im Finstern zu sehen, und habe mein Vergnügen daran, wenn ich bedenke, daß ich durch Ertragung der Beschwerlichkeiten abgehärtet werde; komme ich in ein schlechtes Wirthshaus, wo der Wirth brummt, die Wirthin zankt, die Wirthschaft sauisch, das Bier sauer ist, der Ofen raucht, und eine Oellampe brennt, so denke ich, das ist recht gut, daß du doch auch einmal ein schlechtes Nachtquartier hast. Auf diese Art lernst du doch etwas ausstehen, und wenn du auf der Reise nach Amerika hernach Hunger, Kummer und Noth dulden mußt, so kommt es dir doch nicht fremde vor, weil du schon daran gewöhnt bist. Auf diese Art befinde ich mich immer wohl, und ist denn das nicht besser, als wenn ich mich ärgere und lamentire?

Wer vergnügt leben will, der muß nothwendig, bey allen Schicksalen, die ihn treffen, die gute Seite hervorzusuchen sich gewöhnen, sonst wird er niemals froh. Denn jede Sache hat auch ihre schlimme Seite, und manche Leute ha-

ben die böse Gewohnheit, alles von der schlimmen Seite zu betrachten. Das ist ein garstiger Fehler, lieber Constant, der ist so schlimm, als die gelbe Sucht.

Ich glaube Herr von Assof hätte noch eine Stunde gepredigt, wenn er nicht durch einen unvermutheten Zufall wäre unterbrochen worden. Wir hörten nämlich in der Entfernung gar ein klägliches Heulen und wimmern. St.! St.! sagte Herr von Assof horchte wo die Stimme herkam, und schlich sich auf den Zehen nach dem Orte hin, wo das Winseln war. Itzo waren wir schon so nahe, daß wir die winselnde Person sehen, und manches verstehen konnten. Es war eine weibliche Stimme, die wimmerte: ach! ach! erbarme dich meiner, lieber Gott! mein Kind! mein Kind, das ich unter dem Herzen trug — mein Kind, das muß ich — Herr Jesu, ich kann es nicht tod machen! und doch ich muß! ich muß! ich muß! armer Wurm, Gott sey deiner Seele gnädig —

Halt! rief mein Herr, was giebts da?

Auf einmal war alles stille, und wir hören nur noch das Weinen eines neugebohrnen Kindes.

(Die Fortsetzung folgt)

Der Bote aus Thüringen.

Zehntes Stück.

1791.

Fortsetzung von den schädlichen Obstraupen, auch von den schädlichen Kohlraupen und ihrer Vertilgung.

Wirth. Bote.

B.

Das Abmoosen der Bäume gewährt auch noch diesen Vortheil, daß es den Thau, Regen, die Luft und den Sonnenschein freyer in den Baum wirken läßt, und dadurch den Lauf der Säfte und die Ausdünstung des Baums befördert. Denn in den Bäumen laufen die Säfte eben so herum, wie das Blut in unserm Körper, und sie dünsten auch eben so aus.

W. Das erste sieht man ja augenscheinlich, wenn im Frühjahr der Saft geht.

B. Man braucht auch dieß Mittel nicht alle Jahr zu wiederholen, sondern der Fleiß, den man in einem Winter drauf verwendet hat, nutzt

mehrere folgende. Zur Vorsorge kratze ich die kleinen Spuren von Moos, die sich wieder zeigen, mit der Bürste in jedem Winter ab. — Nun ists aber nicht genug, Herr Gevatter, daß er seine Obstbäume bloß vom Mooße reinigt, um den Blütenwickler loszuwerden, es muß auch noch mehr geschehen.

W. Von den Kirschbäumen, besonders den Herzkirschbäumen, müssen die kleinen abgestorbenen Aestchen abgelesen werden.

B. Dieß kann zur Ersparung der Zeit schon beym Abmooßen geschehen. Viele derselben sind schon abgewittert, und fallen nach einer kleinen Erschütterung des Astes von selbst ab. Diejenigen aber, welche fest sitzen, schneidet man ab, oder kehrt sie auf beyden Seiten mit der Bürste ab, damit die etwa daran gesetzten Eyer auf die Erde fallen. Hier zerstöhrt sie entweder die Nässe, oder die ausgekrochenen Raupen erreichen selten die Höhe des Baums wieder, um zur Blüte zu kommen.

W. Und die oben beschriebenen Büschel oder Klatten sind ja auch leicht abzulesen.

B. O ja. Sie sitzen ebenfalls nicht feste, und fallen sogleich herunter, wenn man mit einem Stocke auf denjenigen Ast schlägt, auf welchem sie hängen. Es giebt ihrer überhaupt auch

nur

nur wenig, und sie fallen gleich in die Augen. Sie können auch leicht erreicht werden, da sie fast immer nur am untern Theile der Zweige sitzen.

Wenn nun dieß alles geschehen ist, so reiniget man die Bäume noch so weit mit einer Bürste, so weit man seine Zweige und Aeste erreichen kann. Ich verstehe darunter nicht die ganz obersten oder äußersten Zweige; denn so hoch steigt selten der Schmetterling, um seine Eyer anzulegen. Ueberdem sind ja die äußersten Zweige, besonders an den Kirschbäumen, immer glatt, das Insekt kann sich daran nicht fest halten, und findet auch kein Moos, in welches es seine Eyer legen kann. Eben deswegen tragen auch die jungen Kirschbäume fast alle Jahre, und man findet nie einen Blütenwickler auf denselben, noch eine Raupe von ihm.

W. Da geht es also ganz natürlich zu, wenn die jungen Bäume immer Früchte tragen.

B. Wie er hört. Allein hiermit ist noch nicht alles im Obstgarten geschehen. Ein emsiger Gärtner thut noch mehr. Er schaft aus Vorsorge auch die kleinen Büschelchen Mooß weg, welche er an Bäumen findet, die eben nicht viel bemooßet sind, und welche gewöhnlich unten an den jungen Trieben sitzen, wo sie aus den stärkern Aesten ausgeschossen sind, und fegt auch die Löcher,

 wo

wo jene abgestorbenen junge Triebe fest gesessen haben, so wie den ganzen Baum, ab.

W. Das kostet freilich ein Bischen viel Mühe.

B. Das wohl, aber sie wird auch gewiß belohnt.

Ferner müssen alle widernatürlichen Erhöhungen, die man an einem Baume bemerkt, mit der Baumkratze weggekratzt werden. Dieses sind oft nichts anders, als eine ungeheure Menge mit einem dicken Filz bedeckte Raupeneyer. Andere schädliche Raupen bringen den Winter in den Klüften und Ritzen der Rinde zu, und haben sich mit einem weißen oder gelben Gespinst bedeckt; von andern sind wieder die Puppen daselbst anzutreffen. Jene Oerter müssen also auch genau durchsucht werden, und man muß die Gespinste alle zerstöhren. Dadurch wird der Gärtner eine Menge Feinde los, die, wenn sie im künftigen Sommer zur Vollkommenheit gelangen, ihm den empfindlichsten Schaden thun können.

W. Da hat er Recht.

B. Es ist auch sehr rathsam, das abgefallene Laub im Herbst auf einen Haufen zu bringen, es zu verbrennen, oder besser, in eine Mistpfütze zu werfen, und Dünger daraus zu machen. Dadurch werden nicht so wohl die schäd-

lichen

lichen Blütenwicklereyer, als vielmehr eine große Menge anderer schädlichen Insekten, vertilgt. Es halten sich nicht allein im abgefallenen Laube mehrere Arten von Spinnen (Kanker) und die dem Obst so schädlichen Ohrwürmer auf, sondern auch viele Tag- und Nachtschmetterlinge legen ihre Eyer dahin.

Sieht er, Herr Gevatter, hier liegt das ganze Geheimniß, warum ich dieß Jahr meinen Kindern und meiner Freunde Kinder Aepfel und Birnen geben kann, und er nichts zu geben hat, wenn er es nicht kauft. Wird er es mit der Reinigung der Bäume eben so halten, wie ich, so wird er hoffentlich im künftigen Jahre auch Obst haben.

W. Wir wollens hoffen. Ich will wenigstens mein möglichstes darzu beytragen.

Wenn man doch auch nur so gute Mittel gegen die schädlichen Kohlraupen hätte. Diese haben dieses Jahr bey uns auch entsetzlichen Schaden gethan.

B. Bey uns haben die Leute auch fast nichts als Kohl- und Krautsstrünke bekommen. Es hält auch allerdings ein Bischen schwer, diese schädlichen Gäste wegzubringen. Doch wer sich keine Mühe verdrüßen läßt, der kann auch gegen diese Feinde siegen.

W. Ich habe diesen Sommer über meinen Nachbar gar herzlich lachen müssen. Der schwur Stein und Bein, daß er dieß Ungeziefer durch ein sympathetisches Mittel gar bald von seinen Aeckern vertilgen wolle, und an sein Kraut und Kohl sollte gewiß kein Räupchen kommen, und siehe da! Er behielt bey seinen Aberglauben auch nichts weiter übrig, als die puren kahlen Strünke.

B. Nun, was machte er denn?

W. Er sagte, man müsse von den Ecken seines Kohlgartens, oder Ackers, übers Kreuz vier Raupen ablesen, und diese in einem Säckchen in den Schornstein aufhängen. So wie diese Delinquenten stürben, so müßten die auf den Aeckern auch alle krepiren. Aber er hats gesehen. Hahaha!

B. So gehts den Aberglauben.

In einigen Gegenden, wo man viele Puterhühner hält, treibt man diese auf die Kohläcker. Diese lesen eine große Menge ab, aber zerhacken auch viel Kohlpflanzen.

W. Das läßt sich denken.

B. Die besten Mittel sind folgende. Erstlich muß man die Kinder in den Schulen mit dem Schmetterlinge bekannt machen, der die Eyer an den Kohl legt, woraus die Raupen entstehen. Er ist sehr kenntlich. Seine Farbe ist weißgelb, die Oberflügel sind schwarz eingefaßt, und haben auch eini-

einige Würfel von dieser Farbe. Es giebt dieser Schmetterlinge, die die Kinder auch Milchdiebe nennen, eine sehr großer Menge, und sie sind fast unter allen Schmetterlingen diejenigen, die den Menschen am wenigsten scheuen. Kennen die Kinder dieses Insekt, so werden sie mit leichter Mühe eine große Menge derselben fangen und tödten können, und sich (wie man es ja alle Tage sieht) eine Lust daraus machen, auf diese Schmetterlingsjagd ausgehen zu dürfen. Mit einem Schmetterlinge gehen alsdenn immer 100 Raupen zu Grunde.

W. Das Mittel sollte nicht übel anschlagen.

B. Das zweyte Mittel ist, man sucht die Eyer des Insekts auf, und vertilgt sie. Gemeiniglich setzt sie der Schmetterling auf die innere Seite des Kohl- und Krautblats, damit sie daselbst wider alle schädliche Witterung sicher sind, und von den Vögeln nicht so leicht gefunden werden. Man darf daher nur ein Blatt nach dem andern aufheben, und die gelben Eyerchen, die alle auf der Spitze, manchmal in großer Menge zusammen, stehen, zerdrücken. Wer viele Kinder hat, und eine solche Eyerlese einen Tag mit Fleiß anstellt, der wird mehr ausrichten, als wenn er hernach acht Tage mit der größten Sorgfalt Raupen sammeln läßt.

W. Ich habe selbst gesehen, daß es mit dem Raupenablesen nicht recht fort will. Es ist, wie wenn sie einen unter der Hand aufwüchsen und es hat ein ganzer Haushalt drauf zu gehen, wenn immer alle Raupen vertilgt werden sollen.

B. Noch ein drittes Mittel hat man, wodurch man jetzt gegen diese schädlichen Thiere streiten kann.

W. Jetzt im Winter?

B. Ja im Winter, wenn man nämlich gegen die Puppen zu Felde zieht. Wer jetzt eine Puppe tödtet, der vertilgt in ihr eine zahlreiche Brut von Kohlraupen. Wenn die Schulkinder nur die Puppen kennen, so werden sie von Herbst bis zum Frühjahr, ohne daß sie weiter drauf ausgehen, eine große Menge von ihnen vernichten können. Denn es braucht eben kein Nachsuchen, um sie zu finden. So bald die Raupen sich fett gefressen haben, und die Zeit ihrer Verwandlung heranrückt, welches gemeiniglich im September anfängt und bis im November, wenn der Herbst warm ist, fortdauert, so klettern sie haufenweise an Bäumen, Wänden und Mauern hinauf, je nachdem eins von diesen Dingen in der Nähe des Kohls oder Krauts ist, und suchen sich ihr Winterlager aus.

(Die Fortsetzung folgt)

Der Bote
aus
Thüringen.

Eilftes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Izo trat mein Herr frisch herzu und fragte: was giebts hier? Statt der Antwort erfolgten aber Thränen und Schluchzen.

Armes Mädchen! sagte mein Herr, mit sehr liebreicher Stimme, ists nicht wahr du wolltest izo dein Kind umbringen?

M. (Weint).

B. A. Und da hat mich der liebe Gott nun zu dir gesandt, um dich von der schrecklichen That abzuhalten. Ich bin dein Engel! sey aufrichtig und verschweige mir nichts!

M. Gott! sollte es möglich seyn, daß es noch einen Menschen gäbe, der sich meiner erbarmte?

B. A. Den giebts — hier ist er.

M. (Indem sie seine Hand faßte, und mit ihren Thränen netzte). Wenn Sie sich meiner

 erbar-

erbarmen, so sind Sie kein Mensch, denn bey Menschen habe ich keine Erbarmung zu hoffen.

B. A. Das glaubst du. Bey mir ist Erbarmung, Hülfe, Rettung, und — ich bin doch nur ein Mensch. Aber die Wahrheit mußt du sagen.

M. Ach die will ich gern sagen.

B. A. Du wolltest also dein Kind umbringen?

M. Ach Gott im Himmel sey es geklagt! ja das wollte ich.

B. A. Und warum?

M. Warum? Warum? Weil sein Vater nicht mit mir copulirt ist — weil er mich verlassen hat, und ich nun vor aller Welt zu Schanden werde, wenn es an den Tag kommt, daß ich ein Kind außer der Ehe gehabt habe.

B. A. Hast du noch Eltern?

M. Ja die habe ich.

B. A. Warum hast du dich ihnen nicht entdeckt, und bey ihnen Hülfe gesucht?

M. Ach! meine Eltern sind gar ehrliche brave Leute, die mich zu allem Guten erzogen haben, die wollte ich nicht betrüben.

Warum, fragte ich, hat sie denn aber auch den albernen Streich gemacht und —

Oh! sagte mein Herr, was will er mit seinen Vorwürfen? Vorwürfe sind hier zu spät. Das Mädchen weiß, daß sie einen albernen Streich gemacht hat, und ist gekränkt genug. Warum will er sie noch mehr betrüben? Hat er nicht gelesen: einem betrübten Herzen mache nicht mehr Leides? Itzo ist an weiter gar nichts zu denken, als an — Rettung. Das Mädchen muß gerettet werden, und das Kind auch, und das ist, bey Gott, unsere Schuldigkeit, weil uns der liebe Gott so sonderbar hierher geführt hat, und itzo auf der ganzen Erde kein Mensch ist, der so sehr verbunden wäre, sich dieser Unglücklichen anzunehmen, als — wir. denn wer soll sich denn dieser Leute annehmen? Der Römische Kaiser? der Churfürst in Sachsen? wie können sie denn? sie wissen ja von dem Vorfalle nichts. Und wenn Mutter und Kind auf der Stelle sterben, so hat niemand Verantwortung davon, als — wir, weil wir sie hier fanden — Kurz es muß geholfen werden! Das Kind wimmert, es ist mir, wie wenn es riefe: ach erbarmt euch doch! helft doch! —

Nun schwieg er einige Minuten, dann sagte er: der Entschluß ist gefaßt! Mädchen nimm du dein Kind in die Schürze, und geh mit mir nach der Stadt.

M. Herr Jesu! das kann ich nicht, meine Eltern — die werden mich zum Hause hinaus werfen.

V. A. Und das sollen sie nicht. Wenn wir an das Thor kommen, so gehst du hinein, und giebst mir das Kind, und ich gehe damit zum andern Thore hinein und versorge es.

Da wußte die arme Mutter nichts weiter zu antworten, als daß sie weinte, und meinem Herrn die Hand druckte. Da fiel mir der Händedruck wieder ein, den ich von dem Erfurtischen Tuchmacher bekam, und ich war auf mich selbst böße, daß ich mir diesen Händedruck nicht zu verdienen gesucht hatte. Denn dabey bleibe ich, der Händedruck von einem Menschen, dem man geholfen hat, macht mehr Freude, als irgend etwas in der Welt.

Auf dem Wege erkundigte sich mein Herr noch sehr sorgfältig nach dem Namen der Eltern des Mädchens, ihrer Wohnung, dem Namen des Mannes, der des Kindes Vater war, und da wir an das Thor kamen, mußte sie hinein gehen, das Kind in ihre Schürze wickeln, uns zurück lassen und wir giengen damit nach einem andern Thore zu.

Als wir dort ankamen, examinirte uns der wachthabende Officier, mein Herr sagte ihm, daß er ein neugebohrnes Kind gefunden habe, und bat ihn,

ihn, ihm sogleich einen Soldaten mitzugeben, der ihn zum Bürgermeister führte.

Dieß geschah. Da wir zum Bürgermeister kamen, bat ihn mein Herr, daß er sich doch ja des armen Kindes, das er am Wege gefunden, erbarmen und eine Frau rufen lassen möchte, die es groß zöge.

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf und sagte: das ist eine bedenkliche Sache. Des Kindes muß ich mich wohl erbarmen, denn ich bin ein Mensch, ein Christ; aber, Herr von Assof, überlegen Sie wohl, ich bin nicht nur Mensch und Christ, sondern auch Bürgermeister in Langensalz, der dafür sorgen muß, daß der Bürgerschaft keine Lasten aufgebürdet werden, dergleichen die Erziehungskosten dieses Kindes sind. Als Mensch, als Christ, will ich sogleich für des Kindes Erziehung sorgen. Aber als Bürgermeister in Langensalz muß ich erst Sie gerichtlich befragen, wie Sie zu dem Kinde gekommen sind?

V. A. Daran thun Sie Recht. Wenn ich Ihnen nun aber hinlängliche Sicherheit wegen der Erziehungskosten des Kindes gebe, dann ist doch wohl die gerichtliche Untersuchung nicht nöthig?

B. In diesem Falle nicht.

Herr von Assof zählete ihm sogleich für das erste Jahr zehen Dukaten hin, und gab ihm Ver-

 sicher-

sicherung wegen des Kindes Versorgung für die Zukunft.

Der Herr Bürgermeister ließ dann sogleich eine Frau rufen, der er das Kind und vor der Hand einen Dukaten übergab. Er redete ihr sehr nachdrücklich zu, daß sie ja das Kind, wie ihr eignes, verpflegen möchte, und ein Geistlicher, der sich in der Stube befand, rief ihr noch nach: vergeßt nicht, was in der Bibel steht: was ihr gethan habt, dem geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan. Die Beköstigung und die Kleidung dieses Kindes bezahlt dieser Herr hier; aber die Treue, mit der ihr es erzieht, die bezahlt derjenige, der diesen schönen Spruch gesagt hat. Eure eignen Kinder werden es zu genießen haben, was ihr an diesem armen Kinde thut.

Die Frau gieng fort, der Bürgermeister begleitete sie, und wir blieben mit dem Geistlichen allein.

Ich freue mich, sagte mein Herr, daß ich einen so würdigen Mann habe kennen lernen. Aber eben deswegen bin ich auch etwas unruhig.

G. Wie so?

V. A. Weil ich besorgen muß, daß Sie allerley Verdacht gegen mich schöpfen. Ich will Ihnen also sogleich gestehen, daß ich das Kind

nicht

nicht allein, sondern mit der Mutter zugleich, gefunden habe, die im Begriff wahr, es umzubringen, und die ich hier das erstemal in meinem Leben sahe. Wenn Sie mir erlauben, daß ich Sie morgen besuchen darf, so will ich Ihnen die Mutter nennen, und Sie bitten, sich der armen Unglücklichen anzunehmen.

G. Ihr Besuch soll mir lieb seyn. Ich heise Kranichfeld, und wohne nicht weit von der Bergkirche.

B. A. Da ich nun das arme Kind so verlassen fand, glaubte ich, ich wäre verbunden, mich desselben anzunehmen. Der Pöbel wird freilich allerley darüber urtheilen, und ich muß es mir gefallen lassen; ich denke aber: wer Gutes thun will, der muß auch Muth genug haben, um des Guten willen zu leiden.

G. Das ist brav gedacht! Wenn ich unter solche bedenkliche Umstände komme, wo ich nicht recht weiß, was ich thun oder lassen soll; so überlege ich immer: was würde unser Heyland gethan haben, wenn er an deiner Stelle gewesen wäre? und da finde ich immer, wozu ich mich als Christ entschließen muß. Gesetzt unser Heyland hätte auf der Langensalzer Straße eine Sünderin mit einem neugebohrnen Kinde angetroffen — was würde er gethan haben? der Mutter würde

er

er gesagt haben: siehe zu, sündige hinfort nicht mehr, daß dir nichts ärgers wiederfahre! dann würde er sogleich Anstalt für die Rettung des armen, unschuldigen, Kindes gemacht haben. Denn das war seine Art so. Vor der Sünde warnte er ernstlich: wenn aber ein Mensch das Unglück gehabt hatte, sich zu versündigen, und bezeugete herzliche Reue, so erbarmte er sich seiner. Das sehen wir an seinem Verhalten gegen die bußfertige Sünderin, gegen den Zachäus und gegen die Zöllner. Und ist denn das nicht edel? Wir nennen Sünder — Gefallene, und das sind sie. Was thut nun ein rechtschaffener Mann bey dem Fallen seiner Nebenmenschen?

(Die Fortsetzung folgt)

Mit diesem Blate wird das Titelkupfer ausgegeben.

Der Bote aus Thüringen.

Zwölftes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Wenn der rechtschaffne Mann merkt, daß sein Nebenmensch auf Wegen geht, wo er leicht fallen kann, so warnt er ihn herzlich und ernstlich; ist er aber gefallen, so hält er ihm keine lange Strafpredigt, sondern reicht ihm, ohne weitere Umstände, die Hand, hilft ihm auf, und, wenn er das Bein gebrochen hat, so lauft er sogleich nach dem Wundarzte, und sorgt dafür, daß er verbunden, und sein Fuß wieder geheilet werde. So machte es der barmherzige Samariter, den unser Heyland der ganzen Christenheit zum Exempel aufgestellt hat. Da er den Juden fand, der unter die Mörder gefallen war, so hielt er ihm keine lange Strafpredigt, sagte nicht: warum bist du diesen gefährlichen Weg gereist? warum hast du keinen Begleiter mitgenommen? warum hast du dich nicht besser gegen die Mörder gewehrt? Dieß alles that er nicht, sondern ver-

band die Wunden des armen Juden, goß darein Oel und Wein, lud ihn auf sein Thier, brachte ihn in die Herberge, und sorgte für seine Verpflegung.

So handelt man denn freilich heutiges Tages nicht immer. Man macht aus dem Fallen einen Spaß, und hernach, wenn ein Mensch das Unglück gehabt hat zu fallen, so geht man vorüber, und ehe man vorüber geht, so hält man ihm noch eine Strafpredigt.

Deswegen glaube ich auch, daß unser Heyland, wenn er itzo wieder käme, in vielen Ländern nicht Dorfpfarrer werden könnte.

B. A. Wie? Jesus Christus nicht Dorfpfarrer werden?

G. So wahr ich vor Ihnen stehe, nicht Dorfpfarrer. Denn, wenn er predigte: Nicht alle, die zu Jesu sagen, Herr Herr, werden in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen des Vaters im Himmel thun, so würde man schreyen: das ist ein Ketzer! Hernach würde man auch an seinem Lebenswandel vieles auszusetzen finden.

B. A. Wie? an Jesu Lebenswandel?

G. An Jesu Lebenswandel. Denn wenn er eine Sünderin fände, so würde er nicht vor ihr vorübergehen, würde sie nicht verdammen, son-

sondern würde sie zu bessern suchen, und sich ihrer annehmen. Herr von Assof, wie können Sie glauben, daß ein Candidat, in manchen Ländern, eine Pfarre bekommen könnte, der sich einer Sünderin annimmt? Mit Fingern würde man auf ihn zeigen und sagen: dieser ist der Sünder Gesell! Selbst Sünder zu seyn, das schadet der Beförderung zu einem geistlichen Amte nichts, man muß aber nur seine Sünden zu verbergen wissen, und andere Sünder recht strenge behandeln*).

Wir giengen nun in das Wirthhaus, und schliefen, nach genoßner Mahlzeit, recht ruhig.

Den andern Tag giengen wir bald früh zu dem würdigen Geistlichen, der uns so viel Gutes gesagt hatte. Er empfieng uns sehr freundlich.

*) So urtheilte der verehrungswürdige Kranichfeld, der lebenslang einen unsträflichen Wandel führte, der seiner Gemeine wahrer Vater war, und im Stillen unermeßlich viel Gutes stiftete, davon Niemand etwas erfuhr, als — diejenigen, denen er es erzeigte, und der, der ins Verborgne sieht. Seine freymüthige Art zu urtheilen, der ich oft mit innigster Hochachtung zuhörte, würde ich nicht abdrucken lassen, wenn er nicht bereits in eine bessere Welt übergegangen wäre, wo er über die Urtheile der Welt weit erhaben ist.

wolle, Seide und dergl. veredelt — das gebe ich zu. Aber, wenn das Spinnen und Weben bloß durch Menschen betrieben wird, wenn der Mensch nichts thut, als daß er spinnt und webt, so wird das edelste Produkt, der Mensch — verderbt. Da veredelt man Wolle, Flachs, Baumwolle, Seide — alles veredelt man, aber — der Mensch wird verunedelt.

J. Wie verstehen Sie das?

V. A. Das will ich ihm erklären. Menschen, die Jahr aus Jahr ein hinter dem Spinnrade, und dem Weberstuhle in der dumpfigten Stubenluft sitzen, müssen ja nothwendig schwach, kränklich, traurig werden.

J. Das ist wohl wahr. Was thut man aber nicht, um Nahrung zu haben?

V. A. Und diese bekommt man gewiß durch bloßes Spinnen und Weben nicht. Die größte Armuth herrscht zuverläßig in Familien, die sich bloß vom Spinnen und Weben nähren. Ist denn das nicht wahr?

J. Wahr ist es wohl, ich möchte aber doch wissen, wie dieß zugienge?

V. A. Wie dieß zugehe? das will ich ihm sagen. Wenn die Spinnerinnen und Weber die ganze Woche hindurch gearbeitet haben, so haben sie doch nichts zu essen. Denn das Gespinnst und Gewebe kann, wie er selbst weiß, nicht

nicht genossen werden. Sie müssen ihre Waare nun erst verkaufen. Wenn sie niemand verlangt, wenn die Einfuhre derselben in den benachbarten Ländern sogar verboten wird: dann sitzen die armen Leute, haben Garne und Zeuge, aber — kein Brod. Da müssen sie nun, wie Bettler, umher gehen, und ihre Waaren ausbieten, oft mit Schaden verkaufen; haben sie endlich sie zu Gelde gemacht, so müssen sie dasselbe dem Bauer wieder geben, um von ihm Brod, Milch, Butter, Käse, Eyer, zu bekommen, der nun wieder von ihnen fordert, was er will. Wäre es nun nicht besser, wenn jeder Mensch ein Stück Land hätte, es selbst mit seiner Familie bearbeitete, und nur im Winter, und an Tagen, da man, wegen des Regens, das Land nicht bearbeiten kann, sich mit Spinnen und Weben beschäftigte? Auf diese Art bliebe er gesund, würde stärker, hätte doch für seine Familie wenigstens immer Butter, Gemüße und Brod, und dürfte nicht hungern, wenn Zeiten kämen, da das, was er spinnt und webt, nicht gesucht wird.

J. Das läßt sich hören.

V. A. Ja wohl läßt es sich hören. Wer freilich bey dem Spinnen und Weben aufgewachsen ist, der muß sich zu behelfen suchen, so gut er kann. Aber so ein junger Mensch, wie er ist, dem ist zu rathen, daß er beyzeiten seine Haus-

hal

haltung so einrichte, daß er sich sein Brod, Gemüß, Milch und Butter selbst verschaffen kann.

J. Das ist wohl gut. Aber wo soll ich denn das Land bekommen?

V. A. Land? Ha! Ha! Ha! diese Frage hätte ich gar nicht von ihm erwartet. Giebt es denn nicht Land genug? Man muß sich nur nicht auf einen Platz hinsetzen, wo kein Land zu sehen ist. Wenn man sich freilich in einer großen Stadt ein Stübchen miethet, das zwey bis drey Stock hoch ist, dann kann man fragen: woher bekomme ich denn Land? Das darf man aber nicht thun. Die Erde ist ja groß genug.

Von den **Vorlesungen über die Pflichten und Rechte des Menschen**, die Herr Rath Bekker vor einiger Zeit ankündigte, wird itzo der erste Theil gedruckt, und man kann darauf noch, mit einem Thaler, den Louisd'or zu 5 Rthl. gerechnet, bis zu Ende des Aprils pränumeriren. Der Name des Verfassers der **deutschen Zeitung** und des **Noth- und Hülfsbüchleins** bürgt für die Güte und Wichtigkeit dieser Vorlesungen. Die Namen der Pränumeranten werden dem Buche vorgedruckt. Das Geld wird, wie es sich von selbst versteht, postfrey eingeschickt, an die Expedition der deutschen Zeitung zu Gotha. Auch nimmt die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal Pränumeration an.

Diejenigen, welche den Boten aus Thüringen ferner zu lesen gesonnen sind, werden höflichst ersucht, die Vorausbezahlung auf das künftige Vierteljahr [illegible]schicken.

Der Bote aus Thüringen.

Drenzehntes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Wir redeten noch verschiedenes über diese Materie, und legten uns dann zur Ruhe. Den andern Tag marschirten wir weiter, und nahmen des Abends unser Nachtquartier in dem Dorfe Schelgenleben *).

Da wir an den Gasthof kamen, hörten wir in der Stube ein schreckliches Zanken und Disputiren. Wir öffneten die Stube, und erblickten darinne eine Menge Bauern, und einen Mann mit einem Haarbeutel, der aber ein Paar Löcher hatte, und einem verschabten und geflickten Rocke. Dieser, sobald er uns erblickte, winkte mit der Hand und rief: St.! St.! Sogleich war alles stille. Wir

*) Gewisser Ursachen wegen werden künftig die Städte und Dörfer, durch welche die Reise gieng, mit erdichteten Namen genennt.

Wir setzten uns in eine Ecke, die Bauern sahen uns an, sprachen leise, bald unter sich, bald mit dem Haarbeutels-Manne, endlich kam einer auf meinen Herrn los und fragte: mit Verlaub! (mit Erlaubniß) Wo ist der Herr her?

V. A. Aus Pommern.

B. Wo denkt er hinaus?

V. A. Nach Amerika.

B. Nach Amerika? da mag ich nicht von seiner Gesellschaft seyn.

Nun verfügte er sich wieder zu den andern Bauern, und das Pflüstern gieng von neuen an: Nach etlichen Minuten kam er wieder und sagte: nehm er es nicht übel! er muß weiter gehen, hier kann er nicht logiren.

V. A. Nicht hier logiren? und warum denn nicht? Ist denn dieß Haus nicht ein Gasthof?

B. Das ist es. Aber die Gemeine ist heute hier zusammen, und hat Sachen abzuthun, die kein Fremder mit anhören darf.

V. A. Aber, lieben Leute! wo soll ich denn hin? stockfinster ist es draussen. Wollt ihr mich denn der Gefahr aussetzen, auf dem Wege umzukommen?

B. Ei er kann ja zum Edelmanne gehen, der hat ein großes Schloß — der kann —

V. A. Ist denn sein Edelmann Gastwirth?

B. Das

B. Das ist er nicht.

V. A. Wie kann er denn also dem Edelmanne zumuthen, daß er mich, als einen ganz unbekannten Mann, beherbergen soll?

B. Kennt er denn unsern Edelmann gar nicht?

V. A. Wie kann ich ihn denn kennen? ich weiß ja nicht einmal seinen Namen.

B. Weis er was! hinauswerfen wollen wir ihn nicht, aber er muß mir die Hand drauf geben, daß er nicht verrathen will, was wir hier mit einander sprechen.

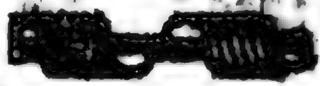
V. A. Hier ist meine Hand!

B. Nun sieht er, wir haben hier weiter gar nichts vor, als daß wir ein Bischen rebelliren wollen.

Der haarbeutliche Mann, von dem wir hernach erfuhren, daß er ein Advocat sey, dem, verschiedener Ursachen wegen, die Praxis war untersagt worden, kam sogleich auf uns los und sagte: ja ich kann es nicht läugnen, daß ich damit umgehe, diese armen Leute in Freyheit zu setzen.

V. A. Das ist brav! Freyheit muß jeder Mensch haben.

A. Vortreflich! Wir sind ja von Natur einander alle gleich.

B. Recht so! Wenn ich ein Kind taufen lasse, und wenn der Edelmann eins taufen läßt, so ist eins wie das andere, da ist kein Unterschied. Eins quixt (weint), wie das andere, eins ist so dumm, wie das andere, und eins — verunreinigt sich, wie das andere. Da ist alles gleich. Und, wenn ich die Wahrheit sagen soll, meine Kinder sind von besserm Schrot und Korn, als des Edelmanns seine. Aus einem Kinde, wie sie meine Frau zur Welt bringt, will ich allemal zwey Junkerchen machen.

Ha! Ha! Ha! lachten alle Bauern.

B. Wie gesagt, zwey Junkerchen will ich draus machen. Da hieng man uns vor ein Paar Monaten eine Schrift auf, in der wir Bauern ermahnet wurden, die weise Ordnung Gottes zu bewundern. So wie er einige Vögel zu Adlern, andere zu Tauben gemacht, so hätte er auch einige zu Edelleuten, andere zu Bürgern oder Bauern lassen gebohren werden. Das ist ja albern. Wenn ich den jungen Adler neben die junge Taube lege, so fällt es mir ja gleich in die Augen, daß jener ein Adler, diese eine Taube ist. Ist denn das eben so mit dem jungen Edelmanne und dem jungen Bauer?

V. A. Freilich nicht. Das Gleichniß paßt, wie eine Faust aufs Auge. Wir sind von Natur

alle

alle gleich. Das kann man ja mit seinen eigenen Augen sehen. Wenn man einen achttägigen Edelmann unter 50 achttägige Bauern legen wollte, so möchte er schreyen und winseln, wie er wollte, die jungen Bauern würden alle mit schreyen, aber keiner würde ihm helfen.

Alle Bauern lachten.

B. Wenn das Junkerchen aber groß wird, gleich fängts an zu commandiren. Wenn es ihm einfällt, zur Frohne zu gebieten, so müssen wir armen Bauern alles stehen und liegen lassen und frohnen.

V A. Sagt mir doch Leute, woher kommt denn das nur?

B. Ja woher solls kommen. Das Edelgut hat die Gerechtigkeit, daß unsere Nachbaren dahin frohnen müssen. Diese Gerechtigkeit läßt sich nun der Edelmann nicht nehmen. Gehen wir zum Fürsten und klagen, so werden wir mit unserer Klage abgewiesen.

Ja, mein Herr, sagte der Advocat, das ist traurig. Der Unterthan hat in unserm Lande keine Hülfe. Drum will ich mich eben der armen Leute annehmen, und es dahin zu bringen suchen, daß alles in den Stand der natürlichen Gleichheit wieder komme.

V. A. Schön! lieben Leute! geht aber nur fein behutsam zu Werke, daß ihr euch nicht ins Unglück stürzt. Das Rebelliren nimmt oft einen schlimmen Ausgang. Man hat Exempel, daß rebellische Unterthanen auf den Bau sind gebracht, mit dem Staupbesen sind bestraft, ja wohl gar gehängt, geköpft, gerädert worden. Es sollte mich sehr dauern, wenn ihr guten Leute euch ein solches Unglück zubereiten solltet. Fangt also ja, ich bitte euch, alles recht klug an! Man hat auch Exempel, das unruhige Köpfe die Bauern zum Aufruhre reizten, und hernach, wenn die Sache schief gieng, sich aus dem Staube machten, und die armen Bauern sitzen ließen. Fangt, ich bitte nochmals, fangt alles ja recht klug an, nicht übereilt, alles mit Ueberlegung, daß es nicht heist: vorgethan und nach bedacht, hat manchen in Schaden und Leid gebracht.

B. Wir denken ja, daß wir alles recht klug angefangen haben. Wir wollen morgen zum Edelmanne gehen, und ihm geradezu die Frohndienste aufsagen, und ihn die Schrift unterschreiben lassen, die hier der Herr aufgesetzt hat. Kann er uns was bessers rathen?

V. A. Rathen könnte ich euch wohl, wenn ihr nur guten Rath annehmen wollt.

Die

Die Bauern pflüsterten hierauf wieder einander in die Ohren, der Advocat mischte sich unter sie, endlich rief einer: was da! was da! der Fremde scheint ein vernünftiger, rechtschaffner, Mann zu seyn, wir wollen ihn hören. Sey der Herr so gut, und gehe uns mit Rath und That an die Hand. Räht er uns gut, so wollen wir folgen.

V. A. Nun gut, ich will euch mit gutem Rathe an die Hand gehen. Ehe ich aber ein Wort weiter verliehre, so müßt ihr mir eine Frage beantworten. Wollen wir Recht oder Unrecht thun?

Recht! Recht! rief die ganze Gemeinde.

V. A. Brav! Was Recht ist lobt Gott. So lange man Recht thut, hat man Muth, hat bey der Obrigkeit Hülfe, und kann sich auf Gottes Beystand verlassen. Thut man aber Unrecht, so fehlts an Courage, man hat die ganze Welt gegen sich, und auf Gott kann man sich auch nicht verlassen. Daher hat Salomo ganz Recht, wenn er sagt: Der Gottlose fleucht, und niemand jaget ihn, aber der Gerechte ist getrost, wie ein junger Löwe.

B. Der Meynung sind wir auch. Wir haben aber Recht.

V. A. Ich vermuthe es auch. Aber wir müssen nun alles erst von Grund aus untersuchen.

Vor allen Dingen sagt mir doch, wißt ihr denn nicht, woher euer Edelmann das Recht habe, von den Bauern Frohndienste zu fordern?

B. Wer wollte das wissen.

V. A. So müßt ihr doch wissen, wenn er die Frohndienste zuerst aufgebracht habe? Ists denn vor oder nach dem siebenjährigen Kriege geschehen?

B. Wo denkt Er denn hin! die Frohnen sind bey Menschen Gedenken schon gewesen. Mein Großvater, Gott hab ihn selig, hat mir noch erzählt, daß sein Vater und sein Großvater auf dem Guthe hätten frohnen müssen.

V. A. Habt ihr denn keine alten Schriften in der Gemeine, die etwas davon sagen?

B. Nicht einen Buchstaben.

V. A. Das ist nun schlimm. Wenn wir erst wüßten, woher der Edelmann die Gerechtigkeit hätte, Frohndienste zu fordern, dann wollten wir bald sehen, wie wir das Ding angriffen. Es wird mit eurem Edelmanne vermuthlich eben nicht anders gegangen seyn, wie es mit den Edelleuten in meinem Vaterlande gegangen ist.

B. Und wie gieng es denn mit denen?

(Die Fortsetzung folgt)

Der Bote
aus
Thüringen.

Vierzehntes Stück.

1791.

Fortsetzung von der Kohlraupe.

Bote. Wirth.

B.

Wo die Kohlraupen ihr Winterquatier zu finden glauben, welches gewöhnlich nach der Morgen- oder Mittagsseite ist, um nicht den Stürmen von Abend und Mitternacht ausgesetzt zu seyn, machen sie sich durch Gespinst ein Ruhebette, welches sie dicht überziehen, häkeln sich am Ende ihres Körpers ein, machen queer über den Rücken ein Band und liegen drauf. So bald als diese Arbeit vorbey ist, häuten sie sich, d. h. legen sie ihren Raupenbalg ab, und hängen als Puppen unbeweglich da. Diese Puppen sehen weißgrünlich aus, mit schwarzen Streifen und Punkten, und man findet ihrer zuweilen an einer alten Gartenthür eine große Menge. Sie scheinen kein Leben zu haben, aber wenn man sie

D be-

berührt, so bewegen sie sich. Im Winter lesen ihrer die Spechte und Baumläufer viel ab.

W. Das sind ja alles sehr leichte Mittel.

B. Ich denke es.

W. Auf diese hätte man ja leicht selbst fallen können.

B. Ja wenn man in der Jugend wäre in der Naturgeschichte unterrichtet worden. Wie er sieht, so sind dieß lauter Mittel aus der Naturgeschichte.

Von der Wachholderstaude und ihrem Nutzen.

Wirth. Bote.

W. Tausend hat er sich nicht mit Wachholdersträuchen behangen!

B. Alle Jahre nehm ich mir einige Bündel vom Thüringerwalde mit, und verbrauch sie auf vielerley Art in meinem Haushalte. Man kann Holz, Reißig und Beeren, alles kann man von diesem Gewächse nutzen, und ich bin überzeugt, daß, wenn die Beeren ein ausländisches Gewürz wären, sie würden bey uns in dem größten Werthe stehen.

W. Da mag er wohl so gar Unrecht nicht haben. Aber so viel ich weiß, so hält man sie doch auch so ziemlich in Ehren. Ich wüßte doch

fast

fast keinen Haushalt, wo man nicht wenigstens Wachholdern ins saure Kraut thäte.

B. Das mag in hiesiger Gegend wohl so seyn; aber da komm er einmal etwas ins Land hinein, da kennt man die Beeren und das Gewächs kaum den Namen nach.

W. Und es läßt sich doch leicht fortpflanzen.

B. Das wohl! Aber es läßt sich vieles so leicht thun, und man thut es deßhalb doch nicht.

W. Bey uns wird es in manchen Gegenden ausgerottet, weil es den jungen Holztrieb schadet, da könnte man also Setzlinge die Hülle und die Fülle*) erhalten.

B. Und es verlohnte sich doch gewiß der Mühe, daß jeder Landmann in seinen Garten wenigstens ein oder ein Paar Bäumchen von diesem nützlichen Gewächse hätte.

W. Lassen sich denn wirklich Bäumchen daraus ziehen? Bey uns giebt es nichts als niedrige Sträuche.

B. Allerdings. Wenn man sie im Winter gehörig beschneidet, so kann man in 40 Jahren schöne, starke, reine Stämme erhalten, besonders, wenn man sie aus dem Saamen zieht.

W. Aus dem Saamen?

*) In Menge.

B. Ja! ja! aus dem Saamen! Man wirft nämlich die Beeren, welche die Saamenkörner in sich enthalten, im späten Herbst oder im Frühjahr auf ein gepflügetes oder gegrabenes Land und egt oder hackt sie ein. Nach 15 Monaten kommen junge Pflänzchen zum Vorschein, die man im zweyten oder dritten Jahre fortpflanzen, und Bäumchen aus ihnen ziehen kann.

W. Das laß ich gelten.

B. Hierbey kömmt aber ein vorzüglicher Umstand in Betracht: daß man nämlich zweyerley Wachholderstauden haben muß, wenn man Beeren haben will.

W. Wie so?

B. Die Wachholderstaude ist zweyerley Geschlechts, männlichen und weiblichen. Einige Stauden sind bloß männlichen Geschlechts und tragen keine Beeren, die andern aber sind bloß weiblichen, und tragen Beeren.

W. Jetzt geht mir ein Licht auf. In unsers Schulmeisters Garten steht eine Wachholderstaude, ich glaube sie ist 50 Jahr alt, und sie hat noch nie ein einziges Beerchen getragen.

B. Weil es eine männliche Staude ist.

W. Das denk ich.

B. Und so steht ein schönes Bäumchen in meines Nachbars Garten, das auch keine Früchte, oder

oder doch wenigstens nur elende kleine grüne Beerchen trägt, die nicht zu brauchen sind.

W. Das ist vielleicht weiblich.

B. Freilich. Ich habe es meinen Nachbar schon oft gesagt, er sollte eine männliche Pflanze darneben setzen, so würde er die schönsten Wachholdern bekommen. Allein er thuts nicht, und spricht: Wachholdern sind Wachholdern. Der Boden muß daran Schuld seyn.

W. Da haben wirs.

B. Und man darf ja nur die Augen ein Bischen aufthun, so wird man diesen Unterschied sogleich sehen. Wenn man im April oder Anfang des Mays durch Wachholderbüsche geht, so wird man einige Sträucher finden, die ganz kleine gelbliche Kätzchen, wie eine Erbse groß, haben, in welchen sich der Blumenstaub befindet, der auf den weiblichen Strauch fliegen muß, wenn dieser befruchtet werden soll. Wenn man daher an einen solchen Strauch mit dem Schuh stößt, so wird der ganze Schuh gelb gepudert. Dieser Strauch ist alsdenn das ganze Jahr ohne Wachholdern.

W. Das habe ich vielmals bemerkt. Das ist also der männliche Strauch?

B. Was sonst? Der weibliche Strauch hingegen trägt keinen solchen Blütenstaub, sondern ein

ein dreyblättriges gelbgrünes Blütchen, das wie ein Wärzchen am Ende der Zweige sitzt. Darauf fällt der Blumenstaub und es wird befruchtet. Im zweyten Jahr werden daraus grüne Beeren, die erst im dritten Jahre schwarz oder reif werden.

W. Und die Wachholderstauden blühen alle Jahre?

B. Alle Jahre. Und alle Jahre findet man daher Blüten, grüne und reife Beeren auf einem weiblichen Strauche beysammen.

W. Das will ich doch einmal genauer untersuchen, wenn ich wieder über den Wald gehe.

B. Daraus kann er auch abnehmen, daß es eben nicht rathsam ist, wenn man die Beeren, wie es gewöhnlich geschieht, mit Stöcken gewaltsam abschlägt, denn dabey gehen Blüten und grüne Beeren, und also die auf die drey folgenden Jahre gehoffte Nutzung verlohren.

W. Das ist ganz natürlich.

B. Freilich ist das Ablesen eine beschwerliche Sache. Man kann daher am besten ein Sieb unter die Zweige halten, und das Holz derselben sanft mit einem Stocke klopfen, so werden nur die reifen Beeren abfallen, die Blüten und unreifen aber verschont und hängen bleiben.

W. Ich glaube, so wird es in denjenigen Gegenden gemacht, wo man den vielen Wachholdersaft kocht.

B. Ja

B. Ja.

Was sollte da herauskommen, wenn man die Beeren mit Gewalt abschlagen, und Blüten und grüne Beeren verderben wollte. In solchen Gegenden werden auch deßhalb die Wachholdergesträuche gewöhnlich auf nicht kürzere Zeit, als auf drey Jahre verpachtet. Wer sie alsdenn abschlagen will, der schlägt sie sich selbst ab.

W. Er lobte ja aber die Wachholderstaude so sehr; erzähl er mir doch nun auch etwas von ihrem Nutzen.

B. Da, wo man sie zu Bäumen zieht, wie es besonders in südlichern Gegenden von Europa geschieht, wo sie auch von Natur stark wird, da giebt das Holz die schönste Tischler- und Drechslerarbeit, weil es zähe, überaus fest und schön gefärbt ist, und wo man es in Caminen verbrennen kann, da giebt es ein angenehmes Räucherwerk, das den Beeren weit vorzuziehen ist.

In der Arzneykunde ist das Holz nicht weniger nützlich, als in der Oekonomie. Man macht aus den Holzspänen Thee und Getränke, die auf den Schweiß und Urin treiben, und manchem andern ausländischen und theuren Mittel wo nicht vorgezogen, doch an die Seite gesetzt zu werden verdienen. So reinigt auch dieß abgesottene Wasser die Haut, und heilt, so wie das aus dem

Holz gezogene Oel, die Räude des Viehs, vorzüglich der Pferde.

W. Das ist doch wichtig.

B. Daß die Wachholderreiser, so wie die Beeren, dazu gebraucht werden, mit ihnen in den Ställen und Stuben zu räuchern, und damit die faulen, giftigen Dünste zu vertreiben, ist ja eine bekannte Sache.

W. Ja, wenn sich nur die Leute dabey in Acht nähmen, besonders wenn sie in Ställen räuchern, und nicht mit den bloßen brennenden Reisern hinein giengen.

B. Dieß wird jeder Vernünftige thun.

Kein Holz ist auch zum Räuchern des Fleisches besser, und keins giebt ihm einen so angenehmen und gewürzhaften Geschmack, als das Wachholderholz, insbesondere das Reisig, das außerordentlich rauch- und dampft.

W. Das läßt sich hören.

B. Und auf wie vielerley Weise werden nicht die Beeren in der Küche an die Speisen verbraucht? und was geben sie nicht denselben für einen angenehmen gewürzhaften Geschmack?

W. Ich dächte in Ländern, wo es keine gäbe, müßten sie deshalb so theuer und so angenehm seyn, als bey uns Zimmt, Nelken, Pfeffer und dergleichen Gewürze.

B. Ich sollte es selbst meynen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote aus Thüringen.

Funfzehntes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Wenn in den alten Zeiten, sagte mein Herr, ein Ritter im Kriege sich hervorthat und tapfer hielt, so bekam er vom Kaiser, oder von dem Fürsten, dem er gedient hatte, ein Stück Land zur Belohnung. Weil er dieß aber nicht selbst anbauen konnte, so vertheilte er es unter die Bauern, bauete ihnen auch wohl Häuser, bedung sich aber dabey allerley aus. Z. E. daß sie ihm mußten von jedem Grundstücke einen Zinß entrichten, daher kommen die Erbzinsen, oder daß sie mußten versprechen, das Gut, das er für sich behielt, unentgeldlich zu bearbeiten, daher kommen die Frohnen. Seht, lieben Leute, so sind die Edelleute anfänglich zu ihren Gerechtigkeiten gekommen, und haben sie nun auf ihre Nachkommen fortgeerbt.

Um Vergebung, mein Herr, rief der Advokat, das ist bey uns der Fall gar nicht. Unser Edelmann hat das Gut nicht geerbt, sondern gekauft.

V. A. Ey, mein Herr Advocat, das bitte ich mir aus, daß Sie mir nicht in die Rede fallen! Sie, als ein Jurist, sollten die Sache besser verstehen. Mag ihr Edelmann das Gut ererbt oder gekauft haben, das ist alles einerley. Der erste Edelmann, der das Gut besaß, erhielt das Recht, von den Bauern Frohndienste zu fordern. Dieß Recht erbete auf seine Nachkommen, von einem dieser Nachkommen kaufte es der itzige Gutsbesitzer, und gab deswegen für das Gut ein Paar tausend Thaler mehr. Ist denn nun die Gerechtigkeit nicht in seinen Händen?

Ich will euch, lieben Leute, ein Exempel geben. In meinem Vaterlande war vor alten Zeiten mitten im Fuhrwege ein schrecklicher Morast, in welchem viele Fuhrleute verunglückten. Ein Müller, der in der Nähe wohnte, konnte endlich das Wehklagen der armen Fuhrleute nicht länger mehr mit anhören, er füllte den einen Theil des Morastes mit Steinen aus, und über den andern ließ er eine schöne Brücke von Steinen bauen. Das gefiel nun der Obrigkeit. Was that sie? Sie ertheilte dem Müller, für sich und seine Nachkom-

kommen, das Recht, allen Reutern, Reisenden und Fuhrleuten, die über diese Brücke reiseten, für jedes Pferd, drey Pfennige abzufordern. Lieben Leute, überlegt nun selbst, war denn das Recht, oder war es Unrecht?

B. Ei freilich war das Recht. Der Müller hatte es ja verdient.

V. A. Ich glaube es auch. Aber nun kam es zu meiner Zeit so weit, daß die Nachkommen des braven Müllers verarmten, und die Mühle verkaufen mußten. Es fand sich ein Käufer, der aber auch das Recht mit haben wollte, von jedem Pferde, das über die Brücke gieng, drey Pfennige zu fordern. Die Erben traten es ihm ab, und bekamen deswegen für die Mühle 200 Rthlr. mehr, als sie eigentlich werth war. Da fragt es sich nun, hat der gegenwärtige Besitzer der Mühle wohl ein Recht, den Pferden, die über die Brücke gehn, drey Pfennige abzufordern?

B. Das versteht sich von selbst. Er hat ja die Gerechtigkeit an sich gekauft.

V. A. Da sind wir einerley Meynung. Aber ists denn nicht eben so mit dem Edelmanne? der hat auch die Gerechtigkeit, Frohndienste von den Bauern zu fordern, vom vorigen Gutsbesitzer gekauft. Es kommt nun nur drauf an,

 daß

daß wir herausbringen, ob der erste Besitzer des Guts das Recht gehabt habe, von den Bauern Frohndienste zu verlangen? Er vertheilte, wie ich schon gesagt habe, einen Theil des Landes, das ihm war geschenkt worden, wieder an die Bauern. Das war doch wohl nicht Unrecht?

B. Das wohl nicht.

V. A. Nun verlangte er aber von den Bauern, daß sie ihm dafür jährlich Zinsen, theils an Gelde, theils an Getraide, theils an Arbeiten entrichten sollten. War denn etwa das Unrecht?

B. Ey, wenn er das Land weggeben wollte, so konnte er es ja thun, ohne etwas dafür zu verlangen

V. A. Das ist nun freylich wahr. Wenn ich z. E. hundert Thaler übrig habe, und ein anderer ehrlicher Mann hat sie nöthig, so kann ich sie ihm schenken. Das ist wahr. Wenn ich sie ihm nun aber unter der Bedingung gebe, daß er mir jährlich 4 oder 5 Rthlr. davon Zins geben soll, thue ich denn da Unrecht?

B. Unrecht nicht.

V. A. Das ist ja nun eben so mit dem ersten Besitzer des Edelguts. Der konnte freylich sein Land geradezu verschenken. Er wollte es aber nicht, und verlangte davon Zins. Hätte er zu viel gefordert, so brauchten es ja die Bauern

nicht

nicht anzunehmen. Weil sie es aber annahmen, so gestunden sie ja ein, daß sie es für billig hielten, die geforderten Abgaben, es mochten nun Erbzinsen, oder Frohndienste seyn, dem Edelmanne zu entrichten.

B. Das mag nun seyn, wie es will. Sind aber unsere Vorfahren Narren gewesen, so sind wir es deswegen nicht. Wenn nun wirklich unsere Vorfahren das Land vom Edelmanne, unter der Bedingung, bekommen haben, daß sie Frohndienste thun sollen: so sind ja schon so viele Frohndienste geschehen, daß das Land zehnmal bezahlt ist. Das kann doch mit dem Frohndienste nicht ewig so fortgehen. Es muß doch einmal ein Ende damit nehmen?

V. A. Hum! Das ist ein bedenklicher Einwurf. Weil wir aber einmal von der Sache sprechen, so müssen wir sie doch aufs Reine bringen. Sagt mir doch, lieben Leute, wer ist denn der Reichste unter euch?

B. Darüber brauchen wir nicht lange zu deliberiren, das ist unser Herr Schulze.

Schulze. Ha! Ha! Ha! sie schreyen mich immer vor reicher aus, als ich bin.

V. A. Dem sey nun, wie ihm wolle, er ist doch der Reichste im Dorfe, hat auch wohl Capitale?

Sch. Etwas weniges.

V. A. Wenn nun sein Großvater an den Edelmann 1000 Rthl. geliehen, und dieser ihm dafür ein Stück Wald oder Wiese verpfändet und versprochen hätte, von dem Capitale jährlich 50 Rthlr. zu geben, und der itzige Besitzer des Guts wollte sagen, was gehen mich meine Vorfahren an? ich bezahle keine Interessen mehr — wäre Er damit wohl zufrieden?

Sch. Ey gehorsamer Diener! Wer das Grundstück annimmt, das mir verpfändet ist, der muß auch die Zinsen entrichten, die drauf ruhen.

V. A. Das ist nicht mehr als billig. Wenn das gelten sollte, daß die Erben des Schuldners nicht in die Schuld treten, keine Zinsen entrichten wollten, so wäre es ja um allen Credit gethan. Wer wollte denn da noch sein Geld an den andern verleihen? Aber — ists denn nun mit euch und dem Edelmanne nicht eben so? Das Land, das der erste Besitzer dieses Edelguts den Bauern gab, das gab er ihnen unter der Bedingung, daß sie ihm dafür Erbzinsen oder Frohndienste entrichten sollten. Es blieb ihm also gleichsam verpfändet. Wenn ihr nun die verpfändeten Grundstücke besitzet, müßt ihr denn nicht auch davon die Zinsen entrichten, die darauf ruhen? die Zinsen mögen nun im Gelde, oder im Getraide, oder

in

in Frohndiensten bestehen, das ist am Ende alles einerley.

B. Und das nehme er mir nicht übel, das ist nicht einerley. Wenn ich weiß, daß ich fünf Thaler Geld, oder einen Scheffel Waizen zu entrichten habe: so richte ich mich drauf ein, spare da und dort etwas, arbeite desto fleißiger; wenn hernach die Zeit zum Bezahlen kommt, so ists da, was ich zu entrichten habe.

(Die Fortsetzung folgt)

Von der sittlich-unschädlichen Leihbibliothek unseres Erziehungsinstituts, welche, außer einigen Romanen, Reisebeschreibungen und gemeinnützigen Werken aus verschiedenen Wissenschaften, eine vorzüglich vollständige Sammlung der besten Volks-Jugend-Gesundheits-Erziehungs- und moralisch-religiösen Schriften, und zwar größtentheils solche Schriften, die gewöhnlich in den Leihbibliotheken nicht zu finden sind, enthält, ist, als Fortsetzung, ein zweytes Verzeichniß von Num. 383 bis 554 erschienen. Dieses, so wie das erste, wird in unserem Erziehungshause, zu Schnepfenthal, bey Gotha, unentgeldlich ausgegeben; in der Gothaischen Zeitungsexpedition aber und durch die Goth. Zeitungsboten, überall wo diese hinkommen, ist jedes einzeln für 6 Pfennige zu haben. Wer acht Groschen vorausbezahlt, bekömmt dafür zwölf Stück Bücher zu lesen;

sen; und davon immer sechs auf Einmal zugeschickt, die er gerade auf sechs Wochen lang, alle zusammen, bey sich behalten darf. Daher auch 3 bis 6 Liebhaber, zu ihrer Erleichterung wegen der Lesegebühren und Versendungskosten, zusammen lesen können, ohne deswegen mehr bezahlen zu dürfen: nur daß, wenn Bücher verderbt oder zu spät zurückgesendet werden, sich die Leihbibliothek einzig an diejenige Person, welche die Bücher von ihr namentlich verschrieben hat, hält. Wer in einem öffentlichen Amte steht, schickt kein Unterpfand ein. Für Packerlohn wird Nichts bezahlt; und die Leihbibliothek liefert ihre Packete frachtfrey bis nach Gotha. Durch dieß alles hat sie auch in der Ferne Leser, die zum Theil zwölf Meilen weit von Schnepfenthal wohnen.

Vor einiger Zeit brannten in dem Gothaischen Dorfe, Krauel, 43 Häuser ab, Scheuern und Ställe nicht mit gerechnet, wodurch die Besitzer in die betrübtesten Umstände versetzt wurden. Wohlthätige Menschenfreunde, die etwas zur Milderung des Elends der Verunglückten beytragen wollen, können ihre Wohlthaten an die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal einschicken, welche sie pünktlich an die Behörde befördern wird.

Der Bote aus Thüringen.

Sechszehntes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Mit den Frohnen, sagte der Bauer, ists aber eine ganz andere Sache. Da mag der Henker eine ordentliche Einrichtung machen. Heute habe ich z. E. Weizen gebunden, es ist gut Wetter, ich mache Anstalten, daß er den andern Tag soll eingefahren werden, pump, da läßt der Edelmann zur Frohne gebieten. Mein Weizen bleibt liegen, den dritten Tag fällt Regenwetter ein, und mein Weizen verdirbt. Dem Edelmanne schaffe ich etwa einen Gulden Nutzen, und ich leide einen Schaden von 30 bis 40 Thalern. Ist das auch erlaubt? He? Und glaubt er denn, daß wir unter solchen Umständen alles so gut machen, als wir könnten? Das glaube er nur nicht! Frohnarbeit ist eine schändliche Arbeit. Man thut alles mit Verdruß und Widerwillen; vier Frohnbauern

B. Hum! Da sollten wir also ewig fort frohnen? Das ist ein schlechter Rath.

V. A. Nicht doch! ich sage ja nur, daß ihr kein Recht habt, von dem Edelmanne geradezu zu fordern, daß er, statt der Frohnen, eine Abgabe an Geld annehme! Könnt ihr ihn denn nicht darum bitten? Kurz von der Sache zu kommen! sagt mir einmal, was für ein Mann ist denn euer Edelmann?

B. Hum! Was sollte es für ein Mann seyn! er ist in seinen besten Jahren, hat ein braunes Haar, trägt einen grünen Rock —

V. A. Das will ich ja nicht wissen. Sagt mir doch nur, wie behandelt er denn seine Bauern?

B. Was das anbetrifft, so können wir eben keine Klage über ihn führen. Er wäre der beste Herr, wenn nur eins nicht wäre.

V. A. Und was denn?

B. (heftig) Die Neuerungen! Immer bringt er was Neues auf, wovon unsere Väter und Großväter nichts gewußt haben, und das taugt nichts!

V. A. Was hat er denn zum Exempel für Neuerungen gemacht?

B. Damit könnte man eine Kuhhaut beschreiben. In die Kirche will er ein neues Gesangbuch einführen; in die Schule hat er das

Noth-

Noth- und Hülfsbüchlein, und Seilers Lesebuch für den Bürger und Landmann, gebracht, turbirt uns Jahr aus Jahr ein, daß wir Klee bauen, die Stallfütterung einführen sollen, und was dergleichen Zeug mehr ist. Wozu ist das? Die Neuerungen taugen nun ein vor allemal nichts, das Alte ist das Beste, dabey bleibe ich.

B. A. Wenn alles Alte gut ist, so ists auch der Teufel, der älter ist, als unsere Väter und Großväter. Die Bibel nennt ihn ausdrücklich den alten Drachen.

(Alle Bauern lachten)

B. A. Und wenn alle Neuerungen nichts taugen sollten, so taugte ja die christliche Religion auch nichts.

B. Herr rede er nicht zu viel!

B. A. Es ist ja aber doch wahr! die christliche Religion ist ja auch eine Neuerung.

B. Was schwatzt er da! Unsere Väter und Großväter sind fromme Christen gewesen — und die christliche Religion sollte eine Neuerung seyn?

B. A. Das ist sie allerdings. Die alten Deutschen waren alle Götzendiener. Wenn ihr es nicht glauben wollt, so geht nur einmal nach Sondershausen, da könnt ihr noch mit euern eigenen Augen den garstigen Götzen Püstrich sehen,

V. A. Da wundert es mich aber, daß Sie die Frohndienste nicht ganz abschaffen, und lieber in eine Abgabe an Gelde verwandeln?

E. Das hätte ich längst gern gethan, ich fürchte aber nur den Verdruß.

V. A. Was für Verdruß? sollten denn die Bauern nicht lieber eine Abgabe in Gelde entrichten, als frohnen?

E. Lieber Herr von Assof, Sie kennen unsere Leute noch nicht. Immer giebts unter ihnen unruhige Köpfe, die die andern gegen den Edelmann aufwiegeln, und sie überreden, er suche sie zu unterdrücken. Wenn man nun eine Einrichtung zu ihrem Besten treffen will, so werden sie stutzig, glauben, man habe böse Absichten dabey, und lege der guten Sache Hindernisse in den Weg, wie sie nur können und wissen. Ich kenne, glauben Sie mir, die Pflichten des Edelmannes, ich weiß, daß er der Vater seiner Unterthanen seyn, und für ihr geistliches und leibliches Wohl sorgen muß; ich bemühe mich auch, ohne mich zu rühmen, meine Pflichten, so viel ich kann, zu erfüllen. Aber jeder Schritt, den ich thue, wird mir sauer gemacht.

Der Bote
aus
Thüringen.

Siebenzehntes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Herr von Assof, glauben Sie mir! sagte der Edelmann, wenn ich ein neues A B C Buch einführen will, so muß ich einen Aufstand besorgen. Wollte ich nun die Frohndienste in Geldzinsen verwandeln, so würde gleich alles zusammen laufen, rathschlagen, und die schlimmsten Absichten vermuthen.

V. A. Das ist traurig. Aber wenn ich nun Ihre Unterthanen dahin brächte, daß sie selbst kämen, und Sie bäten, statt der Frohnen, einen jährlichen Geldzins anzunehmen?

E. Da wollte ich Ihnen dafür danken.

V. A. Dank verlange ich nicht, aber heute noch sollen Sie um diese Gnade gebeten werden.

E. Und da verspreche ich Ihnen, daß Sie sehen sollen, daß meine Versicherungen nicht leere Worte sind.

Mein Herr gieng darauf fort in das Wirthshaus, ließ die Gemeine zusammen kommen, und rieth ihr, gleich mit ihm zum Edelmanne zu gehen, und ihn zu bitten, daß er doch die bisher gewöhnlichen Frohndienste erlassen, und in Geldzinsen verwandeln möchte; es würde gewiß recht gut gehen, weil er gemerkt habe, daß der Edelmann sehr hierzu geneigt sey. Aber — setzte er hinzu, lieben Leute, so bald ihr anfangt zu drohen, so bald ihr es als ein Recht erzwingen wollt, so thut ihr dem Edelmanne Unrecht, und mit Leuten, die andern Unrecht thun, mag ich schlechterdings nichts zu schaffen haben.

Sie gaben ihm alle die Hand drauf, daß dieß nicht geschehen solle, und nun gieng der Zug gerade nach dem Schlosse zu.

Der Edelmann ließ sie in einen großen Saal führen, trat dann herein und fragte sehr liebreich: nun lieben Leute, was bringt ihr mir denn?

Der Schulze brachte dann den Antrag im Namen der Gemeine vor, der Edelmann ließ ihn ausreden, hernach hielt er ihm ein Redchen, das ich nach geschrieben habe, und das also lautete:

Meine lieben Unterthanen.

Ich wünsche nichts mehr, als euch alle recht gut, gesund, vernünftig und glücklich zu sehen.

Denn

Denn ich betrachte euch, wie meine Kinder, und wie kann denn ein Vater unter bösen, ungesunden, unvernünftigen, unglücklichen Kindern zufrieden leben? Ich habe deswegen mancherley für euch thun wollen, ihr habt euch aber immer dagegen gestreubt. Ich ließ für euch gute Kalender kommen, weil in unserm Landeskalender so erschrecklich dummes Zeug steht — ihr nahmt mir aber keinen ab — ich wollte das Preußische Gesangbuch einführen — ihr setztet euch dagegen. Ich schenkte euch das Noth- und Hülfsbüchlein — ihr nahmt es zwar an, aber auf eine Art, daß es schiene, als wenn ihr mir einen großen Gefallen damit thätet; ich führte in die Schule bessere Lehrbücher ein und ihr murrtet drüber. Ich gab euch die besten Worte, daß ihr den Kleebau und die Stallfütterung einführen möchtet — habt ihr mir denn gefolgt? Längst hätte ich die Frohnen abgeschafft, und in Geldzinsen verwandelt, weil ich sahe, daß sie euch lästig wären, ich mußte ja aber besorgen, daß ihr deswegen neue Unruhen anfienget! Ihr wollt nun schlechterdings nichts von Neuerungen wissen. Ich bitte euch aber recht sehr, daß ihr dieß doch recht wohl überlegen möget. Jede Verbesserung ist ja eine Neuerung. Wenn ich also keine Neuerung machen soll, so darf ich auch nichts verbessern. Da

 bleibts

Was kommt denn bey der Rebellion heraus? Denkt doch darüber nach! Wer rebellirt thut Unrecht, weil er andern die Gerechtigkeiten entreissen will, die sie nun einmal haben. Da nun im heiligen Römischen Reiche nicht das Unrecht, sondern das Recht gilt, so verbinden sich alle Potentaten gegen die Rebellen. Was wollen denn diese gegen eine so große Macht ausrichten? Sie wollten nicht mehr frohnen, und rebelliren sich ins Zuchthaus, oder gar an den Galgen, wo sie freylich von allen Diensten und Frohnen frey sind. Seh er, lieber Herr Schulze, der Mensch kann entweder nachdenken, oder nicht. Kann er nachdenken, so findet er bald das Mittel, sich frohnfrey zu machen, ohne daß er rebellirt, und dem Edelmanne das geringste Unrecht thut; kann er dieß aber nicht — nun so ist er auch nichts bessers werth, als daß er frohnet von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Sch. Wie sollte man es aber anfangen?

V. A. Wer nachdenken kann, fällt von selbst darauf, und wer es nicht kann, der versteht mich nicht, wenn ich auch noch so lange davon spräche.

Mein Herr wollte noch weiter reden, wurde aber durch einen Bedienten des Edelmannes auf das Schloß gerufen. Der Edelmann zeigte ihm die Schrift, die er hatte aufsetzen lassen, sie spra-

chen

chen leise mit einander, und ich verstand nichts weiter, als, daß mein Herr sagte: edler, würdiger Mann! Sie sind wahrer Vater Ihrer Unterthanen! Gott wird Sie dafür segnen! Leute, die Ihnen Böses wünschten, werden für Sie beten, und ihre Erndten werden ergiebiger seyn, weil der Acker besser bearbeitet wird.

Der Edelmann nöthigte darauf meinen Herrn sehr, daß er doch mit ihm speisen, und es hernach mit ansehen sollte, wie die Bauern die neue Einrichtung aufnehmen würden. Er that es aber durchaus nicht, sondern reisete ab.

Aber warum, fragte ich, bleiben Sie denn nur nicht bey dem guten Edelmanne? Er bat Sie ja gar zu inständig?

(Die Fortsetzung folgt)

Da ich entschlossen bin, meine Nebenstunden der Aufklärung des Bürgers und Landmanns zu widmen, und ihm in Schriften zu sagen, wie er ein ruhiges, thätiges, gemeinnütziges Leben führen könne, an dessen Ende er sich des Guten, das er auf der Erde stiftete, freuen, und mit Zuversicht in eine bessere Welt hinüber sehen darf: so glaube ich, daß ich in diesem nützlichen Stande, durch eine christliche Hauspostille auch manches Gute stiften könnte.

Ich

Ich will dieselbe also schreiben, und in 4 Bändchen herausgeben, davon jedes 13 Bogen enthalten wird. Die Sonn- und Festtags-Evangelien werden dabey zu Grunde gelegt, doch bey jedes Evangelium auch noch ein andrer Text gesetzt. Alle theologische Streitigkeiten sollen daraus entfernt seyn, und nur das vorgetragen werden, was der göttliche Stifter unserer Religion, zur Besserung, Veredlung, Beruhigung und Aufheiterung der Menschenkinder gesagt hat. Diese christliche Hauspostille kann nicht nur in Familien zur häuslichen Erbauung gebraucht, sondern auch in den Gemeinen, bey dem nachmittäglichen Gottesdienste, von den Schulmeistern vorgelesen werden.

Die Predigt über den Selbstmord, die im 6 — 9. Stücke des dießjährigen Jahrgangs vom Boten aus Thüringen abgedruckt ist, kann als Probestück angesehen werden.

Auf das erste Bändchen werden sechs gute Groschen vorausbezahlt, und wer auf sechs Exemplare vorausbezahlt, erhält das siebente frey. Ich hoffe, daß die Leser meiner vorigen Schriften, welche glauben, daß ich ihnen damit nützlich gewesen bin, meine guten Absichten gern unterstützen werden. Briefe und Gelder werden postfrey eingeschickt. In der Michaelismesse wird das erste Bändchen erscheinen. Schnepfenthal, den 15. April, 1791.

C. G. Salzmann,

Director der hiesigen Erziehungsanstalt.

Der Bote aus Thüringen.

Achtzehntes Stück.

1 7 9 1.

Beschluß des Gesprächs über die Wachholderstaude.

(Siehe vierzehntes Stück d. J.)

Bote. Wirth.

B.

Auch in der Medicin stehen die Wachholderbeeren in großen Ansehen, und zwar in noch grössern als das Holz. Sie werden in verschiedenen Krankheiten von den Aerzten als Thee empfohlen. Man brennt, wie bekannt, Wasser aus ihnen, die bey mäßigen Gebrauch gesund sind. Roh genossen dienen sie wider manchen üblen Zufall, und besonders kann man in Krankenstuben, wenn man sie in den Mund nimmt, den bösen Dünsten dadurch abwehren.

W. Das habe ich oft gehört, daß die Prediger, wenn sie Kranke besuchen, Wachholderbeeren kauen; und dadurch vor dem Anstecken sicher sind, besonders wenn sie den Speichel nicht verschlucken, sondern ausspucken.

thun nicht so viel, als ein Tagelöhner. Darauf kann er sich verlassen! Ist denn nun ein Geldzins und Frohndienst einerley? He?

V. A. Ihr habt Recht, lieben Leute.

B. Da sieht er es ja! und also ist doch das Beste, wir rücken morgen —

V. A. Doch nicht bey den Edelmann, um ihm die Frohndienste aufzusagen?

B. Und warum nicht?

V. A. Weil es Unrecht wäre. Der Edelmann hat nun einmal, wie ihr mir selbst zugegeben habt, das Recht, von euch Frohndienste zu verlangen. Wenn ihr sie nun ihm geradezu aufsagt, so thut ihr ja Unrecht. Ich will euch einen guten Rath geben. Wie wäre es denn, wenn ihr den Edelmann bätet, daß er die Frohndienste in Geldzinsen verwandelte? Ein guter Hauswirth kann ja itzo sein Land weit besser als sonst benutzen. Er kann jährlich ein Stück mit Klee besäen, und dadurch seinen Viehstand vergrößern, er kann die Mistjauche und viele andere Dinge, die man sonst wegschüttete und wegwarf, zur Düngung benutzen. Wenn die Frohndienste wegfallen, so könnt ihr euer Land besser bearbeiten. Wie leicht muß es euch alsdann seyn, das Geld für die Frohndienste aufzubringen!

B. Das läßt sich hören! Was meynt ihr dazu, ihr Nachbaren?

Alle. Lieber wollen wir Geld geben, als frohnen.

Und also, sagte der Sprecher der Bauern, dächte ich, wäre das Beste, wir rückten dem Edelmanne ins Quartier —

B. A. Ho! ho! vergeßt doch nicht, lieben Leute, daß ihr mir versprochen habt, wir wollten nicht Unrecht thun! Nun hat ja der Edelmann das Recht, Frohndienste zu fordern, wenn ihr sie ihm nun geradezu aufkündigt, und sagt, ihr wolltet ihm, statt der Frohndienste, Geld geben, so thut ihr ja Unrecht. Wenn ich jemanden ein Kapital unter der Bedingung leihe, daß er mir die Zinsen in Louisd'or bezahlen soll, und das fällt ihm zu schwer. Wäre es nun wohl recht, wenn dieser mir ins Quartier rücken, und fordern wollte, ich sollte die Interessen in Laubthalern annehmen? Herr Schulze, was meynt er dazu?

Sch. Was versprochen ist, muß gehalten werden.

B. A. Nothwendig. Nun haben aber eure Vorfahren versprochen, daß sie die Zinsen von den Gütern, die sie besitzen, in Frohnen entrichten wollten, da, dächte ich, müßten diejenigen, die itzo ihre Güter besitzen, es auch halten.

 B. Hum!

B. Hum! Da sollten wir also ewig fort frohnen? Das ist ein schlechter Rath.

V. A. Nicht doch! ich sage ja nur, daß ihr kein Recht habt, von dem Edelmanne gerade zu fordern, daß er, statt der Frohnen, eine Abgabe an Geld annehme! Könnt ihr ihn denn nicht darum bitten? Kurz von der Sache zu kommen! sagt mir einmal, was für ein Mann ist denn euer Edelmann?

B. Hum! Was sollte es für ein Mann seyn! er ist in seinen besten Jahren, hat ein braunes Haar, trägt einen grünen Rock —

V. A. Das will ich ja nicht wissen. Sagt mir doch nur, wie behandelt er denn seine Bauern?

B. Was das anbetrifft, so können wir eben keine Klage über ihn führen. Er wäre der beste Herr, wenn nur eins nicht wäre.

V. A. Und was denn?

B. (heftig) Die Neuerungen! Immer bringt er was Neues auf, wovon unsere Väter und Großväter nichts gewußt haben; und das taugt nichts!

V. A. Was hat er denn zum Exempel für Neuerungen gemacht?

B. Damit könnte man eine Kuhhaut beschreiben. In die Kirche will er ein neues Gesangbuch einführen; in die Schule hat er das

Noth-

Noth- und Hülfsbüchlein, und Seilers Lesebuch für den Bürger und Landmann, gebracht, turbirt uns Jahr aus Jahr ein, daß wir Klee bauen, die Stallfütterung einführen sollen, und was dergleichen Zeug mehr ist. Wozu ist das? Die Neuerungen taugen nun ein vor allemal nichts, das Alte ist das Beste, dabey bleibe ich.

V. A. Wenn alles Alte gut ist, so ists auch der Teufel, der älter ist, als unsere Väter und Großväter. Die Bibel nennt ihn ausdrücklich den alten Drachen.

(Alle Bauern lachten)

V. A. Und wenn alle Neuerungen nichts taugen sollten, so taugte ja die christliche Religion auch nichts.

B. Herr rede er nicht zu viel!

V. A. Es ist ja aber doch wahr! die christliche Religion ist ja auch eine Neuerung.

B. Was schwatzt er da! Unsere Väter und Großväter sind fromme Christen gewesen — und die christliche Religion sollte eine Neuerung seyn?

V. A. Das ist sie allerdings. Die alten Deutschen waren alle Götzendiener. Wenn ihr es nicht glauben wollt, so geht nur einmal nach Sondershausen, da könnt ihr noch mit euern eignen Augen den garstigen Götzen Büstrich sehen,

V. A. Da wundert es mich aber, daß Sie die Frohndienste nicht ganz abschaffen, und lieber in eine Abgabe an Gelde verwandeln?

E. Das hätte ich längst gern gethan, ich fürchte aber nur den Verdruß.

V. A. Was für Verdruß? sollten denn die Bauern nicht lieber eine Abgabe in Gelde entrichten, als frohnen?

E. Lieber Herr von Assof, Sie kennen unsere Leute noch nicht. Immer giebts unter ihnen unruhige Köpfe, die die andern gegen den Edelmann aufwiegeln, und sie überreden, er suche sie zu unterdrücken. Wenn man nun eine Einrichtung zu ihrem Besten treffen will, so werden sie stutzig, glauben, man habe böse Absichten dabey, und lege der guten Sache Hindernisse in den Weg, wie sie nur können und wissen. Ich kenne, glauben Sie mir, die Pflichten des Edelmannes, ich weiß, daß er der Vater seiner Unterthanen seyn, und für ihr geistliches und leibliches Wohl sorgen muß; ich bemühe mich auch, ohne mich zu rühmen, meine Pflichten, so viel ich kann, zu erfüllen. Aber jeder Schritt, den ich thue, wird mir sauer gemacht.

Der Bote
aus
Thüringen.

Siebenzehntes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Herr von Assof, glauben Sie mir! sagte der Edelmann, wenn ich ein neues A B C Buch einführen will, so muß ich einen Aufstand besorgen. Wollte ich nun die Frohndienste in Geldzinsen verwandeln, so würde gleich alles zusammen laufen, rathschlagen, und die schlimmsten Absichten vermuthen.

V. A. Das ist traurig. Aber wenn ich nun Ihre Unterthanen dahin brächte, daß sie selbst kämen, und Sie bäten, statt der Frohnen, einen jährlichen Geldzins anzunehmen?

E. Da wollte ich Ihnen dafür danken.

V. A. Dank verlange ich nicht, aber heute noch sollen Sie um diese Gnade gebeten werden.

E. Und da verspreche ich Ihnen, daß Sie sehen sollen, daß meine Versicherungen nicht leere Worte sind.

Mein Herr gieng darauf fort in das Wirthshaus, ließ die Gemeine zusammen kommen, und rieth ihr, gleich mit ihm zum Edelmanne zu gehen, und ihn zu bitten, daß er doch die bisher gewöhnlichen Frohndienste erlassen, und in Geldzinsen verwandeln möchte; es würde gewiß recht gut gehen, weil er gemerkt habe, daß der Edelmann sehr hierzu geneigt sey. Aber — setzte er hinzu, lieben Leute, so bald ihr anfangt zu drohen, so bald ihr es als ein Recht erzwingen wollt, so thut ihr dem Edelmanne Unrecht, und mit Leuten, die andern Unrecht thun, mag ich schlechterdings nichts zu schaffen haben.

Sie gaben ihm alle die Hand drauf, daß dieß nicht geschehen solle, und nun gieng der Zug gerade nach dem Schlosse zu.

Der Edelmann ließ sie in einen großen Saal führen, trat dann herein und fragte sehr liebreich: nun lieben Leute, was bringt ihr mir denn?

Der Schulze brachte dann den Antrag im Namen der Gemeine vor, der Edelmann ließ ihn ausreden, hernach hielt er ihm ein Redchen, das ich nach geschrieben habe, und das also lautete:

Meine lieben Unterthanen.

Ich wünsche nichts mehr, als euch alle recht gut, gesund, vernünftig und glücklich zu sehen.

Denn ich betrachte euch, wie meine Kinder, und wie kann denn ein Vater unter bösen, ungesunden, unvernünftigen, unglücklichen Kindern zufrieden leben? Ich habe deswegen mancherley für euch thun wollen, ihr habt euch aber immer dagegen gestreubt. Ich ließ für euch gute Kalender kommen, weil in unserm Landeskalender so erschrecklich dummes Zeug steht — ihr nahmt mir aber keinen ab — ich wollte das Preußische Gesangbuch einführen — ihr setztet euch dagegen. Ich schenkte euch das Noth- und Hülfsbüchlein — ihr nahmt es zwar an, aber auf eine Art, daß es schiene, als wenn ihr mir einen großen Gefallen damit thätet; ich führte in die Schule bessere Lehrbücher ein und ihr murrtet drüber. Ich gab euch die besten Worte, daß ihr den Kleebau und die Stallfütterung einführen möchtet — habt ihr mir denn gefolgt? Längst hätte ich die Frohnen abgeschafft, und in Geldzinsen verwandelt, weil ich sahe, daß sie euch lästig wären, ich mußte ja aber besorgen, daß ihr deswegen neue Unruhen anfienget! Ihr wollt nun schlechterdings nichts von Neuerungen wissen. Ich bitte euch aber recht sehr, daß ihr dieß doch recht wohl überlegen möget. Jede Verbesserung ist ja eine Neuerung. Wenn ich also keine Neuerung machen soll, so darf ich auch nichts verbessern. Da

Was kommt denn bey der Rebellion heraus? Denkt doch darüber nach! Wer rebellirt thut Unrecht, weil er andern die Gerechtigkeiten entreissen will, die sie nun einmal haben. Da nun im heiligen Römischen Reiche nicht das Unrecht, sondern das Recht gilt, so verbinden sich alle Potentaten gegen die Rebellen. Was wollen denn diese gegen eine so große Macht ausrichten? Sie wollten nicht mehr frohnen, und rebelliren sich ins Zuchthaus, oder gar an den Galgen, wo sie freylich von allen Diensten und Frohnen frey sind. Seh er, lieber Herr Schulze, der Mensch kann entweder nachdenken, oder nicht. Kann er nachdenken, so findet er bald das Mittel, sich frohnfrey zu machen, ohne daß er rebellirt, und dem Edelmanne das geringste Unrecht thut; kann er dieß aber nicht — nun so ist er auch nichts bessers werth, als daß er frohnet von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Sch. Wie sollte man es aber anfangen?

B. A. Wer nachdenken kann, fällt von selbst darauf, und wer es nicht kann, der versteht mich nicht, wenn ich auch noch so lange davon spräche.

Mein Herr wollte noch weiter reden, wurde aber durch einen Bedienten des Edelmannes auf das Schloß gerufen. Der Edelmann zeigte ihm die Schrift, die er hatte aufsetzen lassen, sie spra-

chen leise mit einander, und ich verstand nichts weiter, als, daß mein Herr sagte: edler, würdiger Mann! Sie sind wahrer Vater Ihrer Unterthanen! Gott wird Sie dafür segnen! Leute, die Ihnen Böses wünschten, werden für Sie beten, und ihre Erndten werden ergiebiger seyn, weil der Acker besser bearbeitet wird.

Der Edelmann nöthigte darauf meinen Herrn sehr, daß er doch mit ihm speisen, und es hernach mit ansehen sollte, wie die Bauern die neue Einrichtung aufnehmen würden. Er that es aber durchaus nicht, sondern reisete ab.

Aber warum, fragte ich, bleiben Sie denn nur nicht bey dem guten Edelmanne? Er bat Sie ja gar zu inständig?

(Die Fortsetzung folgt.)

Da ich entschlossen bin, meine Nebenstunden der Aufklärung des Bürgers und Landmanns zu widmen, und ihm in Schriften zu sagen, wie er ein ruhiges, thätiges, gemeinnütziges Leben führen könne, an dessen Ende er sich des Guten, das er auf der Erde stiftete, freuen, und mit Zuversicht in eine bessere Welt hinüber sehen darf: so glaube ich, daß ich in diesem nützlichen Stande, durch eine christliche **Hauspostille** auch manches Gute stiften könnte.

Ich

B. Ganz recht.

Auch beym Vieh werden die Beeren mit vielem Vortheil gebraucht. Zu Pulver gestoßen und mit Salz vermischt sind sie nicht selten ein Vorbeugungsmittel gegen die Rindviehseuche gewesen, und ein Beysatz von Haselzäpfchen, Salz und Spießglas ist ein Vorbeugungs- und Heilmittel gegen die Drüße der Pferde.

W. Das wäre ja gar wichtig.

B. Auch sollen Reißer, Beeren und Holzspäne so lange gesotten, bis sie braun sind, und alsdenn unter Roggenstroh dem Vieh vorgesetzt, aber sparsam, die Milch ungemein vermehren.

W. Das wäre abermals kein geringer Nutzen, besonders im Winter.

B. Aber nun will ich ihm noch einen Nutzen von den Beeren sagen, den ich einmal in einem Buche gelesen habe, und den er wohl nicht errathen soll.

W. Und der ist?

B. Man kann auch aus den Wachholderbeeren einen wohlschmeckenden und zugleich gesunden Wein machen. Besonders ist dieß in Schweden gebräuchlich. — Man nimmt nämlich reife und reinlich abgelesene Beeren, weicht sie einige Tage in Wasser ein, und stößt sie alsdann behutsam, so daß die Kerne nicht zermalmet werden.

den. Hierauf drückt man die gestoßene Beeren durch ein Sieb in ein Gefäß, in welchem unten ein Zapfenloch angebracht ist, gießt gleichviel Wasser auf, läßt dieß 24 Stunden stehen, und zieht nach Verlauf derselben den gewordenen Saft ab. Dieser wird noch dreymal auf die ersten Beeren aufgegossen, alsdenn ans Feuer gesetzt, bis er auf zwey Drittheile eingekocht ist, und zuletzt in ein Faß gethan, wo er durch Hefen zum Gähren gebracht wird. Hier läßt man ihn aber nicht ganz abgähren, sondern gießt ihn, ehe er damit zu Ende kommt, in ein zweytes Faß, um da die Gährung zu vollenden, und zieht ihn nachher, mit Zurücklassung alles Bodensatzes, in kleinere Gefäße oder Flaschen ab, worin er zum Gebrauch aufgehoben wird. Dieser Wachholderwein soll sich lange halten, gut schmecken und insbesondere Kranken, die schweren Husten und Anfälle von der Schwindsucht haben, ein heilsames Getränke seyn.

W. Das muß ich doch wirklich einmal probiren.

B. Daß es endlich keine Krammtsvögel bey uns geben würde, und daß diese nicht so gut schmekken würden, wenn die Wachholdern nicht wären, weiß er ohne mein Erinnern.

---

den unsere Vorfahren angebetet haben. Ist also die christliche Religion nicht eine Neuerung?

B. Sonst mag sie es gewesen seyn, aber itzo ist sie doch alt.

V. A. Das ist wahr. Aber, wenn alle Neuerungen nichts taugen, so taugte ehedem die christliche Religion auch nichts, und die alten Schnurrbärte, die Schriftgelehrten und Pharisäer, thaten ganz recht, daß sie sich der Neuerung widersetzten, und unsern Heyland, den Erzneuerer, der ein neues Testament machte, und sagte: siehe ich mache alles neu, creuzigen liesen.

B. Ei vergesse er seine Rede nicht! Wir sprechen nicht von der christlichen Religion, sondern vom neuen Gesangbuche, vom Noth- und Hülfsbüchlein, von der Stallfütterung und dergleichen Sachen mehr.

V. A. Nicht doch! wir sprechen von Neuerungen. Laßt es aber gut seyn! Nur eine Frage, lieben Leute, hernach lege ich mich nieder. Seyd ihr denn der Meynung noch, daß die Frohndienste abgeschaffet werden sollen?

Alle. Abgeschafft! Abgeschafft! wir frohnen schlechterdings nicht mehr!

V. A. Das ist ja aber eine Neuerung? Eure Väter, Großväter und Urgroßväter haben ja, wie ihr selbst sagt, gefrohnet.

B. Das ist ein Tausendsappermenter! mit dem wird man nicht fertig.

V. A. Ei mögt ihr mich einen Tausendsappermenter nennen, oder wie ihr wollt, ihr werdet am Ende doch einsehen, daß ich ein ehrlicher Mann bin, der es mit euch herzlich gut meynt. Morgen gehe ich zum Edelmanne und spreche mit ihm. Weil er die Neuerungen liebt, so wird er sich gewiß auch die Neuerung, wegen Abschaffung der Frohndienste gern gefallen lassen. Wenn er aber an den alten Gesangbüchern und andern alten Dingen mehr hienge, so würde er vermuthlich auch an den alten Frohndiensten hangen. Itzo schlaft wohl! Herr Wirth, wo ist meine Streue?

Der Wirth brachte uns hierauf in eine Kammer, wo er uns eine Streue bereitete, auf welcher wir sehr sanft einschliefen.

Den folgenden Morgen besuchte mein Herr den Edelmann, der ein gar artiger gefälliger Mann war, sprach mit ihm über allerley, und lenkte am Ende das Gespräch auch auf die Frohndienste. Sollten Sie, fragte er ihn, auch wohl viel Vortheil von den Frohndiensten haben?

E. Gar vielen Vortheil eben nicht, aber Verdruß genug. Der Frohndienst wird immer mit Widerwillen gethan, und Arbeit, die mit Widerwillen geschieht, bringt oft mehr Schaden, als Nutzen.

V. A. Da wundert es mich aber, daß Sie die Frohndienste nicht ganz abschaffen, und lieber in eine Abgabe an Gelde verwandeln?

E. Das hätte ich längst gern gethan, ich fürchte aber nur den Verdruß.

V. A. Was für Verdruß? sollten denn die Bauern nicht lieber eine Abgabe in Gelde entrichten, als frohnen?

E. Lieber Herr von Assof, Sie kennen unsere Leute noch nicht. Immer giebts unter ihnen unruhige Köpfe, die die andern gegen den Edelmann aufwiegeln, und sie überreden, er suche sie zu unterdrücken. Wenn man nun eine Einrichtung zu ihrem Besten treffen will, so werden sie stutzig, glauben, man habe böse Absichten dabey, und lege der guten Sache Hindernisse in den Weg, wie sie nur können und wissen. Ich kenne, glauben Sie mir, die Pflichten des Edelmannes, ich weiß, daß er der Vater seiner Unterthanen seyn, und für ihr geistliches und leibliches Wohl sorgen muß; ich bemühe mich auch, ohne mich zu rühmen, meine Pflichten, so viel ich kann, zu erfüllen. Aber jeder Schritt, den ich thue, wird mir sauer gemacht.

Der Bote
aus
Thüringen.

Siebenzehntes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Herr von Assof, glauben Sie mir! sagte der Edelmann, wenn ich ein neues A B C Buch einführen will, so muß ich einen Aufstand besorgen. Wollte ich nun die Frohndienste in Geldzinsen verwandeln, so würde gleich alles zusammen laufen, rathschlagen, und die schlimmsten Absichten vermuthen.

V. A. Das ist traurig. Aber wenn ich nur Ihre Unterthanen dahin brächte, daß sie selbst kämen, und Sie bäten, statt der Frohnen, einen jährlichen Geldzins anzunehmen?

E. Da wollte ich Ihnen dafür danken.

V. A. Dank verlange ich nicht, aber heute noch sollen Sie um diese Gnade gebeten werden.

E. Und da verspreche ich Ihnen, daß Sie sehen sollen, daß meine Versicherungen nicht leere Worte sind.

Mein Herr gieng darauf fort in das Wirthshaus, ließ die Gemeine zusammen kommen, und rieth ihr, gleich mit ihm zum Edelmanne zu gehen, und ihn zu bitten, daß er doch die bisher gewöhnlichen Frohndienste erlassen, und in Geldzinsen verwandeln möchte; es würde gewiß recht gut gehen, weil er gemerkt habe, daß der Edelmann sehr hierzu geneigt sey. Aber — setzte er hinzu, lieben Leute, so bald ihr anfangt zu drohen, so bald ihr es als ein Recht erzwingen wollt, so thut ihr dem Edelmanne Unrecht, und mit Leuten, die andern Unrecht thun, mag ich schlechterdings nichts zu schaffen haben.

Sie gaben ihm alle die Hand drauf, daß dieß nicht geschehen solle, und nun gieng der Zug gerade nach dem Schlosse zu.

Der Edelmann ließ sie in einen großen Saal führen, trat dann herein und fragte sehr liebreich: nun lieben Leute, was bringt ihr mir denn?

Der Schulze brachte dann den Antrag im Namen der Gemeine vor, der Edelmann ließ ihn ausreden, hernach hielt er ihm ein Redchen, das ich nach geschrieben habe, und das also lautete:

Meine lieben Unterthanen.

Ich wünsche nichts mehr, als euch alle recht gut, gesund, vernünftig und glücklich zu sehen.

Denn

Denn ich betrachte euch, wie meine Kinder, und wie kann denn ein Vater unter bösen, ungesunden, unvernünftigen, unglücklichen Kindern zufrieden leben? Ich habe deswegen mancherley für euch thun wollen, ihr habt euch aber immer dagegen gestreubt. Ich ließ für euch gute Kalender kommen, weil in unserm Landeskalender so erschrecklich dummes Zeug steht — ihr nahmt mir aber keinen ab — ich wollte das Preußische Gesangbuch einführen — ihr setztet euch dagegen. Ich schenkte euch das Noth- und Hülfsbüchlein — ihr nahmt es zwar an, aber auf eine Art, daß es schiene, als wenn ihr mir einen großen Gefallen damit thätet; ich führte in die Schule bessere Lehrbücher ein und ihr murrtet drüber. Ich gab euch die besten Worte, daß ihr den Kleebau und die Stallfütterung einführen möchtet — habt ihr mir denn gefolgt? Längst hätte ich die Frohnen abgeschafft, und in Geldzinsen verwandelt, weil ich sahe, daß sie euch lästig wären, ich mußte ja aber besorgen, daß ihr deswegen neue Unruhen anfienget! Ihr wollt nun schlechterdings nichts von Neuerungen wissen. Ich bitte euch aber recht sehr, daß ihr dieß doch recht wohl überlegen möget. Jede Verbesserung ist ja eine Neuerung. Wenn ich also keine Neuerung machen soll, so darf ich auch nichts verbessern. Da

bleibts immer bey dem Alten. Hätten eure Vorfahren so gedacht, wie ihr denkt, so hätten sie keine Schulen geduldet, denn vor Alters wußte man vor keinen Schulen etwas, die Kinder wuchsen auf, wie das Vieh; die ersten Schulen waren also eine Neuerung. Wenn folglich eure Vorfahren sich eben so gegen die Neuerungen gesetzt hätten, wie ihr, so hättet ihr ja keine Schule, ihr könntet weder lesen noch schreiben, Barbaren wäret ihr. Wollt ihr denn nun nicht eben so verständig, wie eure Vorfahren, seyn? wollt ihr denn keine Neuerung zulassen? Wie kann ich denn da die Frohndienste in Geldzinsen verwandeln? das ist ja auch eine Neuerung!

Gnädiger Herr! sagte der Schulze, es giebt in jeder Gemeine störrische und unruhige Köpfe, wenn sie aber die Gnade für uns haben, und statt der Frohndienste eine Abgabe an Geld annehmen — Gnädiger Herr — Sie sollen sehen, daß alsdenn alles besser gehen wird.

Gut, sagte der Edelmann, die Frohnen sind euch erlassen, ihr bezahlt sie mir künftig mit Gelde, heute noch will ich eine Schrift darüber aufsetzen lassen, und die Bedingungen so mäßig machen, daß ihr gewiß damit zufrieden seyn sollt.

Die Bauern stunden wie versteinert da, und wußten nicht, was sie antworten sollten. Endlich

lich sagte der Schulze, wir danken tausendmal — und nun fiengen alle an zu danken, und ihn zu segnen und giengen fort.

Mein Herr gieng mit ihnen, und da er vor das Schloß kam, sagte er: bin ich noch ein Tausendsappermenter?

Ein creuzbraver Mann ist er! antwortete der Schulze.

V. A. Das ist mir doch lieb, daß ihr es einseht, daß ichs gut mit euch gemeynet habe. Wenn man eine Last trägt, die zu schwer wird, so muß man nur nicht toben, wüthen und rebelliren, damit richtet man nichts aus, sondern macht übel ärger. Man muß immer fein ruhig bleiben, und nachdenken, wie man seine Umstände verbessern will, so findet man allemal, wo nicht in der ersten Woche und im ersten Jahre, doch gewiß in der Folge der Zeit, die Mittel, sich zu helfen.

Sch. Immer geht das doch nicht an. Ich will nun den Fall setzen, unser Edelmann wäre ein gestrenger Herr gewesen, hätte absolut darauf bestanden, daß wir fort frohuen sollten. Was hätten wir thun sollen? wir hätten warlich rebelliren müssen

V. A. Schlecht genug, wenn ihr kein ander Mittel kennt, euch zu helfen, als Rebellion.

Was kommt denn bey der Rebellion heraus? Denkt doch darüber nach! Wer rebellirt thut Unrecht, weil er andern die Gerechtigkeiten entreissen will, die sie nun einmal haben. Da nun im heiligen Römischen Reiche nicht das Unrecht, sondern das Recht gilt, so verbinden sich alle Potentaten gegen die Rebellen. Was wollen denn diese gegen eine so große Macht ausrichten? Sie wollten nicht mehr frohnen, und rebelliren sich ins Zuchthaus, oder gar an den Galgen, wo sie freylich von allen Diensten und Frohnen frey sind. Seh er, lieber Herr Schulze, der Mensch kann entweder nachdenken, oder nicht. Kann er nachdenken, so findet er bald das Mittel, sich frohnfrey zu machen, ohne daß er rebellirt, und dem Edelmanne das geringste Unrecht thut; kann er dieß aber nicht — nun so ist er auch nichts bessers werth, als daß er frohnet von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Sch. Wie sollte man es aber anfangen?

V. A. Wer nachdenken kann, fällt von selbst darauf, und wer es nicht kann, der versteht mich nicht, wenn ich auch noch so lange davon spräche.

Mein Herr wollte noch weiter reden, wurde aber durch einen Bedienten des Edelmannes auf das Schloß gerufen. Der Edelmann zeigte ihm die Schrift, die er hatte aufsetzen lassen, sie spra-

chen

chen leise mit einander, und ich verstand nichts weiter, als, daß mein Herr sagte: edler, würdiger Mann! Sie sind wahrer Vater Ihrer Unterthanen! Gott wird Sie dafür segnen! Leute, die Ihnen Böses wünschten, werden für Sie beten, und ihre Erndten werden ergiebiger seyn, weil der Acker besser bearbeitet wird.

Der Edelmann nöthigte darauf meinen Herrn sehr, daß er doch mit ihm speisen, und es hernach mit ansehen sollte, wie die Bauern die neue Einrichtung aufnehmen würden. Er that es aber durchaus nicht, sondern reisete ab.

Aber warum, fragte ich, bleiben Sie denn nur nicht bey dem guten Edelmanne? Er bat Sie ja gar zu inständig?

(Die Fortsetzung folgt)

Da ich entschlossen bin, meine Nebenstunden der Aufklärung des Bürgers und Landmanns zu widmen, und ihm in Schriften zu sagen, wie er ein ruhiges, thätiges, gemeinnütziges Leben führen könne, an dessen Ende er sich des Guten, das er auf der Erde stiftete, freuen, und mit Zuversicht in eine bessere Welt hinüber sehen darf: so glaube ich, daß ich in diesem nützlichen Stande, durch eine christliche Hauspostille auch manches Gute stiften könnte.

B. Ganz recht.

Auch beym Vieh werden die Beeren mit vielem Vortheil gebraucht. Zu Pulver gestoßen und mit Salz vermischt sind sie nicht selten ein Vorbeugungsmittel gegen die Rindviehseuche gewesen, und ein Beysatz von Haselzäpfchen, Salz und Spießglas ist ein Vorbeugungs- und Heilmittel gegen die Drüße der Pferde.

W. Das wäre ja gar wichtig.

B. Auch sollen Reißer, Beeren und Holzspäne so lange gesotten, bis sie braun sind, und alsdenn unter Roggenstroh dem Vieh vorgesetzt, aber sparsam, die Milch ungemein vermehren.

W. Das wäre abermals kein geringer Nutzen, besonders im Winter.

B. Aber nun will ich ihm noch einen Nutzen von den Beeren sagen, den ich einmal in einem Buche gelesen habe, und den er wohl nicht errathen soll.

W. Und der ist?

B. Man kann auch aus den Wachholderbeeren einen wohlschmeckenden und zugleich gesunden Wein machen. Besonders ist dieß in Schweden gebräuchlich. — Man nimmt nämlich reife und reinlich abgelesene Beeren, weicht sie einige Tage in Wasser ein, und stößt sie alsdann behutsam, so daß die Kerne nicht zermalmet werden.

den. Hierauf drückt man die gestoßene Beeren durch ein Sieb in ein Gefäß, in welchem unten ein Zapfenloch angebracht ist, giest gleichviel Wasser auf, läßt dieß 24 Stunden stehen, und zieht nach Verlauf derselben den gewordenen Saft ab. Dieser wird noch dreymal auf die ersten Beeren aufgegossen, alsdenn ans Feuer gesetzt, bis er auf zwey Drittheile eingekocht ist, und zuletzt in ein Faß gethan, wo er durch Hefen zum Gähren gebracht wird. Hier läßt man ihn aber nicht ganz abgähren, sondern gießt ihn, ehe er damit zu Ende kommt, in ein zweytes Faß, um da die Gährung zu vollenden, und zieht ihn nachher, mit Zurücklassung alles Bodensatzes, in kleinere Gefäße oder Flaschen ab, worin er zum Gebrauch aufgehoben wird. Dieser Wachholderwein soll sich lange halten, gut schmecken und insbesondere Kranken, die schweren Husten und Anfälle von der Schwindsucht haben, ein heilsames Getränke seyn.

W. Das muß ich doch wirklich einmal probiren.

B. Daß es endlich keine Krammtsvögel bey uns geben würde, und daß diese nicht so gut schmekken würden, wenn die Wachholdern nicht wären, weiß er ohne mein Erinnern.

Ueber die Nützlichkeit und Schädlichkeit der Haus- und Feldsperlinge.

Wirth. Bote.

(Der Wirth im Garten.)

Bote. Das heiß ich doch einen fleißigen Gärtner! Helf Gott, Herr Gevatter! Bey ihm grünt ja schon alles.

W. Bey so schöner Witterung wächst einem ja alles unter den Händen hervor. Wenn mir nur die garstigen Sperlinge nicht so vielen Verdruß verursachten. So wie eine Erbse aufgeht, fressen sie mir sie vom Boden weg.

B. Wenn es nicht die Schnecken oder gar seine Hühner thun. Die armen Sperlinge sollen immer alles gethan haben. Hat er es denn selbst gesehen?

W. Das zwar nicht, aber mein Nachbar sagte es.

B. Und der wird es eben so wenig selbst gesehen haben, wie er. So viel ich weiß, geht jetzt kein Sperling die grünen Erbsenschößlinge an. Jetzt haben sie weit köstlichere Speißen.

W. Ei das weiß ich wohl. Sommerweizen und Hafer.

B. Auch den rühren sie, so viel ich weiß, jetzt nicht an. Er hat Haussperlinge und Feldsperlinge, mit den braunrothen Köpfen, hier in

der

der Nähe genug, gebe er doch einmal Acht, was sie jetzt fressen.

W. Und das wäre?

B. Nichts als schädliche Insekten. Jetzt gehen sie von Morgen bis auf den Abend auf die Raupenjagd, suchen alle die Räupchen, welche die Blüten zerstöhren, und dem Obste schädlich sind, von den Blüten und Knospen ab, und tödten eine große Menge Maykäfer, und verzehren sie entweder selbst, oder tragen sie ihren Jungen zu.

W. Ja da wären ja nach seiner Meynung die Sperlinge nützliche Geschöpfe.

B. So denk ich. Besonders sind es die Feldsperlinge, diese machen es sich zu ihrem eigentlichen Geschäffte, den ganzen Frühling und Sommer hindurch von einem Obstbaume zum andern, und von einer Blüte zur andern, zu hüpfen, und die schädlichen Obsträupchen abzulesen.

W. Da sollte man sie ja hegen.

B. Von Rechtswegen.

W Warum giebt man denn aber Befehl in manchen Ländern, daß jeder Bauer des Jahrs ein Paar Sperlingsköpfe liefern soll. Da tödet man ja nützliche Thiere

B. Auch diese Befehle sind nicht Unrecht. Man muß hier gehörig unterscheiden. Die Sperlinge sind nützliche und schädliche Thiere. Nützlich sind sie im Frühjahr und Sommer, schädlich

aber im Herbst und Winter; nützlich sind sie im Ganzen, indem ihnen vom Schöpfer der Auftrag gethan ist, daß sie der zu großen Vermehrung der schädlichen Insekten steuren sollen; schädlich sind sie aber für manche einzelne Personen, die z. B. ihre Weizen- und Gerstenäcker nahe an den Hecken und Feldbäumen haben. Denn wenn die jungen Sperlinge ausgeflogen sind, so versammeln sie sich im August in großen Heerden in den Hecken und Weidenbäumen, die nahe ans Feld stoßen, und fliegen von da zu den reifenden und reifen Weizen und Gersten, und wem alsdenn dieser Zuspruch trifft, der leidet einen beträchtlichen Schaden. Allein alsdenn nützen sie doch auch wieder.

W. Und wie so?

B. Man ladet eine Flinte von ziemlich großen Caliber mit einer Menge klaren Schroten, und schießt unter solche Heerden; schneidet ihnen die Köpfe ab, und liefert sie, und den übrigen Leib ißt man.

W. Man ißt die Sperlinge?

B. Warum nicht? Sie schmecken gut und fressen grade das, was die Finken und Lerchen fressen; und diese ißt er doch?

W. Das versteht sich?

B. Nun so probire er es nur auch mit den Sperlingen. Ich hoffe, sie sollen ihm wenigstens so gut, wie die Finken schmecken.

W. Aber

W. Aber wer darf denn schießen? Bey uns niemand, als die Jäger.

B. Ja da sollten freylich die Jäger angehalten werden, daß sie diese statt des Landmanns im Herbste verminderten. Denn so will es, deucht mir, die Ordnung der Natur, d. h. mit andern Worten der liebe Gott. Im Frühjahr und Sommer soll man die Sperlinge ungehudelt lassen, denn da pflanzen sie sich fort, und nützen augenscheinlich; im Herbst and Winter aber schaden sie, und sollen alsdann auch, wie die Lerchen und Drosseln, ihren Beytrag zur Nahrung des Menschen geben; deswegen können sie zu dieser Zeit geschossen und gefangen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Suhl, den 12. April, 1791.

Im 12. Stücke des gemeinnützigen und beliebten Thüringer Boten wird gewünscht, daß man mehr auf Erfindung nützlicher und brauchbarer Maschinen denken möchte, als bisher geschehen sey, damit dem Ackerbau nicht mehr so viele Hände entzogen würden. Und es ist gewiß, daß mehrere Beschäftigungen und Arbeiten der Menschen mehr den Maschinen als Menschen angemessen sind. Besonders aber sollte man solche Arbeiten, welche nicht nur bisweilen und blos zufällig der Gesundheit der Menschen, welche sie verrichten, schaden, sondern von denen es schon lange ausgemacht und durch viele Beyspiele bewiesen und außer allen Zweifel gesetzt,

setzt ist, daß sie das Leben der Menschen nicht allein verkürzen, sondern beständig einen gewaltsamen Tod befürchten lassen. — dergleichen Arbeiten sollte man nicht mehr durch Menschen sondern durch Maschinen verrichten lassen. Und eine solche gefährliche, und der Gesundheit durchaus schädliche, Arbeit ist das Schleifen der Feuerröhre in unserer Suhler und in andern Gewehrfabriken, wo der Schleifer über einen großen Sandstein, der vom Wasser sehr schnell herumgetrieben wird, sitzt, das Feuerrohr auf demselben festhält, und beständig mit einer Wolke von Staubsand umgeben ist. Erst vor einigen Jahren wurde ein geschickter Schleifer durch einen zersprungenen Schleifstein zerschmettert und todt nach Hause gebracht, und vorige Woche wurde abermals ein Schleifer begraben, der erst 40 Jahr alt war, eine Frau mit 3 unerzogenen Kindern hinterließ, und an der sogenannten Schleiferkrankheit, eine Art der Auszehrung oder Schwindzucht, gestorben war, und so ist es hier allgemein bekannt, daß kein Schleifer das gewöhnliche Menschenalter erreicht. Ich wünschte daher meine Mitbürger und überhaupt jeden, der dergleichen Schleifmühlen besitzt oder betreibt, oder sie doch kennen zu lernen Gelegenheit hat, auf das nachtheilige und schädliche dieser Arbeit aufmerksamer zu machen, und ihren Erfindungsgeist zu reizen, daß sie auf Verfertigung einer Maschine denken, welche statt der Menschenhände das Rohr über den Stein hält, und die nicht schwer zu erfinden seyn kann. Die Sache betrifft ja Menschen Leben, und verdient also doch wohl die Aufmerksamkeit des Menschenfreundes. Ich bin rc.

Beutler.

Der Bote aus Thüringen.

Neunzehntes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Deswegen blieb ich nicht beym Edelmanne, sagte der Herr von Assof, damit ich mir nicht wollte danken lassen. Wäre ich geblieben, so würde es einen großen Spektakel gegeben haben. Die Bauern hätten mir gedankt, und der Edelmann auch, und das kann ich nicht leiden. Der rechtschaffne Mann thut Gutes, so oft er hierzu Gelegenheit hat, aber wenn es geschehen ist, so geht er fort, und erwartet weiter keinen Dank.

J. Aber es ist doch so süß, wenn uns ein Mensch, dem man Gutes gethan hat, dankt, und die Hände druckt.

v. A. Dieß ist wahr, und ich habe es gern. Aber den öffentlichen Dank mag ich nicht leiden, der macht einen ehrlichen Mann schamroth. Und auch den stillen Händedruck erwarte ich nicht. Denn wenn ich hintrete und ihn er-

Ich will dieselbe also schreiben, und in 4 Bändchen herausgeben, davon jedes 13 Bogen enthalten wird. Die Sonn- und Festtags-Evangelien werden dabey zu Grunde gelegt, doch bey jedes Evangelium auch noch ein andrer Text gesetzt. Alle theologische Streitigkeiten sollen daraus entfernt seyn, und nur das vorgetragen werden, was der göttliche Stifter unserer Religion, zur Besserung, Veredlung, Beruhigung und Aufheiterung der Menschenkinder gesagt hat. Diese christliche Hauspostille kann nicht nur in Familien zur häuslichen Erbauung gebraucht, sondern auch in den Gemeinen, bey dem nachmittäglichen Gottesdienste, von den Schulmeistern vorgelesen werden.

Die Predigt über den Selbstmord, die im 6 — 9. Stücke des diesjährigen Jahrgangs vom Boten aus Thüringen abgedruckt ist, kann als Probestück angesehen werden.

Auf das erste Bändchen werden sechs gute Groschen vorausbezahlt, und wer auf sechs Exemplare vorausbezahlt, erhält das siebente frey. Ich hoffe, daß die Leser meiner vorigen Schriften, welche glauben, daß ich ihnen damit nützlich gewesen bin, meine guten Absichten gern unterstützen werden. Briefe und Gelder werden postfrey eingeschickt. In der Michaelismesse wird das erste Bändchen erscheinen. Schnepfenthal, den 15. April, 1791.

C. G. Salzmann,

Director der hiesigen Erziehungsanstalt.

Der Bote
aus
Thüringen.

Achtzehntes Stück.

1 7 9 1.

Beschluß des Gesprächs über die Wachholderstaude.

(Siehe vierzehntes Stück d. J.)

Bote. Wirth.

B.

Auch in der Medicin stehen die Wachholderbeeren in großen Ansehen, und zwar in noch grössern als das Holz. Sie werden in verschiedenen Krankheiten von den Aerzten als Thee empfohlen. Man brennt, wie bekannt, Wasser aus ihnen, die bey mäßigen Gebrauch gesund sind. Roh genossen dienen sie wider manchen üblen Zufall, und besonders kann man in Krankenstuben, wenn man sie in den Mund nimmt, den bösen Dünsten dadurch abwehren.

W. Das habe ich oft gehört, daß die Prediger, wenn sie Kranke besuchen, Wachholderbeeren kauen, und dadurch vor dem Anstecken sicher sind, besonders wenn sie den Speichel nicht verschlucken, sondern ausspucken.

B. Ganz recht.

Auch beym Vieh werden die Beeren mit vielem Vortheil gebraucht. Zu Pulver gestoßen und mit Salz vermischt sind sie nicht selten ein Vorbeugungsmittel gegen die Rindviehseuche gewesen, und ein Beysatz von Haselzäpfchen, Salz und Spießglas ist ein Vorbeugungs- und Heilmittel gegen die Drüße der Pferde.

W. Das wäre ja gar wichtig.

B. Auch sollen Reißer, Beeren und Holzspäne so lange gesotten, bis sie braun sind, und alsdenn unter Roggenstroh dem Vieh vorgesetzt, aber sparsam, die Milch ungemein vermehren.

W. Das wäre abermals kein geringer Nutzen, besonders im Winter.

B. Aber nun will ich ihn noch einen Nutzen von den Beeren sagen, den ich einmal in einem Buche gelesen habe, und den er wohl nicht errathen soll.

W. Und der ist?

B. Man kann auch aus den Wachholderbeeren einen wohlschmeckenden und zugleich gesunden Wein machen. Besonders ist dieß in Schweden gebräuchlich. — Man nimmt nämlich reife und reinlich abgelesene Beeren, weicht sie einige Tage in Wasser ein, und stößt sie alsdann behutsam, so daß die Kerne nicht zermalmet werden.

den. Hierauf drückt man die gestoßene Beeren durch ein Sieb in ein Gefäß, in welchem unten ein Zapfenloch angebracht ist, giest gleichviel Wasser auf, läßt dieß 24 Stunden stehen, und zieht nach Verlauf derselben den gewordenen Saft ab. Dieser wird noch dreymal auf die ersten Beeren aufgegossen, alsdenn ans Feuer gesetzt, bis er auf zwey Drittheile eingekocht ist, und zuletzt in ein Faß gethan, wo er durch Hefen zum Gähren gebracht wird. Hier läßt man ihn aber nicht ganz abgähren, sondern gießt ihn, ehe er damit zu Ende kommt, in ein zweytes Faß, um da die Gährung zu vollenden, und zieht ihn nachher, mit Zurücklassung alles Bodensatzes, in kleinere Gefäße oder Flaschen ab, worin er zum Gebrauch aufgehoben wird. Dieser Wachholderwein soll sich lange halten, gut schmecken und insbesondere Kranken, die schweren Husten und Anfälle von der Schwindsucht haben, ein heilsames Getränke seyn.

W. Das muß ich doch wirklich einmal probiren.

V. Daß es endlich keine Krammtsvögel bey uns geben würde, und daß diese nicht so gut schmekken würden, wenn die Wachholdern nicht wären, weiß er ohne mein Erinnern.

Ueber die Nützlichkeit und Schädlichkeit der Haus- und Feldsperlinge.

Wirth. Bote.

(Der Wirth im Garten.)

Bote. Das heiß ich doch einen fleißigen Gärtner! Helf Gott, Herr Gevatter! Bey ihm grünt ja schon alles.

W. Bey so schöner Witterung wächst einem ja alles unter den Händen hervor. Wenn mir nur die garstigen Sperlinge nicht so vielen Verdruß verursachten. So wie eine Erbse aufgeht, fressen sie mir sie vom Boden weg.

B. Wenn es nicht die Schnecken oder gar seine Hühner thun. Die armen Sperlinge sollen immer alles gethan haben. Hat er es denn selbst gesehen?

W. Das zwar nicht, aber mein Nachbar sagte es.

B. Und der wird es eben so wenig selbst gesehen haben, wie er. So viel ich weiß, geht jetzt kein Sperling die grünen Erbsenschößlinge an. Jetzt haben sie weit köstlichere Speißen.

W. Ei das weiß ich wohl. Sommerweizen und Hafer.

B. Auch den rühren sie, so viel ich weiß, jetzt nicht an. Er hat Haussperlinge und Feldsperlinge, mit den braunrothen Köpfen, hier in der

der Nähe genug, gebe er doch einmal Acht, was sie jetzt fressen.

W. Und das wäre?

B. Nichts als schädliche Insekten. Jetzt gehen sie von Morgen bis auf den Abend auf die Raupenjagd, suchen alle die Räupchen, welche die Blüten zerstöhren, und dem Obste schädlich sind, von den Blüten und Knospen ab, und tödten eine große Menge Maykäfer, und verzehren sie entweder selbst, oder tragen sie ihren Jungen zu.

W. Ja da wären ja nach seiner Meynung die Sperlinge nützliche Geschöpfe.

B. So denk ich. Besonders sind es die Feldsperlinge, diese machen es sich zu ihrem eigentlichen Geschäffte, den ganzen Frühling und Sommer hindurch von einem Obstbaume zum andern, und von einer Blüte zur andern, zu hüpfen, und die schädlichen Obsträupchen abzulesen.

W. Da sollte man sie ja hegen.

B. Von Rechtswegen.

W Warum giebt man denn aber Befehl in manchen Ländern, daß jeder Bauer des Jahrs ein Paar Sperlingsköpfe liefern soll. Da tödet man ja nützliche Thiere

B. Auch diese Befehle sind nicht Unrecht. Man muß hier gehörig unterscheiden. Die Sperlinge sind nützliche und schädliche Thiere. Nützlich sind sie im Frühjahr und Sommer, schädlich

aber im Herbst und Winter; nützlich sind sie im Ganzen, indem ihnen vom Schöpfer der Auftrag gethan ist, daß sie der zu großen Vermehrung der schädlichen Insekten steuren sollen; schädlich sind sie aber für manche einzelne Personen, die z. B. ihre Weizen- und Gerstenäcker nahe an den Hecken und Feldbäumen haben. Denn wenn die jungen Sperlinge ausgeflogen sind, so versammeln sie sich im August in großen Heerden in den Hecken und Weidenbäumen, die nahe ans Feld stoßen, und fliegen von da zu den reisenden und reifen Weizen und Gersten, und wem alsdenn dieser Zuspruch trifft, der leidet einen beträchtlichen Schaden. Allein alsdenn nützen sie doch auch wieder.

W. Und wie so?

V. Man ladet eine Flinte von ziemlich großen Caliber mit einer Menge klaren Schroten und schießt unter solche Heerden; schneidet ihnen die Köpfe ab, und liefert sie, und den übrigen Leib ißt man.

W. Man ißt die Sperlinge?

V. Warum nicht? Sie schmecken gut un[d] fressen grade das, was die Finken und Lerch[en] fressen; und diese ißt er doch?

W. Das versteht sich?

V. Nun so probire er es nur auch mit d[en] Sperlingen. Ich hoffe, sie sollen ihm weni[g]stens so gut, wie die Finken schmecken.

W. Al[...]

W. Aber wer darf denn schießen? Bey uns niemand, als die Jäger.

B. Ja da sollten freylich die Jäger angehalten werden, daß sie diese statt des Landmanns im Herbste verminderten. Denn so will es, deucht mir, die Ordnung der Natur, d. h. mit andern Worten der liebe Gott. Im Frühjahr und Sommer soll man die Sperlinge ungehudelt lassen, denn da pflanzen sie sich fort, und nützen augenscheinlich; im Herbst and Winter aber schaden sie, und sollen alsdann auch, wie die Lerchen und Drosseln, ihren Beytrag zur Nahrung des Menschen geben; deswegen können sie zu dieser Zeit geschossen und gefangen werden.

(Die Fortsetznng folgt.)

Suhl, den 12. April, 1791.

Im 12. Stücke des gemeinnützigen und beliebten Thüringer Boten wird gewünscht, daß man mehr auf Erfindung nützlicher und brauchbarer Maschinen denken möchte, als bisher geschehen sey, damit dem Ackerbau nicht mehr so viele Hände entzogen würden. Und es ist gewiß, daß mehrere Beschäftigungen und Arbeiten der Menschen mehr den Maschinen als Menschen angemessen sind. Besonders aber sollte man solche Arbeiten, welche nicht nur bisweilen und blos zufällig der Gesundheit der Menschen, welche sie verrichten, schaden, sondern von denen es schon lange ausgemacht und durch viele Beyspiele bewiesen und außer allen Zweifel gesetzt,

setzt ist, daß sie das Leben der Menschen nicht allein verkürzen, sondern beständig einen gewaltsamen Tod befürchten lassen. — dergleichen Arbeiten sollte man nicht mehr durch Menschen sondern durch Maschinen verrichten lassen. Und eine solche gefährliche, und der Gesundheit durchaus schädliche, Arbeit ist das Schleifen der Feuerröhre in unserer Suhler und in andern Gewehrfabriken, wo der Schleifer über einen großen Sandstein, der vom Wasser sehr schnell herumgetrieben wird, sitzt, das Feuerrohr auf demselben festhält, und beständig mit einer Wolke von Staubsand umgeben ist. Erst vor einigen Jahren wurde ein geschickter Schleifer durch einen zersprungenen Schleifstein zerschmettert und todt nach Hause gebracht, und vorige Woche wurde abermals ein Schleifer begraben, der erst 40 Jahr alt war, eine Frau mit 3 unerzogenen Kindern hinterließ, und an der sogenannten Schleiferkrankheit, eine Art der Auszehrung oder Schwindzucht, gestorben war, und so ist es hier allgemein bekannt, daß kein Schleifer das gewöhnliche Menschenalter erreicht. Ich wünschte daher meine Mitbürger und überhaupt jeden, der dergleichen Schleifmühlen besitzt oder betreibt, oder sie doch kennen zu lernen Gelegenheit hat, auf das nachtheilige und schädliche dieser Arbeit aufmerksamer zu machen, und ihren Erfindungsgeist zu reizen, daß sie auf Verfertigung einer Maschine denken, welche statt der Menschenhände das Rohr über den Stein hält, und die nicht schwer zu erfinden seyn kann. Die Sache betrifft ja Menschen Leben, und verdient also doch wohl die Aufmerksamkeit des Menschenfreundes. Ich bin rc.

Beutler.

Der Bote aus Thüringen.

Neunzehntes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Deswegen blieb ich nicht beym Edelmanne, sagte der Herr von Assof, damit ich mir nicht wollte danken lassen. Wäre ich geblieben, so würde es einen großen Spektakel gegeben haben. Die Bauern hätten mir gedankt, und der Edelmann auch, und das kann ich nicht leiden. Der rechtschaffne Mann thut Gutes, so oft er hierzu Gelegenheit hat, aber wenn es geschehen ist, so geht er fort, und erwartet weiter keinen Dank.

J. Aber es ist doch so süß, wenn uns ein Mensch, dem man Gutes gethan hat, dankt, und die Hände druckt.

V. A. Dieß ist wahr, und ich habe es gern. Aber den öffentlichen Dank mag ich nicht leiden, der macht einen ehrlichen Mann schamroth. Und auch den stillen Händedruck erwarte ich nicht. Denn wenn ich hintrete und ihn er-

warte, so ists, als wenn ich mir das Gute, das ich gethan habe, wollte bezahlen lassen, und das ist ja albern. Wenn ich einem Menschen für Bezahlung diene, so sage ich es gerade heraus. Diene ich ihm aber umsonst, so verlange ich auch gar nichts. Erwarte ich keinen Dank, so ärgere ich mich auch nicht, wenn ich keinen bekomme. Denn der rechtschaffne Mann muß auch Gutes thun können, das ihm mit Undank vergolten wird. So handelt Gott, welcher gütig ist über die Undankbaren und Boßhaften.

Während dieses Discurses kamen wir auf eine Anhöhe, von welcher wir in ein schönes, fruchtbares Thal sehen konnten, das mit Dörfern wie besäet war, die im Sonnenscheine recht schöne glänzten. Wir stunden beyde stille und weideten unsere Augen an dem herrlichen Anblicke. Da sieht er, sagte mein Herr, mit seinen eignen Augen, daß Gott gütig ist über die Undankbaren und Boshaften. Wie viele Menschen mögen wohl in diesen Dörfern wohnen, die heute noch nicht an Gott dachten, die ihm noch nicht dankten, für das viele Gute, daß sie von ihm genießen, die wohl zankten und murreten, wann es nicht so gieng, wie sie wünschten! Gleichwohl läßt der gute Gott auf alle Häuser, Gärten und Felder, seine Sonnenstrahlen fallen. So müssen

sen wir auch handeln, lieber Constant, wenn wir anders des lieben Gottes gute Kinder seyn wollen: wir müssen jedem Menschen beystehen und helfen, wenn wir dazu Gelegenheit haben, auch wenn er uns nicht dafür dankt, wie können wir denn sonst Gott unsern Vater nennen?

Itzo hörten wir in der Entfernung ein dumpfes Zanken und Schreyen, sahen uns um, woher es kommen möge? und bemerkten in der Entfernung einen Trupp Leute, die gar gewaltig lärmten. Was muß es doch da einmal geben? sagte mein Herr, komm er Constant, laß er uns sehen, was diese Leute vorhaben! vielleicht schenkt uns der liebe Gott wieder eine Gelegenheit, wo wir etwas Gutes stiften können!

Wir marschirten tapfer drauf los und hörten, je näher wir kamen, immer deutlicher, daß gewaltig geflucht und geschimpft wurde. Da wir ankamen, sahen wir einen Trupp Bauern, die alle die Stöcke in die Höhe gehoben hatten, und einen andern Bauer, der da mit einem Karren hielt, prügeln wollten. Auf der Erde kniete ein armer kranker Mensch, der gar erbärmlich winselte und immer bat: erbarmt euch doch meiner um Gottes willen! Ich bin ja ein Christenmensch!

Die Bauern hörten aber nicht darauf, sondern sagten zu dem andern, der den Karren hat-

 te,

te, den Augenblick lade den Kerl auf, oder wir schlagen dir Arme und Beine entzwey. Mein Herr sprang dazwischen und sagte: lieben Leute, was habt ihr denn vor?

B. Da hat uns der infame Spitzbube einen kranken Menschen zugeführt und ihn hier abgeladen, da sollen wir ihm nun warten und pflegen, am Ende stirbt er, und unsere Gemeine bekommt die Begräbnißkosten auf den Hals. Ist das auch erlaubt? Wenn bey deiner Gemeine kranke Leute ankommen, so könnt ihr sie ja auch ernähren und verpflegen, weißt du es?

V. A. Und das von Rechtswegen! der arme kranke Mensch hat bey euch seine Zuflucht gesucht, hat euch um Erbarmung gebeten, ihr habt eure Herzen vor ihm verschlossen, habt ihn zurück gestoßen! ist das auch erlaubt? ist das christlich?

B. Das ist unsere Meynung auch. Drum sagen wir dir ein vor allemal, nimm den Kerl wieder auf deinen Karren, oder wir schlagen dich braun und blau.

Erlauben Sie mir hochgeneigt, sagte der fremde Bauer, daß ich auch ein Paar Worte sprechen darf. Ob es Recht ist oder ob es nicht recht ist, daß der arme Mensch hierher geführt wird, das weiß ich nicht. Ich habe ihn aber hieher füh-

führen müssen, weil es unser Schulze befohlen hat. Weiter kann ich nicht.

V. A. Da muß auch euer Schulze ein sehr harter Mann seyn.

B. Da hörst du es ja! Ein Wort so gut als zehne, willst du gleich den Kerl wieder aufladen?

V. A. Lieben Leute! nur nicht zu heftig! Hat denn der Schulze, der euch den armen Menschen zugeschickt hat, Recht gethan oder nicht?

B. Wie ein Schurke hat er gehandelt.

V. A. Ich kann es auch nicht billigen. Wollt ihr aber eben so handeln? Der arme Mensch ist nun einmal da, seht, er liegt vor euch auf den Knien, und bittet euch um Erbarmung, wollt ihr ihn denn nicht erhören? wie kann euch denn da Gott erhören, wenn ihr auch einmal in Jammer und Noth kommt, und zu ihm um Hülfe bittet?

B. Ey was da! was da! der Kerl geht uns nichts an. Er gehört nach Grobisleben, da ist er krank geworden, da muß er auch ernähret und verpfleget werden.

V. A. Er kann ja aber auf dem Wege sterben! Wollt ihr das auf euer Gewissen nehmen? wollt ihrs zugeben, daß der arme Mensch in seinen letzten Stunden über euch seufzet? Wenn nun einmal ein Unglück über eure Gemeine käme, wenn eine Feuersbrunst entstünde! wenn der Ha-

nigstens läßt sich vermuthen, daß durch diese Arbeiten die Oberfläche feiner ausfallen würde, als durch das Schleifen auf einem sehr groben Steine; mithin würde die weitere Verfeinerung des Rohrs auch schneller von Statten gehen. Die Einrichtung eines Hobelwerks kann so schwer nicht fallen, man hat schon ein ähnliches zur Verfertigung der bekannten Schusterspäne. Man sehe C. E. Löschers kurzen Unterricht von Spänkolben rc. Leipzig, 1783. auch in der Gothaischen Handlungszeitung Jahrg. 1789. 1stes Stück, ist eine genaue Verzeichnung davon. Mit beyden kann ich aufwarten. — Bloße Idee eines Layen, bester Freund, aber eine giebt die andere. Ich bin u. s. w.

Gutsmuths.

Der würdige Consistorialrath Koppe, der vor einiger Zeit die Erde verließ, hat uns etwas sehr wichtiges hinterlassen — seine Predigten. Sein vertrautester Freund, Herr Professor Spittler zu Göttingen, will sie in 2 Bänden drucken lassen. Auf jeden Band wird ein Thaler in Golde pränumerirt. Ich hoffe, daß zweyerley Gattungen von Menschen pränumeriren werden: erstlich diejenigen, die ihn gehört, und zweytens diejenigen, die ihn nicht gehört haben; jene, um eine Erinnerung an die seligen Stunden zu haben, die sie während seiner Predigten genossen; diese, um die Reden kennen zu lernen, durch welche der Verklärte so mächtig seine Zuhörer zu belehren, zu stärken, zu beruhigen wußte. Die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal wird gern Pränumeration annehmen.

Der Bote
aus
Thüringen.

Zwanzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Dazu habt ihr ja auch keine Ordre von eurem Schulzen, sagte der Herr von Assof. Gilt denn euch die Ordre des Schulzens mehr, als die Ordre Gottes? Ist denn euch ein halber Gulden mehr werth, als ein Gottes Lohn? Kurz von der Sache zu kommen, wenn ihr nun schlechterdings ein Unchrist seyn, und die Werke der Barmherzigkeit nicht ausüben wollt, so zieht eure Straße. Aber euer Pferd und euren Karren behalten wir hier, und führen den Kranken darauf fort, ihr könnt hernach beydes wieder abholen.

Da bequemte sich denn endlich der hartnäckige Mann, den Kranken aufzuladen, und ihn nach dem Dorfe zu bringen.

Auf dem Wege machten die Bauern noch allerley Einwendungen, einer sagte sogar, denkt an mich! die Gemeine giebts nicht zu! wenn wir

mit dem kranken Manne kommen, so jagt sie uns mit Steinen fort!

Auf einmal wurde es aber stille, da sie einen langen Mann, in einem grauen Oberrocke, mit starken Schritten, auf sich loskommen sahen. Sie flüsterten einander in die Ohren und sagten: er ists! er ists! Das wird eine schöne Hatze (Auftritt) geben.

V. A. Wer ist denn dieser Mann?

B. Es ist unser Herr Pfarrer.

Itzo war er da, und war so scharf gegangen, daß ihm der Schweiß über das Gesichte lief. Nu? fragte er, was giebts denn da?

B. Da hat uns die Gemeine zu Grobisleben wieder einen kranken Bettler zugeschickt, und wir haben uns in Gottes Namen entschlossen, ihn aufzunehmen und zu verpflegen, bis er gesund ist, wenn der ehrwürdige Herr nichts dagegen hat.

Pf. Ich habe gar nichts dagegen. Es ist mir vielmehr lieb, zu sehen, daß doch meine Pfarrkinder durch die That beweisen, daß sie Jünger unsers Heylandes sind. Denn ihr wißt wohl, was er einmal sagte: dabey, nicht bey dem Glaubensbekenntnisse, sondern, dabey wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt. Ich bin

er-

erschrocken, daß mirs in allen Gliedern liegt, da man sagte, ihr wolltet den armen Menschen wieder fortschicken, wolltet ihn nicht aufnehmen; das wäre doch schrecklich gewesen!

B. Geben Sie sich nur zufrieden, ehrwürdiger Herr! Sie sehen ja, daß wir ihn aufnehmen. Wenn wir nur wüßten, wohin wir ihn thun sollten?

Pf. Ich habe schon Rath geschafft. Da steht ja das Schrödersche Haus leer, in dieß kann er einstweilen geschafft werden. Die alte Anne Sabine wird ihn gerne warten, wenn sie täglich etliche Groschen bekommt, und ein Paar Schütten Stroh und wenigstens ein alter Mantel zur Bedeckung, ist auch leicht beyzuschaffen. Das wenige Essen, was so ein armer Mensch täglich braucht, ist ja eine Kleinigkeit.

B. Wo soll aber das Geld herkommen? ich glaube in unserer Casse sind kaum 18 Groschen vorräthig.

Pf Das bringt wahrhaftig wenig Ehre, daß eine so ansehnliche Gemeine, die 50 Häuser hat, nicht so viel in ihrer Casse aufzeigen kann, als mancher Gänsehirte. Aber woher kommts? ihr habt keinen Gemeingeist. Da scharrt nur jeder für sich zusammen, aber auf das allgemeine Beste denkt niemand —

setzt ist, daß sie das Leben der Menschen nicht allein verkürzen, sondern beständig einen gewaltsamen Tod befürchten lassen — dergleichen Arbeiten sollte man nicht mehr durch Menschen sondern durch Maschinen verrichten lassen. Und eine solche gefährliche, und der Gesundheit durchaus schädliche, Arbeit ist das Schleifen der Feuerröhre in unserer Suhler und in andern Gewehrfabriken, wo der Schleifer über einen großen Sandstein, der vom Wasser sehr schnell herumgetrieben wird, sitzt, das Feuerrohr auf demselben festhält, und beständig mit einer Wolke von Staubsand umgeben ist. Erst vor einigen Jahren wurde ein geschickter Schleifer durch einen zersprungenen Schleifstein zerschmettert und todt nach Hause gebracht, und vorige Woche wurde abermals ein Schleifer begraben, der erst 40 Jahr alt war, eine Frau mit 3 unerzogenen Kindern hinterließ, und an der sogenannten Schleiferkrankheit, eine Art der Auszehrung oder Schwindsucht, gestorben war, und so ist es hier allgemein bekannt, daß kein Schleifer das gewöhnliche Menschenalter erreicht. Ich wünschte daher meine Mitbürger und überhaupt jeden, der dergleichen Schleifmühlen besitzt oder betreibt, oder sie doch kennen zu lernen Gelegenheit hat, auf das nachtheilige und schädliche dieser Arbeit aufmerksamer zu machen, und ihren Erfindungsgeist zu reizen, daß sie auf Verfertigung einer Maschine denken, welche statt der Menschenhände das Rohr über den Stein hält, und die nicht schwer zu erfinden seyn kann. Die Sache betrifft ja Menschen Leben, und verdient also doch wohl die Aufmerksamkeit des Menschenfreundes. Ich bin rc.

Beutler.

Über

Der Bote aus Thüringen.

Neunzehntes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Deswegen blieb ich nicht beym Edelmanne, sagte der Herr von Assof, damit ich mir nicht wollte danken lassen. Wäre ich geblieben, so würde es einen großen Spektakel gegeben haben. Die Bauern hätten mir gedankt, und der Edelmann auch, und das kann ich nicht leiden. Der rechtschaffne Mann thut Gutes, so oft er hierzu Gelegenheit hat, aber wenn es geschehen ist, so geht er fort, und erwartet weiter keinen Dank.

J. Aber es ist doch so süß, wenn uns ein Mensch, dem man Gutes gethan hat, dankt, und die Hände druckt.

V. A. Dieß ist wahr, und ich habe es gern. Aber den öffentlichen Dank mag ich nicht leiden, der macht einen ehrlichen Mann schamroth. Und auch den stillen Händedruck erwarte ich nicht. Denn wenn ich hintrete und ihn erwar-

Digitized by Google

warte, so ists, als wenn ich mir das Gute, das ich gethan habe, wollte bezahlen lassen, und das ist ja albern. Wenn ich einem Menschen für Bezahlung diene, so sage ich es gerade heraus. Diene ich ihm aber umsonst, so verlange ich auch gar nichts. Erwarte ich keinen Dank, so ärgere ich mich auch nicht, wenn ich keinen bekomme. Denn der rechtschaffne Mann muß auch Gutes thun können, das ihm mit Undank vergolten wird. So handelt Gott, welcher *gütig ist über die Undankbaren und Boßhaften.*

Während dieses Discurses kamen wir auf eine Anhöhe, von welcher wir in ein schönes, fruchtbares Thal sehen konnten, das mit Dörfern wie besäet war, die im Sonnenscheine recht schöne glänzten. Wir stunden beyde stille und weideten unsere Augen an dem herrlichen Anblicke. Da sieht er, sagte mein Herr, mit seinen eignen Augen, daß Gott gütig ist über die Undankbaren und Boshaften. Wie viele Menschen mögen wohl in diesen Dörfern wohnen, die heute noch nicht an Gott dachten, die ihm noch nicht dankten, für das viele Gute, daß sie von ihm genießen, die wohl zankten und murreten, wann es nicht so gieng, wie sie wünschten! Gleichwohl läßt der gute Gott auf alle Häuser, Gärten und Felder, seine Sonnenstrahlen fallen. So müs-

sen

sen wir auch handeln, lieber Constant, wenn wir anders des lieben Gottes gute Kinder seyn wollen; wir müssen jedem Menschen beystehen und helfen, wenn wir dazu Gelegenheit haben, auch wenn er uns nicht dafür dankt, wie können wir denn sonst Gott unsern Vater nennen?

Izo hörten wir in der Entfernung ein dumpfes Zanken und Schreyen, sahen uns um, woher es kommen möge? und bemerkten in der Entfernung einen Trupp Leute, die gar gewaltig lärmten. Was muß es doch da einmal geben? sagte mein Herr, komm er Constant, laß er uns sehen, was diese Leute vorhaben! vielleicht schenkt uns der liebe Gott wieder eine Gelegenheit, wo wir etwas Gutes stiften können!

Wir marschirten tapfer drauf los und hörten, je näher wir kamen, immer deutlicher, daß gewaltig geflucht und geschimpft wurde. Da wir ankamen, sahen wir einen Trupp Bauern, die alle die Stöcke in die Höhe gehoben hatten, und einen andern Bauer, der da mit einem Karren hielt, prügeln wollten. Auf der Erde kniete ein armer kranker Mensch, der gar erbärmlich winselte und immer bat: erbarmt euch doch meiner um Gottes willen! Ich bin ja ein Christenmensch!

Die Bauern hörten aber nicht darauf, sondern sagten zu dem andern, der den Karren hat-

 te,

te, den Augenblick lade den Kerl auf, oder wir schlagen dir Arme und Beine entzwey. Mein Herr sprang dazwischen und sagte: lieben Leute, was habt ihr denn vor?

B. Da hat uns der infame Spitzbube einen kranken Menschen zugeführt und ihn hier abgeladen, da sollen wir ihn nun warten und pflegen, am Ende stirbt er, und unsere Gemeine bekommt die Begräbnißkosten auf den Hals. Ist das auch erlaubt? Wenn bey deiner Gemeine kranke Leute ankommen, so könnt ihr sie ja auch ernähren und verpflegen, weißt du es?

B. A. Und das von Rechtswegen! der arme kranke Mensch hat bey euch seine Zuflucht gesucht, hat euch um Erbarmung gebeten, ihr habt eure Herzen vor ihm verschlossen, habt ihn zurück gestoßen! ist das auch erlaubt? ist das christlich?

B. Das ist unsere Meynung auch. Drum sagen wir dir ein vor allemal, nimm den Kerl wieder auf deinen Karren, oder wir schlagen dich braun und blau.

Erlauben Sie mir hochgeneigt, sagte der fremde Bauer, daß ich auch ein Paar Worte sprechen darf. Ob es Recht ist oder ob es nicht recht ist, daß der arme Mensch hierher geführt wird, das weiß ich nicht. Ich habe ihn aber hieher füh-

führen müssen, weil es unser Schulze befohlen hat. Weiter kann ich nicht.

V. A. Da muß auch euer Schulze ein sehr harter Mann seyn.

B. Da hörst du es ja! Ein Wort so gut als zehne, willst du gleich den Kerl wieder aufladen?

V. A. Lieben Leute! nur nicht zu heftig! Hat denn der Schulze, der euch den armen Menschen zugeschickt hat, Recht gethan oder nicht?

B. Wie ein Schurke hat er gehandelt.

V. A. Ich kann es auch nicht billigen. Wollt ihr aber eben so handeln? Der arme Mensch ist nun einmal da, seht, er liegt vor euch auf den Knien, und bittet euch um Erbarmung, wollt ihr ihn denn nicht erhören? wie kann euch denn da Gott erhören, wenn ihr auch einmal in Jammer und Noth kommt, und zu ihm um Hülfe bittet?

B. Ey was da! was da! der Kerl geht uns nichts an. Er gehört nach Grobisleben, da ist er krank geworden, da muß er auch ernähret und verpfleget werden.

V. A. Er kann ja aber auf dem Wege sterben! Wollt ihr das auf euer Gewissen nehmen? wollt ihrs zugeben, daß der arme Mensch in seinen letzten Stunden über euch seufzet? Wenn nun einmal ein Unglück über eure Gemeine käme, wenn eine Feuersbrunst entstünde! wenn der Ha-

gel eure Felder verwüstete, wie da? was würde euer Gewissen dazu sprechen? würdet ihr nicht mit den Brüdern Josephs sagen: das haben wir an unserm Bruder verschuldet, daß wir sahen die Angst seiner Seelen, da er uns flehete, und wir wollte ihn nicht hören; darum kommt diese Trübsal über uns! Da liegt nun euer Bruder vor euch und flehet — ihr seht die Angst seiner Seelen — und ihr wollt ihn nicht hören.

B. Was sollen wir denn nun mit ihm anfangen?

V. A. Gar nichts weiter, als was die Bibel verlangt, die, wie ihr wohl wißt, sagt: Brich den Hungrigen dein Brod, und die im Elend sind, führe ins Haus!

B. Ja wenn wir nur ein Haus hätten, wohin wir ihn führen könnten.

V. A. Das wird sich schon finden. Itzo lieber Freund, ladet sogleich den armen Kranken auf und führt ihn mit ins Dorf!

Erlauben Sie mir hochgeneigt, sagte der fremde Bauer, so weit geht meine Ordre nicht. Meine Ordre besagt nur, daß ich ihn, bis über unsere Grenze bringen soll.

V. A. Wenn ich aber einen Kofre bey mir hätte, und bät euch, ihn ins Dorf, gegen Erlegung

legung eines halben Guldens, zu führen, würdet ihr dieß wohl thun?

Warum denn das nicht?

(Die Fortsetzung folgt.)

Auch etwas über das Rohrschleifen, an Hr. Beutler.

Sie haben wohl recht, daß das Schleifen der Feuerröhre — dieser traurigen Instrumente, die leider so schon größtentheils gegen das Leben der Menschen verfertiget werden — der Gesundheit nachtheilig sey. Eine Maschine, welche diese Arbeit durch ordentliches Schleifen verrichtete, ist mir freylich wohl denkbar, allein der dabey gestellte Arbeiter würde immer noch den Schleifstaub einathmen müssen, wenn man ihn auch gegen das Zerspringen des Steins sicherte; mithin würde nur ein Theil der Gefahr, nämlich das Drücken der Brust gehoben. — Wenn aber das Zubereiten der innern Fläche des Rohrs so leicht und unschädlich von Statten geht, wenn wir so gar gewundene Rinnen von beträchtlicher Tiefe auf die innere Fläche der Büchsenröhre bringen können, und zwar ohne Schleifstein, warum sollte sich nicht auch die äußere Fläche des Rohrs ohne Stein bearbeiten lassen? Man denke also darauf die Flintenröhre ohne Stein zu bearbeiten. Vielleicht ist es thunlich, sie auf einer vom Wasser getriebenen Drehbank abzudrehen, oder vermittelst eines besonders dazu eingerichteten Stabhobels zu hobeln. Alles Steinzerspringen, aller Schleifdampf würde dadurch gehoben, und wer weiß, ob die Arbeit nicht dadurch beschleunigt würde. Wenig,

nigstens läßt sich vermuthen, daß durch diese Arbeiten die Oberfläche feiner ausfallen würde, als durch das Schleifen auf einem sehr groben Steine; mithin würde die weitere Verfeinerung des Rohrs auch schneller von Statten gehen. Die Einrichtung eines Hobelwerks kann so schwer nicht fallen, man hat schon ein ähnliches zur Verfertigung der bekannten Schusterspäne. Man sehe C. E. Löschers kurzen Unterricht von Spänkolben ic. Leipzig, 1783. auch in der Gothaischen Handlungszeitung Jahrg. 1789. 1stes Stück, ist eine genaue Verzeichnung davon. Mit beyden kann ich aufwarten. — Bloße Idee eines Layen, bester Freund, aber eine giebt die andere. Ich bin u. s. w.

Gutsmuths.

Der würdige Consistorialrath Koppe, der vor einiger Zeit die Erde verließ, hat uns etwas sehr wichtiges hinterlassen — seine Predigten. Sein vertrautester Freund, Herr Professor Spittler zu Göttingen, will sie in 2 Bänden drucken lassen. Auf jeden Band wird ein Thaler in Golde pränumerirt. Ich hoffe, daß zweyerley Gattungen von Menschen pränumeriren werden: erstlich diejenigen, die ihn gehört, und zweytens diejenigen, die ihn nicht gehört haben; jene, um eine Erinnerung an die seligen Stunden zu haben, die sie während seiner Predigten genossen; diese, um die Reden kennen zu lernen, durch welche der Verklärte so mächtig seine Zuhörer zu belehren, zu stärken, zu beruhigen wußte. Die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal wird gern Pränumeration annehmen.

Der Bote aus Thüringen.

Zwanzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Dazu habt ihr ja auch keine Ordre von eurem Schulzen, sagte der Herr von Assof. Gilt denn euch die Ordre des Schulzens mehr, als die Ordre Gottes? Ist denn euch ein halber Gulden mehr werth, als ein Gottes Lohn? Kurz von der Sache zu kommen, wenn ihr nun schlechterdings ein Unchrist seyn, und die Werke der Barmherzigkeit nicht ausüben wollt, so zieht eure Straße. Aber euer Pferd und euren Karren behalten wir hier, und führen den Kranken darauf fort, ihr könnt hernach beydes wieder abholen.

Da bequemte sich denn endlich der hartnäkkige Mann, den Kranken aufzuladen, und ihn nach dem Dorfe zu bringen.

Auf dem Wege machten die Bauern noch allerley Einwendungen, einer sagte sogar, denkt an mich! die Gemeine giebts nicht zu! wenn wir

mit dem kranken Manne kommen, so jagt sie uns mit Steinen fort!

Auf einmal wurde es aber stille, da sie einen langen Mann, in einem grauen Oberrocke, mit starken Schritten, auf sich loskommen sahen. Sie flüsterten einander in die Ohren und sagten: er ists! er ists! Das wird eine schöne Hatze (Auftritt) geben.

W. A. Wer ist denn dieser Mann?

B. Es ist unser Herr Pfarrer.

Itzo war er da, und war so scharf gegangen, daß ihm der Schweiß über das Gesichte lief. Nu? fragte er, was giebts denn da?

B. Da hat uns die Gemeine zu Grobisleben wieder einen kranken Bettler zugeschickt, und wir haben uns in Gottes Namen entschlossen, ihn aufzunehmen und zu verpflegen, bis er gesund ist, wenn der ehrwürdige Herr nichts dagegen hat.

Pf. Ich habe gar nichts dagegen. Es ist mir vielmehr lieb, zu sehen, daß doch meine Pfarrkinder durch die That beweisen, daß sie Jünger unsers Heylandes sind. Denn ihr wißt wohl, was er einmal sagte: dabey, nicht bey dem Glaubensbekenntnisse, sondern, dabey wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt. Ich bin

er-

erschrocken, daß mirs in allen Gliedern liegt, da man sagte, ihr wolltet den armen Menschen wieder fortschicken, wolltet ihn nicht aufnehmen; das wäre doch schrecklich gewesen!

B. Geben Sie sich nur zufrieden, ehrwürdiger Herr! Sie sehen ja, daß wir ihn aufnehmen. Wenn wir nur wüßten, wohin wir ihn thun sollten?

Pf. Ich habe schon Rath geschafft. Da steht ja das Schröder'sche Haus leer, in dieß kann er einstweilen geschafft werden. Die alte Anne Sabine wird ihn gerne warten, wenn sie täglich etliche Groschen bekommt, und ein Paar Schütten Stroh und wenigstens ein alter Mantel zur Bedeckung, ist auch leicht beyzuschaffen. Das wenige Essen, was so ein armer Mensch täglich braucht, ist ja eine Kleinigkeit.

B. Wo soll aber das Geld herkommen? ich glaube in unserer Casse sind kaum 18 Groschen vorräthig.

Pf Das bringt wahrhaftig wenig Ehre, daß eine so ansehnliche Gemeine, die 50 Häuser hat, nicht so viel in ihrer Casse aufzeigen kann, als mancher Gänsehirte. Aber woher kommts? ihr habt keinen Gemeingeist. Da scharrt nur jeder für sich zusammen, aber auf das allgemeine Beste denkt niemand —

Die Bauern schwiegen ganz stille, und wir kamen ins Dorf, ohne ein Wort zu wechseln. Da wir ankamen, fielen alle Leute an die Fenster, der Herr Pfarrer kehrte sich aber nicht daran, sondern ließ den Kranken sogleich ins Schrödersche Haus bringen, wo für ihn schon ein Bette bereit stund, und die Anne Sabine gegenwärtig war, um ihre Dienste anzutreten. Da der Kranke auf sein Lager kam, hob er die Hände in die Höhe und sagte: Gott! Gott! ich danke dir, daß du mein Gebet erhöret hast. Nun fühlte ihm der Herr Pfarrer nach dem Pulse, besahe seine Zunge, erkundigte sich, ob er Appetit zum Essen? ob er offnen Leib habe? und da er alles untersucht und erfahren hatte, verordnete er, daß man ihm sogleich einen Fliederthee machen sollte.

Da dieß geschehen war, sagte er dem Nachtwächter, daß er in alle Häuser gehen, und sagen sollte, wer den Herrn Pfarrer lieb hätte, der möchte 3 Uhr vor seine Thür kommen, und einen Vortrag mit anhören.

Und nun erst wendete er sich zu meinem Herrn und sagte: darf ich wissen, wer Sie sind?

V. A. Ich bin ein Reisender, der mit seinem Bedienten hier her kam, und begierig war, den Ausgang zu sehen, den dieser Auftritt nehmen würde.

Ich hieng den Kopf zur Erde, da er dieß sagte, und dachte bey mir selbst: dein Herr ist doch ein ganz anderer Mann, als du. Er ist fast allein die Ursache davon, daß dieser arme Mensch gerettet wurde, und rühmt sich dessen nicht einmal. Wenn du das gethan hättest, so würdest du des Rühmens nicht satt werden können.

Werden Sie, fragte mein Herr, nicht einen Arzt kommen lassen, der sich des Kranken annimmt?

Wozu einen Arzt? sagte der brave Herr Pfarrer. Ich bin selbst ein halber Arzt, und stehe den Kranken in meiner Gemeine bey, so gut ich kann. Binnen hier und morgen wird es sich ausweisen, ob die Krankheit gefährlich sey, oder nicht? Ist sie gefährlich, so werde ich freylich nach einem Arzte schicken müssen, ist sie es aber nicht, warum soll ich ihn bemühen?

Und nun gieng er fort, und bat meinen Herrn um Verzeihung, daß er sich entfernen müsse, weil er noch allerley für den Kranken zu besorgen habe.

Um drey Uhr wurde das ganze Dorf lebendig und zog nach der Pfarrwohnung zu. Wir zogen, wie man leicht erachten kann, auch mit. Da sich ein ziemlicher Haufe versammelt hatte, trat der Herr Pfarrer heraus, und hielt folgen-

des Redchen, welches sich mein Herr von dem Herrn Pfarrer ausbat, und ich abschreiben mußte. Es lautet folgendermaßen:

Lieben Freunde.

Da haben uns die Grobisleber wieder einen kranken Menschen zugeschickt, und haben nicht recht daran gethan. Da er bey ihnen war krank geworden, so war es ihre Pflicht, sich seiner auch anzunehmen. Wenn ihr nach dem strengsten Rechte hättet verfahren wollen, so könntet ihr ihn wieder zurück schicken, das ist wahr. Allein was vor Menschen Recht ist, das ist deswegen vor Gott nicht Recht. Der Spruch in der Bibel: Was ihr gethan habt dem geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan, steht nicht umsonst da, und ist mir immer sehr wichtig gewesen. Ich habe mich daher sehr gefreuet, daß ihr die Ehre, einen der geringsten Brüder unsers Heylandes zu erquicken, nicht verschmähet habt. Es wird euch auch zu seiner Zeit vergolten werden, darauf könnt ihr euch verlassen.

Aber, lieben Freunde, wenn man die Brüder Jesu erquicken will, so muß man doch auch bey Zeiten darauf denken, daß alles zu ihrer Erquickung da sey. Das ist ja aber nicht bey uns. Da dieser arme Mensch ankam, war kein Haus, kein Bette, kein Geld, nichts war da. Wie leicht

leicht hätte es geschehen können, daß er in unsern Gränzen hätte ohne Hülfe sterben müssen; und dieß wäre doch wahrhaftig für unsere Gemeine ein großes Unglück gewesen. Denn die Seufzer der Armen, die ohne Erquickung verderben müssen, bringen warlich keinen Segen für eine Gemeine. Der ins Verborgne sieht, vergilt öffentlich, schlechte Handlungen sowohl, als gute.

Für diesen armen Menschen ist itzt bereits alles besorgt, und ihr irrt euch sehr, wenn ihr glaubt, daß ich euch habe zusammenrufen lassen, um etwas für ihn einzusammeln. Aber was wollen wir nun thun, wenn wieder ein Mensch bey uns krank wird? ich allein kann doch nicht alles besorgen. Ihr seyd nun fast alle vom lieben Gott so gesegnet, daß ihr euer Gutes Auskommen habt. Gleichwohl ist die Gemeinecasse so erschrecklich arm, daß sie oft keinen halben Gulden aufbringen kann, und wenn einem Menschen das Leben damit sollte gerettet werden. Daher ist, seitdem ich bey euch bin, schon so manches vorgefallen, daß einer Gemeine wahrhaftig keine Ehre bringt. Da z. E. vor zwey Jahren die Wernerin starb, war es euch denn möglich, ihre Kinder zu versorgen? Mußte ich sie nicht nach der Stadt ins Waisenhaus bringen? Da sind nun die armen Kinder drinne, bekommen von

der

der schönen Natur nichts zu sehen, starren von Krätze; und ihre Mutter war doch so eine recht-schaffne Frau, der niemand etwas Böses nachreden konnte. Und unser armer alter Tobias, der es sich sein Lebelang so sauer werden ließ — muß nun im Alter Noth leiden, und sein Brod vor den Thüren suchen. Ist das nicht Schande für eine Gemeine? Vor drey Jahren, da einige Häuser abbrannten, mußten die Abgebrannten das Geld zur Aufbauung ihrer Häuser zusammen betteln; und da die Schule sollte gebauet werden, ließt ihr eine Collekte sammeln. Müssen Auswärtige nicht glauben, unser Dorf würde von lauter Bettlern bewohnt? die Schenke ist in Gefahr, einzustürzen, durch das Brauhaus könnt ihr weg sehen, und wenn ein neues Brauhaus oder eine neue Schenke soll gebauet werden, so werdet ihr ja auch wohl wieder das Geld dazu zusammen betteln lassen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herr Domprediger, M. Förster, wird einen Jahrgang Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien in 2 Octavbänden herausgeben, welche 64 bis 65 Bogen stark werden sollen. Wer bey Zeiten Bestellung darauf macht, erhält beyde Bände für 1 Rthlr. 12 gr. im Golde, und bezahlt das Geld nicht eher, als bey Ablieferung des ersten Theils. Die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal nimmt Bestellungen an.

Der Bote
aus
Thüringen.

Ein und zwanzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Da gebe ich euch nun zu überlegen, fuhr der Herr Pfarrer fort, ob das nicht Schande für unsere ganze Gemeine ist! aber woran liegts? bloß daran, daß ihr nicht hinlänglich Einkünfte für eure Gemeinecasse habt. Ein guter Hauswirth muß immer Geld im Beutel, immer eine kleine Summe vorräthig haben, damit er sich, zur Zeit der Noth, retten, oder bey Gelegenheit einen Vortheil machen kann. Wie vielmehr eine ganze Gemeine!

Das ist wohl ganz gut, antwortete einer von den Bauern, aber woher soll man etwas nehmen, wo Nichts ist?

Aus eurem Kopfe. Wenn ihr euern Verstand brauchen, und über die Sache nachdenken wollt: so wird es euch leicht seyn, eurer Gemeinecasse so viel Einkünfte zu verschaffen, daß un-

ser Dorf das beste und ansehnlichste im ganzen Lande werden muß. Ueberlegt doch die Sache mit einander.

Da er dieß gesagt hatte, kehrte er sich um, und gieng in seine Wohnung zurück. Mein Herr folgte ihm nach, und sagte: Sie hatten wohl ihre besondern Ursachen dazu, daß sie keine Vorschläge thaten, wie die Gemeine die Einkünfte zu ihrer Gemeinecasse vermehren könnte.

Freilich hatte ich diese, antwortete der Herr Pfarrer. Wenn man den Menschen dahin bringen will, daß er etwas thun soll, so muß man es so einzuleiten wissen, das er von selbst darauf fällt, oder wenigstens glaubt, darauf gefallen zu seyn. Dann greift er die Sache mit Ernst an. Thut man ihm aber Vorschläge, so versteht er sie entweder nicht, oder will sie nicht verstehen. Denn der Mensch ist nun einmal so, er thut lieber seinen eigenen, als eines andern Willen. Gelingt es mir, daß meine Gemeine selbst auf Mittel fällt, ihrer Gemeinecasse aufzuhelfen, so habe ich gewonnen Spiel.

V. A. Erlauben Sie mir aber, daß ich Ihnen noch etwas einwende. Ists nicht zu viel gefordert, daß Bauern selbst auf solche Mittel fallen sollen?

Pf. Dafür lassen Sie mich nur sorgen. Es ist bereits Veranstaltung gemacht, daß sie darauf fallen *müssen*.

B. A. Ich lerne immer gerne mehr. Wollten Sie mich wohl mit den Veranstaltungen bekannt machen, die Sie getroffen haben?

Pf. Das kann ich wohl. Unsere Gemeine hat so vielerley Mittel, eine öffentliche Casse zu errichten, daß es ihr sehr leicht seyn müßte, in wenigen Jahren eine Einnahme von einigen hundert Thalern zu haben. Und diese Mittel haben im Grunde alle Gemeinen, wenn sie sie nur kennten, wenn sie nur nachdenken gelernt hätten. Itzo will ich sie nur auf eins aufmerksam machen, das ist das Bierbrauen. Seitdem unser Dorf steht, ist hier so ein abscheuliches Bier gebrauet worden, das fast gar nicht trinkbar war. Alle Reisende vermieden unsern Ort, wenn es nur einigermaßen möglich war, damit sie nur dieß abscheuliche Bier nicht trinken durften. Itzo habe ich aber einen Mann ins Dorf bekommen, der einige Jahre als Soldat diente, nebenher aber auch Bier brauen half. Dieser versteht es vollkommen, ein recht gutes Bier zu brauen. Ich habe ihn abgerichtet, und morgen meldet er sich bey der Gemeine als Schenkwirth, verspricht ihr noch einmal so viel Pacht, als sie sonst bekommen hat, unter der Bedingung, daß er die Kanne Bier um einen Pfennig theuerer, als bisher, verkaufen dürfe. Wird der Vorschlag angenommen, so

so hat die Gemeine gleich 40 Gülden mehr Einnahme, als bisher Dieß ist der Anfang. Der Fortgang wird hoffentlich noch weit besser werden. Wenn man nur einmal einsieht, wie viel man durch einen einzigen guten Einfall gewinnen kann, so wird man gewiß Lust bekommen, mehr auf gute Einfälle zu denken.

Der Herr Pfarrer wollte weiter reden, wurde aber durch ein Paar artige junge Eheleute unterbrochen., die itzo in die Stube traten.

Grüße sie Gott, ehrwürdiger Herr! sagte der Mann. Ich habe mich gefreuet, daß Sie doch die Liebe für unsere Gemeine haben, und für eine Gemeinecasse Sorge tragen. Ich habe die Sache mit meiner Frau überlegt, und wir haben einen Einfall gehabt, wie wir auch etwas dazu beytragen könnten.

Pf. Das soll mir recht lieb seyn. Und wie heißt denn der Einfall?

B. Sie wissen doch das Simsenflecke, hinter dem Kirchhofe, rechter Hand am Grobisleber Wege?

Pf. Das kenne ich recht gut.

B. Sehn Sie, ehrwürdiger Herr, dieß Flecke ist weder Menschen noch Vieh etwas nütze. Da wollte ich nun die Gemeine bitten, daß sie mir dieß Fleck zuschreiben ließe. Hernach wollte

ich es mit Erlen bepflanzen, und der Gemeine einen Erbpacht davon geben. In den ersten fünf Jahren könnte ich freylich nichts davon zahlen, weil ich nichts als Arbeit und Mühe, aber keine Einnahme davon hätte. Nach fünf Jahren aber wollte ich jährlich 2 Rthlr. und nach 10 Jahren jährlich 5 Rthlr. davon Pacht geben. Es ist freylich nicht viel, aber es ist doch etwas, und, wie gesagt, das Flecke, wie es itzo ist, nützt weder Menschen noch Vieh etwas.

Der Herr Pfarrer freuete sich, versprach den folgenden Tag den Boden des Simsenfleckes zu untersuchen, und, wenn er ihn gut für die Erlen fände, sein Möglichstes zu thun, daß er es von der Gemeine erhielte. Die jungen Leute freueten sich auch herzlich darüber, und die Frau gab ihrem Manne die Hand drauf, daß sie ihm redlich helfen wollte, Graben ziehen und Erlen pflanzen.

So bald sie fort waren, war der Herr Pfarrer fast außer sich vor Freuden. Es geht gut, sagte er, Herr von Assof, denken Sie an mich. Wenn ich erst so glücklich bin, meine Gemeine dahin zu bringen, daß sie nachdenken lernt, dann wollen wir Dinge möglich machen, über welche unsere Nachbaren erstaunen sollen. Bisher sind die Leute in meinem Dorfe bloß zum Glauben angeführt worden, und darinne haben sie es freylich

weit gebracht. Sie glauben nicht nur alles, was in der Bibel steht, sondern auch vieles, was sich nicht darinne befindet. Mit dem Glauben allein ists nicht ausgemacht: deswegen gebe ich mir alle Mühe, sie auch zum Nachdenken zu bringen.

Mein Herr gieng nun fort, druckte dem Herrn Pfarrer die Hand, und bat ihn, ihm den andern Tag nach Schurrfeld, wo er übernachten würde, zu melden, wie die Sache abgelaufen sey.

Auf dem Wege begegneten wir einem ältlichen Manne, der mit uns bis nach Schurrfeld gieng.

Da wir bey ein steinernes Kreuz kamen, stund er stille, lächelte und sagte: wer hätte, was unter diesem Kreuze liegt, der wäre glücklich!

B. A. Und was ist das?

Fremder. Ein Schatz, von wenigstens einer Tonne Goldes.

B. A. Das ist viel. Wenn er dieß aber weiß, warum wollen wir denn vorbey gehen? Wäre es nicht besser, daß wir uns an das Werk machten, und den Schatz zu heben suchten?

Fr. Ich bin dabey. Können Sie aber auch die Geister beschwören?

B. A. Das kann ich freylich nicht. Wozu aber dieß? Wenn unser Geist klug genug ist,

ist, wollen wir den Schatz schon bekommen. Wozu brauchen wir die Hülfe anderer Geister?

Der Fremde blieb dabey, wenn man die Geister nicht beschwören könne, so wäre man auch nicht im Stande, Schätze zu heben, weil alles Metall, das unter der Erde läge, in der Geister Gewalt wäre. Er sprach hierauf noch vieles von Zaubern, Festmachen, Heckmännchen u. d. g. Mein Herr suchte ihm alles aus dem Sinne zu reden, aber umsonst, er blieb dabey, es gäbe magische Kräfte, die der Mensch kennen müsse, wenn er auf der Welt sein Glück machen wolle. Endlich fragte er: Glauben Sie denn auch nicht, daß es Leute giebt, die machen können, daß ein anderer auf der Stelle stehen bleiben muß, wo man will, ohne sich fort bewegen zu können?

Bey dieser Frage blieb mein Herr ein Paar Minuten gedankenvoll stehen, hernach sagte er: lieber Freund, ich sehe wohl, daß ich mit einem Manne zu thun habe, der ein redliches Verlangen hat, die magischen Kräfte näher kennen zu lernen. Ich halte es also für Pflicht, ihm, nach meinen wenigen Kräften, nützlich zu seyn. Ich will es ihm im Vertrauen sagen, daß ich so ziemlich über das Geisterreich gebieten kann.

Der Fremde machte schrecklich große Augen, da er dieß hörete, hernach schlang er den Arm

um

um meinen Herrn, und sagte: Mann Gottes!

Thue er mir nicht zu viele Ehre an, lieber Freund, sagte mein Herr, ich bin nur ein unwürdiges Werkzeug in Gottes Hand.

Mann Gottes! fuhr der Fremde fort, diese Sprache kenne ich schon. Diese Sprache der Demuth haben alle hocherleuchtete Männer geredet! Wollen Sie nicht einen Funken Weisheit einem armen Unwürdigen zukommen lassen? Mann Gottes! ich beschwöre Sie! Mann Gottes! lassen Sie mich nur einen Blick in ihre Geheimnisse thun!

V. A. Das ist meine Schuldigkeit, redlichen Seelen zu dienen, die Durst haben, in die Geheimnisse einzudringen. Aber Geduld ist nöthig.

Fr. Geduld? diese habe ich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herr Rath Andre, welcher zu Gotha eine weibliche Erziehungsanstalt dirigirt, kündigt ein Liederbuch für Familien an, wovon, von Weihnachten an, monatlich ein Heft erscheinen soll. Jedem Liede wird die Melodie beygefügt seyn. Man kann auf 12 solcher Hefte, bis zu Michaelis, einen Ducaten pränumeriren. Die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal nimmt Pränumeration an.

Der Bote
aus
Thüringen.

Zwey und zwanzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Gut! sagte der Herr von Assof, so will ich ihm denn nach und nach zeigen, was ein Mensch vermag, der die magischen Kräfte kennt. Morgen mache ich den Anfang damit, daß ich einen Menschen so banne, daß er sich nicht von der Stelle bewegt.

Fr. Das wollen Sie?

V. A. Das will ich. Es ist aber dazu ein kleines Opfer von einem Laubthaler nöthig. Dergleichen Operationen lassen sich, wie er wohl weiß, nicht machen, ohne Opfer zu bringen.

Fr. Das weiß ich sehr wohl, und bringe dieß Opfer mit Freuden. Mann Gottes! hier ist ein Laubthaler!

Der Fremde that darauf noch eine Menge Fragen, die mein Herr aber alle unbeantwortet ließ. Endlich sagte er etwas heftig: ein wirklich

erleuchteter Mann spricht nicht viel, sonder handelt. Sehe er mich handeln, dann urtheile er!

Der Fremde, da er dieß hörete, schlug die Augen nieder, und sagte kein Wort mehr.

Und ich sagte auch kein Wort mehr, wußte aber gar nicht, was ich von meinem Herrn denken sollte, den ich bisher immer für einen sehr vernünftigen und rechtschaffnen Mann gehalten hatte. Ich sah ihn bedenklich an, er aber that nicht, als wenn er es bemerkte, sondern gieng seinen Weg fort, und sprach gar nichts mehr.

Des Abends genossen wir zusammen eine mäßige Mahlzeit, mein Herr entfernte sich etwa eine Viertelstunde, hernach begaben wir uns zur Ruhe.

Vor vier Uhr noch weckte uns mein Herr, und sagte, wenn wir sehen wollten, wie weit seine Kenntniß der magischen Kräfte gehe, so sollten wir ihm folgen. Wir thaten es. Da wir an die Hausthür kamen, sagte er uns, daß wir kein Wort sprechen dürften, dann mußten wir rücklings hinausgehen. Mir lief es eiskalt über die Haut, da ich es that, und es kam mir vor, als wenn schon sich Geister näherten, die allerley Spektakel anfangen wollten.

Mein Herr führte uns auf einen Hügel, von dem wir die Landstraße übersehen konnten, und blieb da stehen. Eine

Laubthalers dahin gebracht, daß er alles so machte, wie er es gesehen hat.

Fr. Ey das sind keine Künste, das kann ich auch.

V. A. Wenn er es kann, warum hat er es denn nicht gethan? Warum hat er sich denn die Kunst erst von mir lehren lassen?

Fr. So ists nicht gemeynt — Herr! Sie geben mir meinen Laubthaler wieder.

V. A. Nimmermehr.

Fr. Das heißt ja aber die Leute betrügen.

V. A. Gar nicht, es heißt, sie belehren. Ich habe mit diesem Spaße ihm eine sehr große Wohlthat erzeiget. Lieber Freund! er war im Kopfe verwirret, er glaubte an Geistererscheinungen, Geisterbannen, Zaubereyen, Heckmännchen und andere dergleichen Possen mehr. Ich gab mir alle Mühe, ihm seine Irrthümer zu benehmen. Ists nicht wahr, er glaubte mir nicht? Da konnte ich ja nicht anders, ich mußte ihm diesen Spaß machen.

Fr. Ey, nehmen Sie es mir nicht übel! das ist ein theurer Spaß. Der kostet mich einen Laubthaler.

V. A. Wenn er durch diesen Spaß klüger geworden ist, so hat er ihn nicht zu theuer bezahlt. Ueber lang oder über kurz würde ein Be-

trüger gekommen seyn, und ihm versprochen haben, Schätze zu heben, Geister zu bannen, und dergleichen Possen mehr; er würde ihm nicht einen Laubthaler, sondern vielleicht sein ganzes Vermögen abgenommen, und ihn damit klug gemacht haben. Ist es denn nun nicht besser, daß ich ihn nur einen Laubthaler Lehrgeld geben ließ?

Er mummelte etwas, mein Herr wurde aber heftig, und sagte: lieber Freund, wenn er glaubt, daß ich ihm Unrecht gethan habe, so komme er mit mir zu dem nächsten Gerichte, und lasse dasselbe den Ausspruch thun. Sagt dieses, daß ich Unrecht gethan habe, so will ich ihm, statt dieses einen Laubthalers, zehen wieder geben, und alle Gerichtskosten tragen.

Da schlich sich der Fremde fort.

Ich schlich auch eine zeitlang neben meinem Herrn her, hernach fragte er mich: glaubt er, daß ich recht gethan habe?

Ich schwieg stille, weil ich wirklich glaubte, mein Herr habe Unrecht.

Also, fuhr er fort, glaubt er doch wirklich, daß ich nicht Recht gethan hätte? hat er nicht gehört, wie viele Mühe ich mir gegeben habe, diesen armen Menschen von seinen Irrthümern abzubringen? Habe ich damit das geringste ausgerichtet?

Eine halbe Viertelstunde mochten wir wohl da gestanden haben, als wir einen Fuhrmann mit einem schwer bepackten, mit vier Pferden bespannten, Karren kommen sahen. Kaum erblickten wir ihn, so gab uns mein Herr einen ziemlich derben Schlag auf die Achseln, und zeigte mit den Fingern nach ihm hin. Wir sahen begierig nach ihm hin, und warteten, was da heraus kommen würde. Nun machte mein Herr mit seinem Stabe verschiedene Figuren in die Erde, dann hieb er durch die Luft, nach allen vier Weltgegenden — auf einmal hielt der Fuhrmann stille, und konnte nicht von der Stelle. Er wollte die Peitsche in die Höhe heben, um die Pferde damit zu schlagen; es war ihm aber, wie wir sahen, unmöglich.

Da wir wohl eine Viertelstunde lang diesen Auftritt mit angesehen hatten, gab uns mein Herr wieder ein Zeichen, daß wir aufmerksam seyn sollten, dann schlug er mit seinem Stabe nach allen vier Weltgegenden hin, und, so bald der letzte Schlag geschehen war, fuhr der Fuhrmann, ohne weitere Hindernisse, fort.

Ich stund da, wie verplüft, der Fremde aber fiel vor meinem Herrn auf die Knie und bat ihn, ihm das Geheimniß zu entdecken.

Er soll es wissen, sagte mein Herr, merke er auf! wenn man machen will, daß ein Mensch sich nicht von der Stelle bewege, so muß man folgendes thun.

1. Auf eine Stelle treten, von welcher man den Menschen sehen, und wieder von ihm gesehen werden kann.

2. Auf der Stelle, wo man steht, mit einem Stabe die Worte in die Erde schreiben: Abra Katabra.

3. Mit eben diesem Stabe erst gegen Morgen, dann gegen Abend, ferner gegen Mittag und endlich gegen Mitternacht schlagen.

4. Muß man es mit dem Manne, der sich nicht von der Stelle bewegen soll, vorher verabreden, und ihn, gegen Versprechung einer kleinen Belohnung, dahin bewegen, daß er zu der bestimmten Zeit, an dem bewußten Orte, sich einfinde, wohl Acht habe auf die Bewegungen, die man mit dem Stabe macht, und, so bald der Hieb nach Mitternacht zu geschehen ist, stehen bleibe, und sich anstelle, als wenn er nicht von der Stelle kommen könne.

Fr. Haben Sie es denn auch so gemacht?

B. A. Ey das versteht sich. Ich habe gestern Abends die ganze Sache mit dem Fuhrmanne verabredet, und ihn gegen Versprechung eines

Laub-

Gar nichts, antwortete ich.

Da sieht er ja also, fuhr mein Herr fort, daß dieß ein Mensch ist, der sich schlechterdings durch vernünftige Vorstellungen nicht bessern läßt. Ich mußte also, wenn ich ihn vernünftiger machen wollte, ihn strafen. Wer nicht hören will, der muß fühlen. Entweder er ist nun durch diese Strafe von seiner Thorheit abgebracht, oder nicht. Ist er es, so ist der Laubthaler, den er hat zahlen müssen, gar ein geringes Lehrgeld; ist er es aber nicht, nun so wird er nächstens doch ein Bettler, und diesen Laubthaler hätte ihm der erste der beste Betrüger abgenommen.

Da konnte ich nun freylich nichts mehr dagegen einwenden, sondern gieng mit meinem Herrn in das Wirthshaus zurück, um daselbst das Frühstück zu genießen. Mit uns zugleich kam auch ein Jägersbursch, der sich ebenfalls ein Frühstück und ein Glas Branntewein geben ließ.

Der Wirth, da er es ihm reichte, sagte: wer muß denn das einmal bezahlen?

Der dicke Kromms, antwortete der Jägersbursche lächelnd, den traf ich gerade an, da er eine kleine Fichte umhieb, da ließ ich ihn halt dafür büsen.

Er verzehrte darauf bald sein Frühstück und gieng fort.

Kaum war er fort, so fieng der Wirth an auf ihn zu schimpfen, und sagte: das ist nicht erlaubt, daß man solche Blutigel duldet, die von des armen Unterthanen sauern Schweiße leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Da meine Geschäffte mir nicht erlauben, allen, die auf meine christliche Hauspostille pränumerien, den Empfang ihrer Gelder und Briefe besonders zu melden :so werde ich in diesem Blate, an dem Ende eines jeden Monats, die Namen derer anführen, die dieses Buch zu haben wünschen. Am Ende des Monats May kann ich folgende nennen:

Herr Pfarrer Theschedik in Szarvasch ohnweit Temeschwar	32 Ex.
— Cand. Giesler in Gotha	1
— Cand. Möller in Arnstadt	1
— Pfarrer Brehm in Schönau	1
— Garthof in Frankenhausen	2
— Grübel, Salininspektor in Creuzburg	6
— Keilholz in Wolframshausen	1
— geh. Rath v. Frankenberg in Gotha	2
— Witzmann in Louisenthal	4
— Pfarrer Vogt in Großlupnitz	1
— Ulrich in Göttingen	1
— Sauerteig in Gotha	1
— Pfarrer Plitt zu Eichenberg	4
	57

C. G. Salzmann.

Der Bote
aus
Thüringen.

Drey und zwanzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Wie machen diese Blutigel es denn, fragte mein Herr, daß sie des Unterthanen sauern Schweiß aussaugen?

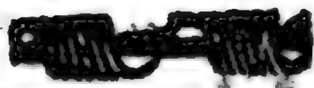
W. Ja wie es halt die Schurken alle machen! wenn sie jemanden antreffen, der ein Tännchen oder ein Fichtchen umhauet, gleich sind sie ihm auf den Nacken, und strafen ihn, daß ihm hören und sehen vergeht.

B. A. Weiß er, was ich thäte, wenn ich ein hiesiger Unterthan wäre?

W. Nu? Was denn?

B. A. Ich hiebe kein Tännchen und kein Fichtchen um, dann wollte ich doch sehen, ob mir der Jägersbursch etwas anhaben könnte.

W. Ey was da! Holz und Wild sind Dinge, daran alle Menschen gleiches Recht ha-



ben. Warum soll der Mensch gestraft werden, wenn er sich seines Rechts bedient?

V. A. Hum! wer macht ihnen denn hier zu Lande dieß Recht streitig?

W. Der Fürst.

V. A. Und warum denn?

W. Weil er sagt, die Waldung und die Jagd gehörten ihm allein zu.

V. A. Hat er denn jemanden sein Stück Wald, oder seine Jagdgerechtigkeit mit Gewalt genommen?

W. Nein, das hat er nicht gethan.

V. A. Verkauft er vielleicht das Holz um einen zu theuern Preiß?

W. Das kann ich auch nicht sagen.

V. A. Hält er aber vielleicht zu viel Wild, daß des Unterthanen Felder dabey leiden?

W. Wenn ich das sagen wollte, so müßte ich es ihm im Hasse nachreden.

V. A. Ich merke also wohl, daß sein Fürst zu den guten und gerechten Fürsten gehört, dergleichen wir in Deutschland, Gott Lob! nicht wenige haben. Wenn er nun, Herr Wirth, den Auftrag bekäme, die Sachen anders einzurichten, als sie bisher waren, wie wollte er es wohl anfangen?

W. Ja

W. Ja nu! ich ließe halt jedem die Freyheit, zu jagen und Holz zu fällen, wie er selbst wollte.

V. A. Das läßt sich hören. Auf diese Art wäre der Unterthan auf einmal der Sorge wegen des Brenn- und Bauholzes überhoben.

W. Ey freylich, und dieß sind keine geringe Sorgen.

V. A. Und könnte es sich immer auf den Plätzen hauen, wo es sich am besten abfahren läßt.

W. Allerdings, und dürfte es nicht mit Leib und Lebensgefahr von den höchsten Bergen herunterholen.

V. A. Es ist wahr das wäre vortreflich. Weiß er aber, was ich besorge?

W. Und was denn?

V. A. Ich besorge nach zehn Jahren würde ein schrecklicher Holzmangel einreißen.

W. Aha! darum sey er unbekümmert! Holz wächst Tag und Nacht.

V. A. Das ist wohl wahr. Aber wie lange wächst denn wohl eine Tanne, ehe man sie zu Bau- oder Brennholze zu fällen pflegt.

W. Vierzig bis funfzig Jahre.

V. A. Das ist lange. Wenn nun aber in zehn Jahren alles niedergehauen würde, so

 müß-

müßtet ihr dreyßig bis vierzig Jahre ohne Holz leben. Er sieht also, Herr Wirth, mit diesen Vorschlägen ist es nichts. Weiß er keinen andern zu thun?

W. Wenn nun auch das nicht angienge und gienge nicht an: so könnte doch jedem Unterthan sein Theil von der Waldung zugemessen werden.

V. A. Ich sehe nicht, wie dadurch die Sache viel besser wäre. Der ordentliche Hauswirth würde zwar seine Waldung schonen, aber der unordentliche? würde dieser nicht, so oft er Geld brauchte, ein Paar Klaftern Holz schlagen? würde er dadurch nicht seine Waldung ruiniren, und am Ende seinem Nachbar das Holz um einen theuern Preiß abkaufen müssen?

W. Ja da wüßte ich doch einen Vorschlag, der gewiß gut gehen müßte. Man könnte ja jeder Gemeine ein Stück Waldung geben, und diese ließe es forstmäßig behandeln und jedem Nachbar ein gewisses Quantum an Brennholze jährlich zumessen, und verkaufte das Bauholz um einen billigen Preiß. Was meynt er zu diesem Vorschlage?

V. A. Der Vorschlag ist gut, und wenn die Gemeine eine Waldung hat, die so kann angewendet werden, so rathe ich gleich dazu. Wenn diese aber nicht da ist, was ist denn da zu thun?

W. Ey der Fürst hat ja Waldung genug, der müßte jeder Gemeine ein Stück davon hergeben.

V. A. Müßte? Wofür hält er denn den Fürsten?

W. Ey der Fürst ist so gut ein Mensch als ich.

V. A. Darinne hat er vollkommen Recht. Wenn aber der Fürst ein Mensch ist, so muß er nothwendig eben das Recht, wie andere Menschen haben. Gesetzt, Herr Wirth, er hätte nun von seinem Vater ein hundert Acker Wald geerbt, und seine Nachbaren hätten gar keinen Wald. Auf sein gutes Gewissen, sage er mir einmal, wie würde es ihn denn gefallen, wenn die Nachbaren sagten: es wäre besser, wenn der Wirth jedem Nachbar ein Stück von seiner Waldung zu messen ließe, der Wirth muß es also thun. Was meynt er dazu?

W. Das thäte ich auf keinen Fall.

V. A. Wie kann er denn also verlangen, daß der Fürst so etwas thun soll? der Fürst ist ja so gut ein Mensch, wie er, und hat seine Rechte.

W. Wenn ich mir dieß nun auch gefallen ließe: so ist es doch nicht erlaubt, daß er prätendirt, daß alle Hasen, Hirsche, Rehe und Rebhüner seine gehörten.

V. A.

B. A. Wem haben sie denn sonst gehört?

W. Allen Bewohnern des Landes?

B. A. Ich glaube es auch. Warum gehören sie denn aber itzo nicht mehr allen Bewohnern des Landes?

W. Ey wer will das wissen!

B. A. Wenn er es also nicht weiß, so müssen ja die Fürsten die Jagdgerechtigkeit schon seit sehr langer Zeit an sich gebracht haben. Können wir sie ihnen denn wieder nehmen? Wenn dieß gelten soll, so ist kein Recht mehr im Lande; so kann man ja jedem Menschen die Gerechtigkeiten, die sich seine Vorfahren erwarben, streitig machen. Und nun lasse er uns doch überlegen, was dabey herauskommen würde, wenn nun wirklich alle Landesbewohner jagen dürften. Wie viel kostet hier zu Lande ein Haase?

W. Zehen Groschen.

B. A. Nun da belohnt es sich wohl der Mühe auf die Haasenjagd zu gehen, und es müßte gewiß große Freude seyn, wenn ein Hausvater nach Hause käme, und seiner Familie einen Haasen mitbrächte, den er geschossen hätte. Glaubt er aber wirklich, daß jeder Unterthan einen Haasen bekommen würde, so oft er auf die Jagd gienge?

W. Das glaube ich nicht.

B. A.

B. A. Ich auch nicht. Es könnte wohl seyn, daß mancher acht Tage lang ausgienge und nichts bekäme. Während dieser Zeit ließe der Ackermann seinen Ackerbau, der Handwerksmann sein Handwerk liegen. Wenn sie nun am Ende einen Haasen mitbrächten, würde dieser wohl so viel werth seyn, als sie unterdessen vernachlässigt haben? Verdient nicht der ärmste Tagelöhner in einer Woche mehr als zehn Groschen?

W. Je nun, wenn unsere Leute erst in die Uebung kämen, so würden sie das Schießen schon besser lernen.

B. A. Ganz richtig. Und wenn sie es nun recht gut könnten, weiß er wohl, was daraus entstehen würde?

W. Je was anders, als daß jeder den Hasen, den er auf das Korn bekäme, niederschöße.

B. A. Und wenn nun die Freude vier bis fünf Jahre gewähret hätte, wie hernach? glaubt er wohl, daß in der ganzen Gegend noch ein Haase würde zu finden seyn?

W. Und warum nicht? Unser Herr Amtmann erzählte einmal, daß unsere alten Vorfahren alle jagten, und doch Wild genug hatten.

B. A. Sein Herr Amtmann hat die Wahrheit geredet. Aber zwischen den alten Zeiten und den unsrigen ist gar ein großer Unterschied. Sonst

war

war fast ganz Deutschland ein dicker Wald, wo sich das Wild verbergen konnte; itzo sind die mehrsten Wälder ausgerottet, und in Gärten und Ackerfeld verwandelt, und die Wälder, die wir noch haben, sind so dünne, daß sich auch nicht leicht ein Wild verbergen kann, zumal, wenn man gute Hunde bey sich hat. Das Wild ist also gar nicht mehr im Stande, sich gegen die Nachstellungen der Menschen zu schützen. Sonst schoß man bloß mit Bogen und Pfeilen; itzo mit Pulver und Blei. Unter diesen Umständen würde, wenn jeder das Recht hätte zu jagen, wie er wollte, nach zehn Jahren gar kein Wild übrig seyn, und ich glaube, es sey doch besser, wenn man einen Hasen für zehn Groschen bekommen, als wenn man gar keinen mehr haben kann. Und so ists mit den Hirschen, Rehen und Rebhünern ebenfalls. Ich kenne Gegenden, wo es jedem erlaubt ist zu fischen und Krebse zu fangen. Weiß er, was dieses für Folgen gehabt hat, die Leute, die sich auf das fischen legten, wurden lüderlich, und die Flüsse und Bäche sind so arm an Fischen und Krebsen, daß man sie mit vielen Kosten aus fremden Ländern muß bringen lassen, wenn man welche essen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Für die Abgebrannten zu Craula ist gesammelt von einer kleinen Gesellschaft in Bollstädt 16 gr.

Der Bote aus Thüringen.

Vier und zwanzigstes Stück.

1791.

Beschluß des Gesprächs über die Haus- und Feldsperlinge.

(s. achtzehntes Stück d. J.)

Bote. Wirth.

W.

Wenn man also die Sperlinge nicht schießen darf, so kann man sie doch fangen. Aber wie denn?

B. Sie sind freylich schlau. Aber dem Menschen ist kein Thier zu schlau. Wenn sie ihm, Herr Gevatter, im Winter in die Scheuer nach den Früchten gehen, so darf er nur in seinem Garten einen Platz mit Spreu und ein wenig Hafer bestreuen, ein Schlaggarn darneben legen, so kann er sie in Menge fangen. Ich weiß ein Dorf, da machen es die Einwohner so. Der Gemeindevormund, der ein Liebhaber von der Jagd und dem Vogelfang ist, und dem die Herrschafft zu schießen und Vögel zu fangen erlaubt, läßt, wenn es einen neuen Schnee gelegt hat,

durchs ganze Dorf sagen, daß heute niemand die Ställe reinigen soll. Er streut alsdann Spreu und Hafer in Garten, die Sperlinge versammeln sich aus dem ganzen Dorfe bey ihm, und er erschießt sie alsdenn oder fängt sie mit dem Schlaggarn. Ich weiß, daß er auf einen Schuß oder Ruck zuweilen 60 Stück bekommen hat. Das gab denn auf den Abend einen herrlichen Braten.

W. Das laß ich alles gelten. Aber wie bringt man sie denn von den Kirschbäumen?

B. Da giebt es allerhand Verscheuchungsmittel. Man zieht entweder ein Netz über die Bäume, oder stellt ein Paar Tage einen Knaben dabey, der sie verjägt. Ich sehe wohl, er sucht alles mögliche auf, um den armen Sperlingen den Proceß zu machen. Ich erinnere mich dabey an eine Berechnung des Schadens, die ich einmal in einem Buch von den Sperlingen gelesen habe. Hier hieß es, daß ein jeder Sperling im Durchschnitt des Jahrs für einen Gulden Getraide und Feldfrüchte fräße, und daß in einem Lande von dreyhundert Dörfern sechs Milionen Sperlinge befindlich wären.

W. Behüte Gott! Das wäre ja das Land der Sperlinge.

B. Diese Menge Sperlinge thäten also jährlich für sechs Millionen Gulden Schaden.

W. Be-

W. Bewahre der Himmel! Diese Rechnung muß aber wohl so gar zu richtig nicht seyn; denn ich habe in meiner Stube 24 Vögel, groß und klein, die alle Gerstenschrot mit Milch eingemengt fressen; und ich brauche doch das ganze Jahr für alle 24 kaum für einen Gulden Gerste.

Von den Krankheiten der jungen und alten Gänse.

Wirth. Bote.

Wirth. Nun wie steht es, Herr Gevatter, wird er heute Wort gehalten, und mir ein Buch mitgebracht haben, worein die Schulkinder seines Orts das einschreiben, was sie in der Schule gehört haben?

B. Ja heute kann ich damit aufwarten.

W. So laß er doch sehen, ich bin außerordentlich neugierig, was sein neuer Schulmeister, den er mir immer so rühmt, den Kindern lehrt.

B. Da hat ers.

W. Das ist schön geschrieben. Bravo! (Er blättert drinne herum). Wir wollen doch auch etwas lesen. Lese er doch einmal einen Artickel, Herr Gevatter, er kann ja besser als ich sehen. Ich habe meine Brille verlegt.

B. Schlag er nur auf, was ich lesen soll.

W. Das letztere.

B. Es handelt von der Hausgans.

W. Nun das ist ja gerade etwas, das für die jetzige Jahrszeit paßt. Steht denn auch was von jungen Gänsen darinne?

B. Vielleicht. (Er liest.)

Von den Läusen —

W. J, da kommen wir ja gerade aufs rechte Kapitel.

B. Von den Läusen werden die Gänse, besonders die jungen, zu Anfang des Sommers gar sehr geplagt, und es sterben viele daran. Es giebt aber zweyerley Arten von Gänseläusen, die eine hat einen runden, und die andere einen dreyeckigen Kopf. Eingeriebene Tabacksasche, auch etliche Tropfen Oehl oder Fischthran auf den Kopf und unter die Flügel gegossen, sollen gut dagegen seyn.

Zuweilen verursacht eine unsägliche Menge dieser Läuse an den Hälsen der jungen Gänse ein allgemeines Sterben.

W. So war es voriges Jahr.

B. Dagegen bedient man sich aber mit gutem Erfolg des Queckſilbers, das man in der Apotheke kauft, und mit altem flüßigen Schmeer vermischt. Wenn man jeder Gans von dieser Mi-

schung eine Erbse groß an den Hals reibt, so verschwinden alle Läuse. Mit ein Paar Groschen kann man zwölf bis sechszehn Gänse curiren.

W. Das will ich mir doch merken.

B. Nicht selten verursachen auch die kleinen Mükken und Fliegen, die sich den jungen Gänsen in die Nasenlöcher und Ohren setzen, ein Sterben unter ihnen.

W. Ganz recht.

B. Dagegen bestreicht man ihnen in den Monaten Junius und Julius die Ohren mit Baum- oder Leinöhl. Wenn aber das Uebel — und das Mittel hat mir am besten gefallen — wenn aber das Uebel schon überhand genommen hat, so schüttet man etwas Gerste in einen Trog, der tief mit Wasser angefüllt ist. Wenn nun die Gänse die Gerste, die zu Boden fällt, herausholen wollen, so müssen sie den Kopf bis über die Nasen und Ohren ins Wasser stecken, und dadurch müssen denn die Fliegen und Mücken ersaufen, oder, wenn sie nicht ersaufen wollen, weichen. Besser wirkt noch dieß Mittel, wenn man etwas Kienöhl in das Wasser thut.

W. Wieder gut.

B. Um die Gänse wider die Läuse und andere Insekten zu sichern, streut man gern Farrenkraut (Wanzenkraut) zu wiederholtenmalen in die Ställe.

 Die

Die Gänse, jung und alt, bekommen auch zuweilen den Durchfall. Dieser entsteht bey vielem Regenwetter, von unreinem Getränke, und von schädlichen Insekten, die sie auf der Weide zuweilen mit dem Graß verschlucken. Das beste Mittel dagegen ist, daß man die Keime und junge Zweige von Fichten stampft, und selbige in das Wasser einquellet, das die Gänse zu saufen bekommen. Dabey kann man ihnen des Abends und Morgens Spreu mit geschrotener Gerste zu fressen geben. Wenn man unter dieß Futter noch gestampfte Disteln mischt, und alle Woche drey bis viermal oben drauf etwas Tabacksasche streut, so legt sich der Durchfall um desto eher und gewisser. — Die Tabacksasche ist also nicht allein zum Zähneputzen gut, sondern auch in den Krankheiten der Gänse.

W. Das wäre ein leichtes und wohlfeiles Mittel. Les er doch weiter.

B. Man sagt auch, daß das neue Getraide, das die Gänse zur Erndtezeit in den Stoppeln auflesen, denselben zuweilen die Kröpfe aufschwelle, woran sie plötzlich sterben. Es wird deswegen gerathen, daß man den Gänsen, um diesem Uebel vorzubeugen, 14 Tage vor der Erndte etwas weniges altes Korn zu fressen geben solle.

Wenn ihnen die Fettdrüse am Steiß schwillt oder hart wird, und sie dadurch die Darre oder eigentlicher die Dürrsucht bekommen, so schneidet man sie ihnen auf, und bestreicht die Wunde mit ungesalzner Butter.

Sollte ihnen der Kropf einmal so sehr aufgeschwollen seyn, daß er sich nicht setzen will, und die Gänse traurig werden, so giebt man ihnen einige Tropfen Brandtewein auf das Brod.

Gegen den Pips legt man große Pimpenelle so lange in das Wasser, bis sie ziemlich weich geworden ist, läßt die kranke Gans daran fressen, und von dem Wasser saufen.

Noch sind folgende Heilungs- und Vorbeugungsmittel bey einem allgemeinen Sterben unter den Gänsen zu bemerken. 1) Daß man jeder Gans einen Morgen um den andern zu drey wiederholtenmalen etwa einen halben Löffel voll gemeines Salz eingiebt, oder 2) den jungen Gänsen Wasser saufen läßt, worin man Bärenwurz abgekocht hat, oder 3) ihnen auf ihr Futter, das aus gestampften Disteln, Trebern und Gersten bestehen kann, wöchentlich ein Paarmal, wenn sie von der Weide kommen, Tabacksasche streut. Punktum.

W. Das wäre also eine Lektion?

B. Ja.

W. Ihr seyd glücklich mit euern neuen Schulmeister; da lernen doch die Kinder etwas, das sie einmal nutzen können.

B. Das glaub ich auch. Da blättere er einmal in den Buch herum. Sieht er, da steht vom Schaf, von der Ziege, von den Hühnern, von den Kaninchen, von den Quecken, von den Disteln, von den Raupen; von allen, was nur der Landmann aus der Naturgeschichte zu wissen braucht.

W. Aber etwas ist doch bey den Krankheiten der Gänse ausgelassen —

B. Und was?

W. Daß nämlich viele junge Gänse, wenn sie Flügel bekommen, dieselbe hängen lassen, oder wie die Kinder sprechen, Degen anstecken und sterben.

B. O das steht ganz gewiß im Buch, nur nicht gerade hier in dieser Lektion. Denn ich erinnere mich noch, daß mir ein Schulkind einmal erzählte, daß der Herr Schulmeister gesagt hätte, die jungen Gänse liesen aus Mattigkeit die Flügel hängen, weil sie zu der Zeit, wenn die Flügel zu treiben anfiengen, nicht genug und nicht gut genug zu fressen bekämen; denn die großen Kielen nähmen ihnen zu viel Kraft weg. Man müßte sie daher zu dieser Zeit gut in Acht nehmen, und ihnen Morgens und Abends gutes Futter, als Hafer, oder grünes gestampftes und mit Schrot vermengtes Futter vorsetzen.

Herr Professor **Busse** zu Dessau, hat ein Buch geschrieben, welches den Titel hat: **Beruhigung über die neuen Wetterleiter**, und von jedem verdient gelesen zu werden, welcher die Anlegung der Blitzableiter als einen frevelhaften Eingriff in die göttl[...] Allmacht betrachtet, oder von ihnen besorgt, daß Gewitter herbey gezogen werden möchten.

Der Bote aus Thüringen.

Fünf und zwanzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Ich kenne, sagte Herr von Assof, Gegenden, wo es jedem, wer will, erlaubt ist, Vögel zu fangen. Diese Erlaubniß wird so gemißbraucht, daß ebenfalls viele Leute ihre Berufsarbeit liegen lassen, dem Vogelstellen nachgehen, und so unvernünftig sind, daß sie die Vögel in der Brutzeit fangen, die Vogelnester zerstören, so daß man in diesen Gegenden fast gar keinen Vogel mehr hört noch sieht. So würde es im kurzen auch werden, wenn jedem zu jagen erlaubt würde — das Wild würde ausgerottet werden. Wäre das nicht Schade? itzo, wenn man einen Wildpretsbraten essen will, kann man sich durch seinen Fleiß doch so viel verdienen, daß man ihn zu bezahlen im Stande ist. Wenn aber jeder jagen könnte, wer jagen wollte: so würde man bald kein Wildpret mehr zu essen bekommen, auch wenn man es bezahlen könnte.

Was bin ich schuldig, Herr Wirth?

W. Drey gute Groschen.

V. A. Hier sind sie. Um ihm aber ein kleines Andenken zu hinterlassen, so will ich ihm noch eine gute Lehre geben. Wer in der Welt vergnügt leben will, der muß sich ja hüten, daß er sich die Dinge nicht von der schlimmsten Seite vorstelle, und sich lieber gewöhnen, sie von der guten Seite zu betrachten. Wir wollen z. E. Waldungen und Wild betrachten. Diese machen einem jeden Menschen, der die Dinge von der rechten Seite ansieht, viele Freude. Wenn in einer Gegend ein Wald liegt, ists nicht wahr, so wird sie dadurch verschönert, und man kann seine Augen daran weiden? ja jeder, der in der Nähe wohnt, kann sagen: dieser Wald ist mein! denn warum sollte ich nicht von dem Walde, der neben meinem Dorfe liegt, sagen können: dieser Wald ist mein! ich kann ihn ja benutzen! ich kann meine Augen daran weiden, kann in demselben herum spatzieren, mich in seinen Schatten legen, die Vögel darinne singen hören, und Holz daraus bekommen, so viel ich will.

W. Nur mit dem Unterschiede, daß ich Geld dafür zahlen muß.

V. A. Wohl! Aber würde ich denn das Holz ohne Geld bekommen, wenn der Wald wirk-

lich

lich mein Eigenthum wäre? Kostet denn die Aufsicht über den Wald, das Holz fällen, und andere Arbeiten, kein Geld? und wenn ich nicht ganz so viel Vortheil daraus ziehen kann, als der wirkliche Besitzer, so brauche ich dagegen auch mich nicht um ihn zu bekümmern, Aufsicht darüber zu führen, und — darf mich nicht ärgern, wenn die Tännchen und Fichtchen umgehauen werden. So betrachte ich die Waldung, so oft ich sie sehe, und freue mich gar herzlich darüber, freue mich auch, wenn ich ein Reh heraus springen sehe, wenn ich ein Häschen erblicke, das über den Weg läuft. Ist denn das nicht besser, als wenn ich immer denke, den Wald könntest du auch haben! es ist doch nicht Recht, daß der Fürst alles hat, und du hast Nichts! Bringe ich mich durch solche Gedanken nicht selbst um alle Freude? Und wenn ich nun gar auch andere Leute dahin zu bringen suche, daß sie sich mit ärgern — wenn ich ihnen immer sage, es wäre Unrecht, daß die Fürsten die Waldung hätten, es wäre nicht erlaubt, daß man kein Tännchen und Fichtchen umhauen dürfe, die Leute, die die Beschädigung der Bäume zu verhüten gesetzt sind, wären Blutigel — verderbe ich denn da nicht auch andern Leuten ihre Freude? Und das ist doch wirklich nicht erlaubt.

 Lie-

Lieber Herr Wirth, man muß einen Unterschied machen zwischen fürstlichen Gerechtigkeiten und fürstlichen Ungerechtigkeiten. Fürstliche Gerechtigkeiten sind, Benutzung der Grundstücke, die die Fürsten besitzen, Erhebung mäßiger Abgaben von dem Lande, das sie regieren und beschützen, Ausfertigung solcher Gesetze, die das allgemeine Beste zur Absicht haben. Hierüber haben wir gar nicht Ursache zu klagen, müssen vielmehr das unsrige redlich thun, um diese Gerechtigkeiten zu erhalten. Das ist des Apostels Meynung, wenn er spricht: *Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen!*

Wenn aber ein Fürst den Landesbewohnern ihre Gerechtigkeiten zu schmälern sucht, wenn er z. E. befiehlt, was die Prediger lehren sollen; sich anmaßt, den Druck von Büchern zu verbieten, die nicht nach seinem Sinne sind, Kabinetsordern giebt, so vieles Wild hält, daß die Felder des armen Landmannes dadurch verwüstet werden, die Gelder, die er vom Lande hebt, verpraßt u. s. w. u. s. w.: so sind dieß fürstliche Ungerechtigkeiten, gegen welche man männlich sprechen, und, wenn man schreiben kann, schreiben muß. Auf solche fürstliche Ungerechtigkeiten zielt wohl der Apostel, wenn er spricht: *Man muß Gott mehr ge-*

hor-

horchen, denn den Menschen. Giebts denn solche Ungerechtigkeiten in seinem Lande?

W. Nein, Gott Lob und Dank! davon wissen wir nichts!

V. A. Nun da thut er auch Unrecht, wenn er über die fürstlichen Gerechtigkeiten Klage führt.

Mein Herr wollte noch weiter reden, aber das Rasseln einer Kutsche, welche unter dem Fenster vorbey fuhr, machte den Wirth so verwirrt, daß er meinen Herrn stehen ließ, sich geschwind umkleidete und die Haare auskämmte. Wo solls hingehen? fragte mein Herr.

Zum Amtmanne, war seine Antwort. Dieser hat uns bey 8 Groschen Strafe gebieten lassen, daß wir, so bald er ankäme, uns auf den Kirchhof versammeln sollten. Wir giengen mit ihm und fanden schon die ganze Gemeine zusammen, die unter einander murmelte, und sich stritt, und einmal über das andere rief: wir thun es schlechterdings nicht!

Itzo erschien der Amtmann, es wurde stille, und er fieng an folgendermaßen zu reden:

Lieben Nachbaren, ich habe euch bisher immer für kluge und verständige Leute gehalten, und ihr habt euch auch bisher, bey verschiedenen Gelegenheiten, so gezeiget. Ihr fangt an Klee

zu bauen, ihr bessert auf eure Kosten an der Landstraße, ihr habt dafür gesorgt, daß gutes Bier gebrauet wird, ihr habt euch nicht geweigert, die Bücher anzunehmen, die ich in die Schule eingeführt habe. Und dabey habt ihr euch immer, wie ihr selbst wißt, recht wohl befunden. Weil ihr Klee bauet, so befindet sich euer Vieh besser, ihr bekommt mehr Düngung, und euer Land trägt mehr Früchte; weil ihr die Landstraße bessert: so wird sie von den Fuhrleuten mehr besucht, und ihr habt davon mehr Nahrung; weil ihr gutes Bier brauet, so könnt ihr euch auch daran erquicken, wenn es euch den Tag über sauer geworden ist, und, weil ihr gute Bücher in die Schule habt einführen lassen, so werden auch eure Kinder vernünftiger und besser.

(Die Fortsetzung folgt.)

In dieser Ostermesse sind wieder schrecklich viele Bücher herausgekommen. Das wichtigste unter allen ist gewiß folgendes: Wie der Geschlechtstrieb der Menschen in Ordnung zu bringen, und wie die Menschen besser und glücklicher zu machen, von D. Bernh. Christ. Faust, Gräfl. Schaumburg-Lippischer Hofrath und Leibarzt.

Der brave Verfasser hat die wichtige Entdeckung gemacht, daß die erste Ursache von vielem Bösen und vielem Elende, in der wunderlichen Kleidung der Menschen, besonders der Kinder, liege. Mit den

Ho-

Hosen der Kinder, mit der warmen Bedeckung ihres Kopfs, ist er gar nicht zufrieden, und zeigt sehr deutlich, wie viele Leiden daraus für die Menschen entspringen. Zur Probe seiner Schreibart mag folgende Stelle dienen:

„Außer dem zuerst angeführten großen Hauptschaden der Kopfbedeckungen haben sie noch folgende. Sie verhindern den freyen Zutritt der wohlthätigen Luft, die kühl und rein hält und stark macht; die Ausdünstungen des Kopfs häufen sich in den Haaren an, es wird unrein, warm und dunkel auf dem Kopfe; es kommen Läuse in die Haare; sie finden, wie alles Ungeziefer, daß dieser dunkle, warme Ort eine gute Wohnung für sie sey; sie finden auch Nahrung da, nisten sich ein, fressen die erweichte, unreine Haut, und die darunter befindlichen vielen Fettdrüschen, an, und über ein kurzes ist der Kopf des Kindes mit Läusen und Grind bedeckt. Mit keinem Kamm und keiner Bürste darf man nun in die zusammengebackenen Haare kommen; es lebt und webt über und unter der Haut; die Haut hebt sich, schwebend von Läusen und Grind, in die Höhe, die Haare fallen und faulen aus; es gährt und fault Eiter und Jauche darunter; viele Jahre lang dauert dieß, oft 6, 8 auch 10 Jahre lang; eine dicke undurchdringliche Grindborke bedeckt den Eiter, und dieser verschlossene faule Eiter wird viele Jahre lang in das Blut gesogen — die Kinder siechen, sie zehren ab, und werden wie Schatten; sie verfallen oft in Taubheit und Blindheit, sie bekommen Zuckungen, Lähmungen und fallende Sucht, Fistelschäden und Beinfraß — und viel tausend Kinder ausgezehrt und verfault sterben dahin.

Deutsch-

W. Ihr seyd glücklich mit euern neuen Schulmeister; da lernen doch die Kinder etwas, das sie einmal nutzen können.

B. Das glaub ich auch. Da blättere er einmal in den Buch herum. Sieht er, da steht vom Schaf, von der Ziege, von den Hühnern, von den Kaninchen, von den Quecken, von den Disteln, von den Raupen; von allen, was nur der Landmann aus der Naturgeschichte zu wissen braucht.

W. Aber etwas ist doch bey den Krankheiten der Gänse ausgelassen —

B. Und was?

W. Daß nämlich viele junge Gänse, wenn sie Flügel bekommen, dieselbe hängen lassen, oder wie die Kinder sprechen, Degen anstecken und sterben.

B. O das steht ganz gewiß im Buch, nur nicht gerade hier in dieser Lektion. Denn ich erinnere mich noch, daß mir ein Schulkind einmal erzählte, daß der Herr Schulmeister gesagt hätte, die jungen Gänse liesen aus Mattigkeit die Flügel hängen, weil sie zu der Zeit, wenn die Flügel zu treiben anfiengen, nicht genug und nicht gut genug zu fressen bekämen; denn die großen Kielen nähmen ihnen zu viel Kraft weg. Man müßte sie daher zu dieser Zeit gut in Acht nehmen, und ihnen Morgens und Abends gutes Futter, als Hafer, oder grünes gestampftes und mit Schrot vermengtes Futter vorsetzen.

Herr Professor **Busse** zu Dessau, hat ein Buch geschrieben, welches den Titel hat: **Beruhigung über die neuen Wetterleiter**, und von jedem verdient gelesen zu werden, welcher die Anlegung der Blitzableiter als einen frevelhaften Eingriff in die göttliche Allmacht betrachtet, oder von ihnen besorgt, daß durch sie die Gewitter herbey gezogen werden möchten.

Der Bote
aus
Thüringen.

Fünf und zwanzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Ich kenne, sagte Herr von Assof, Gegenden, wo es jedem, wer will, erlaubt ist, Vögel zu fangen. Diese Erlaubniß wird so gemißbraucht, daß ebenfalls viele Leute ihre Berufsarbeit liegen lassen, dem Vogelstellen nachgehen, und so unvernünftig sind, daß sie die Vögel in der Brutzeit fangen, die Vogelnester zerstören, so daß man in diesen Gegenden fast gar keinen Vogel mehr hört noch sieht. So würde es im kurzen auch werden, wenn jedem zu jagen erlaubt würde — das Wild würde ausgerottet werden. Wäre das nicht Schade? itzo, wenn man einen Wildpretsbraten essen will, kann man sich durch seinen Fleiß doch so viel verdienen, daß man ihn zu bezahlen im Stande ist. Wenn aber jeder jagen könnte, wer jagen wollte: so würde man bald kein Wildpret mehr zu essen bekommen, auch wenn man es bezahlen könnte.

Was bin ich schuldig, Herr Wirth?

W. Drey gute Groschen.

V. A. Hier sind sie. Um ihm aber ein kleines Andenken zu hinterlassen, so will ich ihm noch eine gute Lehre geben. Wer in der Welt vergnügt leben will, der muß sich ja hüten, daß er sich die Dinge nicht von der schlimmsten Seite vorstelle, und sich lieber gewöhnen, sie von der guten Seite zu betrachten. Wir wollen z. E. Waldungen und Wild betrachten. Diese machen einem jeden Menschen, der die Dinge von der rechten Seite ansieht, viele Freude. Wenn in einer Gegend ein Wald liegt, ists nicht wahr, so wird sie dadurch verschönert, und man kann seine Augen daran weiden? ja jeder, der in der Nähe wohnt, kann sagen: dieser Wald ist mein! denn warum sollte ich nicht von dem Walde, der neben meinem Dorfe liegt, sagen können: dieser Wald ist mein! ich kann ihn ja benutzen! ich kann meine Augen daran weiden, kann in demselben herum spatzieren, mich in seinen Schatten legen, die Vögel darinne singen hören, und Holz daraus bekommen, so viel ich will.

W. Nur mit dem Unterschiede, daß ich Geld dafür zahlen muß.

V. A. Wohl! Aber würde ich denn das Holz ohne Geld bekommen, wenn der Wald wirklich

lich mein Eigenthum wäre? Kostet denn die Aufsicht über den Wald, das Holz fällen, und andere Arbeiten, kein Geld? und wenn ich nicht ganz so viel Vortheil daraus ziehen kann, als der wirkliche Besitzer, so brauche ich dagegen auch mich nicht um ihn zu bekümmern, Aufsicht darüber zu führen, und — darf mich nicht ärgern, wenn die Tännchen und Fichtchen umgehauen werden. So betrachte ich die Waldung, so oft ich sie sehe, und freue mich gar herzlich darüber, freue mich auch, wenn ich ein Reh heraus springen sehe, wenn ich ein Häschen erblicke, das über den Weg läuft. Ist denn das nicht besser, als wenn ich immer denke, den Wald könntest du auch haben! es ist doch nicht Recht, daß der Fürst alles hat, und du hast Nichts! Bringe ich mich durch solche Gedanken nicht selbst um alle Freude? Und wenn ich nun gar auch andere Leute dahin zu bringen suche, daß sie sich mit ärgern — wenn ich ihnen immer sage, es wäre Unrecht, daß die Fürsten die Waldung hätten, es wäre nicht erlaubt, daß man kein Tännchen und Fichtchen umhauen dürfe, die Leute, die die Beschädigung der Bäume zu verhüten gesetzt sind, wären Blutigel — verderbe ich denn da nicht auch andern Leuten ihre Freude? Und das ist doch wirklich nicht erlaubt.

Lieber Herr Wirth, man muß einen Unterschied machen zwischen fürstlichen Gerechtigkeiten und fürstlichen Ungerechtigkeiten. Fürstliche Gerechtigkeiten sind, Benutzung der Grundstücke, die die Fürsten besitzen, Erhebung mäßiger Abgaben von dem Lande, das sie regieren und beschützen, Ausfertigung solcher Gesetze, die das allgemeine Beste zur Absicht haben. Hierüber haben wir gar nicht Ursache zu klagen, müssen vielmehr das unsrige redlich thun, um diese Gerechtigkeiten zu erhalten. Das ist des Apostels Meynung, wenn er spricht: *Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen!*

Wenn aber ein Fürst den Landesbewohnern ihre Gerechtigkeiten zu schmälern sucht, wenn er z. E. befiehlt, was die Prediger lehren sollen; sich anmaßt, den Druck von Büchern zu verbieten, die nicht nach seinem Sinne sind, Kabinetsordern giebt, so vieles Wild hält, daß die Felder des armen Landmannes dadurch verwüstet werden, die Gelder, die er vom Lande hebt, verpraßt u. s. w. u. s. w.: so sind dieß fürstliche Ungerechtigkeiten, gegen welche man männlich sprechen, und, wenn man schreiben kann, schreiben muß. Auf solche fürstliche Ungerechtigkeiten zielt wohl der Apostel, wenn er spricht: *Man muß Gott mehr gehor-*

horchen, denn den Menschen. Giebts denn solche Ungerechtigkeiten in seinem Lande?

W. Nein, Gott Lob und Dank! davon wissen wir nichts!

B. A. Nun da thut er auch Unrecht, wenn er über die fürstlichen Gerechtigkeiten Klage führt.

Mein Herr wollte noch weiter reden, aber das Rasseln einer Kutsche, welche unter dem Fenster vorbey fuhr, machte den Wirth so verwirrt, daß er meinen Herrn stehen ließ, sich geschwind umkleidete und die Haare auskämmte. Wo solls hingehen? fragte mein Herr.

Zum Amtmanne, war seine Antwort. Dieser hat uns bey 8 Groschen Strafe gebieten lassen, daß wir, so bald er ankäme, uns auf den Kirchhof versammeln sollten. Wir giengen mit ihm und fanden schon die ganze Gemeine zusammen, die unter einander murmelte, und sich stritt, und einmal über das andere rief: wir thun es schlechterdings nicht!

Itzo erschien der Amtmann, es wurde stille, und er fieng an folgendermaßen zu reden:

Lieben Nachbaren, ich habe euch bisher immer für kluge und verständige Leute gehalten, und ihr habt euch auch bisher, bey verschiedenen Gelegenheiten, so gezeiget. Ihr fangt an Klee

zu bauen, ihr bessert auf eure Kosten an der Landstraße, ihr habt dafür gesorgt, daß gutes Bier gebrauet wird, ihr habt euch nicht geweigert, die Bücher anzunehmen, die ich in die Schule eingeführt habe. Und dabey habt ihr euch immer, wie ihr selbst wißt, recht wohl befunden. Weil ihr Klee bauet, so befindet sich euer Vieh besser, ihr bekommt mehr Düngung, und euer Land trägt mehr Früchte; weil ihr die Landstraße bessert: so wird sie von den Fuhrleuten mehr besucht, und ihr habt davon mehr Nahrung; weil ihr gutes Bier brauet, so könnt ihr euch auch daran erquicken, wenn es euch den Tag über sauer geworden ist, und, weil ihr gute Bücher in die Schule habt einführen lassen, so werden auch eure Kinder vernünftiger und besser.

(Die Fortsetzung folgt.)

In dieser Ostermesse sind wieder schrecklich viele Bücher herausgekommen. Das wichtigste unter allen ist gewiß folgendes: Wie der Geschlechtstrieb der Menschen in Ordnung zu bringen, und wie die Menschen besser und glücklicher zu machen, von D. Bernh. Christ. Faust, Gräfl. Schaumburg-Lippischer Hofrath und Leibarzt.

Der brave Verfasser hat die wichtige Entdeckung gemacht, daß die erste Ursache von vielem Bösen und vielem Elende, in der wunderlichen Kleidung der Menschen, besonders der Kinder, liege. Mit den

Ho-

Hosen der Kinder, mit der warmen Bedeckung ihres Kopfs, ist er gar nicht zufrieden, und zeigt sehr deutlich, wie viele Leiden daraus für die Menschen entspringen. Zur Probe seiner Schreibart mag folgende Stelle dienen:

„Außer dem zuerst angeführten großen Hauptschaden der Kopfbedeckungen haben sie noch folgende. Sie verhindern den freyen Zutritt der wohlthätigen Luft, die kühl und rein hält und stark macht; die Ausdünstungen des Kopfs häufen sich in den Haaren an, es wird unrein, warm und dunkel auf dem Kopfe; es kommen Läuse in die Haare; sie finden, wie alles Ungeziefer, daß dieser dunkle, warme Ort eine gute Wohnung für sie sey; sie finden auch Nahrung da, nisten sich ein, fressen die erweichte, unreine Haut, und die darunter befindlichen vielen Fettdrüschen, an, und über ein kurzes ist der Kopf des Kindes mit Läusen und Grind bedeckt. Mit keinem Kamm und keiner Bürste darf man nun in die zusammengebackenen Haare kommen; es lebt und webt über und unter der Haut; die Haut hebt sich, schwebend von Läusen und Grind, in die Höhe, die Haare fallen und faulen aus; es gährt und fault Eiter und Jauche darunter; viele Jahre lang dauert dieß, oft 6, 8 auch 10 Jahre lang; eine dicke undurchdringliche Grindborke bedeckt den Eiter, und dieser verschlossene faule Eiter wird viele Jahre lang in das Blut gesogen — die Kinder siechen, sie zehren ab, und werden wie Schatten; sie verfallen oft in Taubheit und Blindheit, sie bekommen Zuckungen, Lähmungen und fallende Sucht, Fistelschäden und Beinfraß — und viel tausend Kinder ausgezehrt und verfault sterben dahin.

Deutsch-

Deutschland, wie viele hundertmal tausend Millionen (100,000,000,000) Läuse wandern da in Frieden auf den Köpfen der Menschen herum? Diese vielen 100,000,000,000 Läuse, welch eine ungeheure Summe guter Säfte verzehren und rauben sie den Menschen? Welch eine ungeheure Summe böser fauler Säfte erregen diese bösen Gäste? Welch eine ungeheure Summe Schmerzen und Angst verursachen sie den Menschen? Und wie hoch ist nun in Summa der Schaden zu rechnen, den Läuse, Eiter und Grind, hervorgebracht durch Kopfbedeckungen, dem Menschengeschlechte Deutschlands zufügen? — Er ist ungeheuer, unabsehbar groß — Läuse und Grind sind eine der großen Hauptplagen des Menschengeschlechts — und wegfallen wird sie, diese große Hauptplage, so wie die Kopfbedeckungen wegfallen."

Da nun der Verfasser mich namentlich auffordert, meine Meynung von seinem Buche zu sagen: so gestehe ich, daß ich es für äußerst wichtig halte, in der Hauptsache mit ihm einerley Meynung bin, und herzlich wünsche, daß seine Gedanken, Bemerkungen und Vorschläge, von allen Fürsten, Edelleuten, Predigern, ja von allen vernünftigen Eltern geprüft und beherzigt werden möchten. Was seine Bemerkungen, besonders über die Kopfbedeckungen, betrifft: so kann ich das Zeugniß geben, daß ich sie durch Erfahrung bestätigt gefunden habe. Ich erziehe gegen 40 Kinder, von verschiedenem Geschlecht und Alter. Diese gehen nun Jahr aus Jahr ein mit unbedecktem Kopfe, und — kein einziges hat einen unreinen Kopf! ! !

Salzmann.

Der Bote aus Thüringen.

Sechs und zwanzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Ihr habt auch, fuhr der Herr Amtmann fort, im ganzen Lande einen guten Namen bekommen, und da voriges Jahr unser gute Fürst hier durchreiste, so hat er euch, wie ihr alle noch wißt, sehr gelobt, und euch seine lieben, verständigen, ordentlichen Unterthanen genannt. Da seht ihr also, daß sich alles Gute selbst belohnt.

Woher kommts denn nun, daß ihr auf einmal nicht mehr gut seyn, daß ihr eben so unverständig handeln wollt, wie die Bauern vom gewöhnlichen Schlage? Da ist vorgestern der Jude Gerson bey euch gestorben, und man hat mir gesagt, ihr wolltet ihn nicht auf euern Kirchhof begraben lassen. Von der hiesigen Gemeine hätte ich das nimmermehr geglaubt. Sagt nur, ihr lieben Leute, was habt ihr denn für Gründe dazu?

Lieber Herr Amtmann! sagte der Schulze, Sie wissen selbst, daß unsere Gemeine gar nicht störrisch und eigensinnig ist. Was aber das Begräbniß des Juden betrifft, so kann das nicht statt finden auf unserm Kirchhofe: denn das ist eine Gewissenssache.

A. Und warum denn?

Sch. Weil unser Kirchhof bloß für Christenmenschen bestimmt ist.

A. Zum Begräbniß der Menschen, wollt ihr sagen. Weil nun aber seit etlichen hundert Jahren hier lauter Christenmenschen gestorben sind: so sind auch lauter Christenmenschen dahin begraben worden. Itzo tritt aber der Fall ein, daß ein Jude bey uns stirbt, warum soll denn dieser nicht auch bey uns begraben werden?

Sch. Das wissen Sie ja, Herr Amtmann, besser als ich. Ein Jude ist ja ewig verlohren und verdammt, was soll denn dieser unter den Christen?

A. Wem kommts zu, die Menschen zu verdammen?

Sch. Dem lieben Gott.

A. Ganz recht. Also nicht dem Schulzen in N., für diesen schickt es sich gar nicht, seine Nebenmenschen zu richten und zu verdammen. Und noch eins Herr Schulze. Weiß er denn ge-

gewiß, daß alle Christenmenschen, deren Leiber auf diesem Kirchhofe verfaulen, in den Himmel gekommen sind?

Sch. Das kann ich nicht glauben.

A. Ich auch nicht. Gesetzt also, der Jude Gerson würde wirklich verdammt, so, dächte ich, machte es nicht viel aus, ob ein Verdammter mehr oder weniger auf dem Kirchhofe läge.

Sch. Das hat wohl alles seine Richtigkeit — aber — wir thun es doch nicht.

A. Nun das ist mir lieb, daß ihr es doch so fein gerade heraus sagt. Ich wüßte wohl, wie ich es machen könnte, daß ihr den Gerson doch auf euern Kirchhof müßtet begraben lassen — ich könnte nur Bericht an die Regierung erstatten, und mir eine Compagnie Soldaten, mit aufgepflanzten Bajonetten, zu Leichenbegleitern erbitten, da solltet ihr euch bald fügen. Aber, lieben Nachbaren, dabey kömmt nichts heraus. Der Kirchhof ist euer, und in euer Eigenthum will ich keinen Eingriff thun. Wißt ihr aber, was ich mir vorgenommen habe? ich will den Juden Gerson in meinen Garten begraben, und auf sein Grab einen Stein mit folgender Inschrift setzen lassen: Hier ruhen die Gebeine des ehrlichen Juden Gerson, welchen die Gemeine zu Schurrfeld das Begräbniß versagte.

 Die

Die ganze Gemeine schwieg stille.

Das ist also mein Entschluß, sagte der Amtmann, lebt wohl! und gieng nun langsam fort. Es währte aber nicht lange, so kam der Schulze ihm nach und sagte: Herr Amtmann! die Gemeine hat die Sache hin und her überlegt, und ist nun der Meynung, daß sie das Begräbniß erlauben will.

Das ist brav! sagte der Amtmann, das wird euch, bey allen verständigen Leuten, Ehre bringen, und unser guter Fürst, dem ich es heute melden will, wird sich darüber gewiß recht herzlich freuen.

Mein Herr freute sich auch darüber und sagte: das ist ein braver Amtmann! der weiß, wie man den Menschen behandeln muß. Der Mensch ist wirklich so böse nicht, wie man insgemein sagt, und thut gern alles, so bald er überzeugt ist, daß es wirklich gut sey. Man muß ihm aber nur seine Freyheit lassen. Sobald man ihn mit Gewalt zu etwas zwingen will, so thut er es entweder gar nicht, oder doch mit größtem Verdruß und Widerwillen. Unter diesem Gespräche giengen wir auf den Weg nach dem Dorfe, wo wir Tages zuvor waren, um zu sehen, ob der Bote nicht bald käme, den der Herr Pfarrer zu schicken versprochen hatte. Er kam und mein Herr

Herr eröffnete begierig den Brief, den er überbrachte, und, da er ihn gelesen hatte, sagte er: schön! schön! das ist ein herrlicher Pfarrer! Er hat seine Gemeine dahin, wohin er sie haben will — sie will besser Bier brauen, sie will alle Graben mit Weiden und Pappeln bepflanzen — sie will zehn Acker wüstes Land umreissen und besäen. Der Herr Pfarrer hat Hoffnung, daß die Gemeine, wenn sie so fortfährt, nach zehen Jahren eine Einnahme von 4 bis 500 Thalern haben wird. Das wird doch eine Gemeine, wie sie seyn soll, der es nie an Geld fehlt, ihre Umstände zu verbessern, und für das gemeine Beste einen Aufwand zu machen. Und das könnten am Ende alle Gemeinen, weil auf jedem Platze sich etwas findet, das man benutzen und zu seinem Vortheile anwenden kann. Auf meiner Reise durch Thüringen habe ich davon verschiedene Exempel angetroffen. In *Haßleben* z. E. hatten sie jedes Plätzchen, wo ein Baum stehen konnte, ohne die Viehweide oder den Ackerbau zu hindern, mit Bäumen bepflanzet, und fiengen sogar an Torf zu graben, wo seit der Schöpfung niemand Torf gesucht hatte; in *Sömmerda* hatten der Rath und die Bürger, durch allerhand vortrefliche Einrichtungen, alles so verbessert, daß diese Stadt, die sonst bis zur größten Armuth herabgesunken

war,

war, und wo man nichts als Wehklagen hörete, sich in dem blühendsten Zustande befindet, sich täglich mehr verschönert, und überflüßige Nahrung hat. Hernach traf ich noch ein Dörfchen an, welches Rohrborn hieß, über welches ich mich besonders freuete. Die Einwohner, welche sonst immer in Songen und Kummer lebten, befinden sich sehr wohl; sie bauen itzo Klee, den sie sonst beynahe nicht kannten, verschaffen dadurch nicht nur ihrem Viehe hinlängliches Futter, sondern einige handeln sogar mit Kleesaamen.

Wie gesagt, sobald eine Gemeine nicht bloß bey dem Glauben stehen bleibt, sondern auch anfängt nachzudenken, so kann sie erstaunliche Dinge möglich machen, und ich weiß gewiß, daß, wenn man Leute erst zum Nachdenken anführte, Theurung, Hungersnoth, drückende Armuth, Betteley ganz und gar aufhören würden. Nichts ist ja leichter, als sich Nahrung und Geld zu verschaffen.

Das ist wohl alles gut, sagte der Bote, und kratzte sich hinter den Ohren, aber es gehört doch noch etwas dazu?

V. A. Und was denn?

B. Daß die Gemeine auch bey ihrer Casse geschützt wird.

V. A. Das versteht sich von selbst.

B. Ja

B. Ja es versteht sich manches von selbst, und geht doch anders, als es sich von selbst versteht.

V. A. Und wie geht es denn?

B. Man redt nicht gerne davon. Wir hatten sonst gar feines Geld in unserer Gemeine. Was halfs uns aber? Es wurde ihm von allen Seiten nachgestellt. Um jeder Kleinigkeit willen wurden uns Unkosten gemacht und liquidirt, daß uns hören und sehen vergieng. Wenn nun das Jahr vorbey war, so giengs immer Null für Null auf. Darüber wurden unsere Nachbaren verdrüßlich, hernach tückisch und stöckisch. Das kann ja auch nicht anders seyn. Wenn der Mensch es sich sauer werden läßt, um Geld zusammen zu bringen, so will er doch auch hernach die Freyheit haben, damit zu machen, was er will. Unser Herr Pfarrer hat uns deswegen versprochen, daß er der Gemeine die Freyheit auswirken will, daß die drey Männer, die sie zu Cassenvorstehern ernennt hat, mit der gemeinen Casse Verbesserungen machen können, wie sie selbst wollen, so lange sie nicht jemanden in seinen Rechten und Gerechtigkeiten kränken, und daß sie von ihrer Einnahme und Ausgabe niemanden, als der Gemeine, Rechenschaft ablegen dürfen. Nun haben unsere Leute auf einmal Muth bekommen, und es ist, wie wenn ein ganz anderer Geist in sie gefahren wäre.

V. A.

V. A. Das kann ich leicht vermuthen. Wo Freyheit ist, da herrscht auch Muth und Thätigkeit.

Mein Herr schickte nun den Boten wieder fort, und wir marschirten nach der nächsten Stadt zu, wo wir ein Quartier fanden, das bereits für uns bestellet war.

In der Wirthsstube traf ich den folgenden Morgen ganz abscheuliche Kinder an. Sie hatten dicke Köpfe, die Augen starrten gerade weg, die Zungen waren so dicke, daß sie in den Mäulern nicht Platz genug hatten; die Bäuche waren so dicke, daß sie kaum drüber weg sehen konnten, und die Beine so dürre, wie die Stöckchen. Keins konnte auftreten, alle drey lagen in kleinen Lehnstühlchen. Ich erschrack, daß es mir eiskalt über die Haut lief, und gieng gleich zu meinen Herrn und sagte, was ich für einen Anblick gehabt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Meßkatalogus habe ich ersehen, daß ein Buch gedruckt worden, welches folgenden Titel hat: *Begebenheiten aus dem Leben eines blinden Bauern. Ein Spiegel für seine lieben Landsleute, vom Verfasser des Thüringer Botens.* Was in dem Buche steht, weiß ich nicht. Das weiß ich aber wohl, das ich es nicht geschrieben habe. Ob es nun recht und billig sey, seinen Schriften einen fremden Namen vorzusetzen, mögen meine Leser entscheiden.

Salzmann.

Der Bote aus Thüringen.

Sieben und zwanzigstes Stück.

1791.

Bote. Wirth.

W.

Ist denn des Herrn Constants Lebensgeschichte bald aus? die währt ja so lange, wie die Historie des laufenden Juden.

B. Sie ist noch lange nicht aus. Wenn er aber nichts mehr davon hören will: so will ich ihm etwas vorlesen. Es ist ein

Vorschlag,

das weitere Um sich greiffen der Feuersbrünste künftig unmöglich zu machen.

W. Hören will ich immer gern davon; denn es kommt doch immer etwas Neues darinne vor. Wenn er aber etwas zu lesen bey sich hat: so rücke er heraus damit!

B. Mit Betrübniß las man seit Jahren in Zeitungen fast unzählige Nachrichten von ganz und halb abgebrannten Städten, Flecken und Dör-

fern; und ich selbst erlebte es, daß von meiner Vaterstadt Gera, ohngeachtet ihre Feueranstalten nicht schlecht waren, an Einem Tage beynahe 800 Häuser und Scheunen in Schutt und Asche verwandelt wurden. Noch tiefere Betrübniß aber und zugleich immer zunehmenden Zweifel an der Wirklichkeit der gepriesenen Aufklärung unseres Jahrzehnts mußte es erregen, daß man erfuhr, wie überall die abgebrannten Orte, ohne auch nur einen Versuch zur Abänderung hierin zu machen, wiederum mit dicht zusammenhängenden Häusern aufgebaut, ja sogar vielfältig ganz neue Orte oder Straßen auf diese nämliche Art angelegt wurden. Die Feuersnoth und Verwüstung wird — und soll? — demnach eben so häufig und schrecklich, wie bisher, künftig fortdauern; weil warlich unter gewissen zusammentreffenden Umständen, die sich nicht selten ereignen und vereinigen, selbst durch die möglich; besten Anstalten das Verbrennen ganzer Orte nicht verhindert werden kann, so lange die Gebäude dicht an einander stehen. Das einzige Mittel gegen große Brandverheerungen ist, daß man künftig jedes Haus, von dem des Nachbars ganz abgesondert, erbaue und als eine vereinzelte Insel hinstelle. Zwischen jedem Hause wird zu beyden Seiten ein freyer Platz gelassen, und vorn mit einer

einer steinernen Mauer, welche, damit man Sprizzen hinein bringen könne, eine Thorfahrt enthalten muß, von der Straße geschieden. Hierbey eine wichtige Frage: Dürfen Bäume nahe zwischen den Gebäuden stehen oder nicht? Muß der leere Zwischenraum bloß zu einem Hofraume, nach Belieben auch zu Grabelande, angewendet werden? oder darf und soll er mit möglichst hohen Bäumen (und mit welchen?) bepflanzt werden? um durch solche zu verhüten, daß nicht brennende Dinge durch die Luft auf des Nachbars Wohnung, Ställe, Scheunen, Holz- Stroh- und Dünger-Haufen hinüberfliegen und daselbst zünden können. Oder würden, wenigstens nach anhaltend dürrer, heißer, Witterung und wann die Bäume wenigen eigenen Saft haben, diese selbst in Brand gerathen und die Gluth verbreiten, vergrößern? Von hinten muß das Gebäude eben so vereinzelt da stehen. Und, sollen Baumgärten hinten längst den Straßen angelegt werden, so dürfen doch deren Bäume den Häusern wohl nicht ganz nahe kommen? Außerdem, daß sich wohl schlechterdings kein anderes und unter allen, zuweilen zusammentreffenden, Umständen ausreichendes Mittel, große, weit um sich greiffende, Feuersbrünste sicher zu verhüten, ja unmöglich zu machen, erfinden läßt, als das hier empfohlene ein-

einzige: so wird auch durch ebendasselbe Gesundheit und Frohsinn der Menschen sehr viel gewinnen. Bey den Erwachsenen, wenn sie dadurch Gelegenheit und Veranlassung bekommen, etwas Grabeland hart an ihren Wohnungen selbst zu bearbeiten; bey der Jugend, wenn man sie nun fast beständig in jenen Zwischenplätzen unter freyem Himmel sich aufhalten und bewegen lassen kann: da man bisher die Kinder viel zu viel im Hause behielt und zum Theil behalten mußte, weil sie auf der Straße in allzugroßer Gefahr waren, von jungem und alten Pöbel sittlich verderbt, oder, wo die Policey nichts taugt, überfahren und überritten zu werden; bey Jung und Alt aber, durch die nun erst überall frey durchstreichende Luft. Ja sollten nicht die Menschen in den Städten u. s. w. mit durch ihr allzunahes, drückendes und gedrängtes Beysammenwohnen sittlich verschlimmert werden, hingegen durch eine mäßige Trennung ihrer Wohnhäuser allmählig etwas an sittlicher Güte gewinnen?

Den obigen Vorschlag, alle Häuser, als Inseln, gänzlich und weit genug von einander zu trennen, der beynahe einem Kinde einleuchten muß, und über dessen Befolgung beym Aufbauen neuer Gebäude nicht nur jede Obrigkeit, sondern auch (und noch vielmehr!) jede kluge Bürger- und Bauern-Gemeinheit selbst, aufs streng-

strengste halten müßte, habe ich, außer in einigen neuen Preußischen und Hessischen Colonistendörfern, leider nur in dem einzigen Städtchen Arolsen, welches auf jene Art vielleicht schon von 80 Jahren erbaut ist, befolgt gesehen und in dem einzigen Buche Trakimor empfohlen gelesen. Ich will zur Rettung der Ehre unseres Zeitalters bey der Nachkommenschaft hoffen, daß das ablaufende Jahrhundert noch recht viele neue Beyspiele jener einzig guten und vernünftigen Bauart aufstellen möge. „Erkennet die Wahrheit!“ „und die Wahrheit wird euch frey machen;“ frey, auch von den so schrecklichen Verheerungen und dem gewiß vermeidlichen, ja völlig unmöglich zu machenden Elende ganze Straßen und Orte verwüstender Feuersbrünste. Wer bessere Rathschläge diesfalls weis, der theile sie doch durch den Druck mit; wo nicht, so helfe doch ein Jeder aus Pflicht und Barmherzigkeit den, hier nur wiederholten, Vorschlag mündlich so wohl als durch öffentliche Blätter allgemein bekannt zu machen, und dessen künftige Ausführung möglichst zu befördern! Die verschiedenen Schwierigkeiten, welche die ganze Sache, vornämlich beym Wiederaufbauen abgebrannter Orte, wirklich hat, lassen sich wenigstens gewiß weit öfter überwinden, als man glaubt, oder auch, beym Mangel an gehöriger Thätigkeit für das Heil der Mit- und

Nach-Welt, zugeben will. Aber freilich muß erst jeder Besitzer nicht nur einer wieder aufzubauenden Brandstätte, sondern auch eines unversehrt gebliebenen Grundstückes durch die rechten Vorstellungen geneigt gemacht werden, von seinem Grund und Boden, seinem Keller, seinen im Brande stehen gebliebenen Mauern u. d. g. zu solchem Behufe etwas für das allgemeine Beste aufopfern zu wollen. — Bey dieser Gelegenheit ergeht auch öffentlich die Bitte an den Hrn. Beutler, Gelehrten in Suhl, daß er seines verewigten Freundes, des D. Glaser, Schriften und Vorschläge, die von den Zeitgenossen so wenig oder gar nicht befolgt worden sind, aber einer dankbarern Nachkommenschaft sehr heilsam werden können, doch bald zu einem Feuers-Noth- und Hülfs-Büchlein für Schulen ganz umarbeite und durch Bilder und Geschichtchen anziehender mache. Die Glaserschen Schriften haben in ihrer itzigen Gestalt weder Zweckmäßigkeit noch Reiz fürs Volk und die Jugend. Beydes kann und wird ihnen jener als ein trefflicher Jugendlehrer, besonders im Fache anschauender und auf das gemeine Leben sich beziehender Kenntnisse, bewährte Mann geben. C. L. Lenz.

W. Der Vorschlag ist vortreflich.

B. So lange aber die Menschen sich so sehr in Städte und Dörfer zusammen drängen, so ists

sehr

sehr schwer, ihn auszuführen, weil man da jeden Fuß Land erkämpfen und erzanken muß. Wo aber neue Colonien angelegt werden, da kann man ihn leicht befolgen. Und es wäre zu wünschen, daß mehrere neue Pflanzörter, nach diesem Vorschlage angelegt würden. Da würden Laster, Krankheit und Feuer nicht mehr so schnell, wie bisher, um sich greiffen, und ein redlicher Hausvater könnte alsdann leichter sein Haus gegen dergleichen Uebel schützen. Viele tausend Aecker, die zeither wenig oder gar nicht benutzt wurden, weil sie von den Wohnungen der Menschen zu weit entfernt waren, könnten nun durch menschlichen Fleiß fruchtbar gemacht werden, und auf großen Strecken, die itzo von den Maulwürfen durchritten werden, könnten Kinder spielen, die itzo in enge Stuben eingekerkert sind.

Dem ohnlängst zu Erfurt verstorbenen Herrn Senior Beßler, folgte kurz darauf sein Herr Stiefkollege, der Herr Weyhbischof von Eckhard, in die Ewigkeit nach. Jener war Oberhaupt der lutherischen, dieser der katholischen Geistlichkeit. So lange diese Herren auf der Erde lebten, waren sie in Ansehung ihres Glaubens gar verschiedener Meynung. Was der eine für einen Grundartikel des Glaubens hielt, verwarf der andere als einen verdammlichen Irrthum, und jeder besorgte von dem andern, daß er ewig verdammt und verlohren seyn würde. Itzo werden sie wohl beyde einsehen, daß

der

der Weltrichter nicht sowohl frage, was man geglaubt, als vielmehr wie man gelebt habe. Er wird nicht sagen: ey du glaubiger Knecht: du hast 2 oder du hast 7 Sakramente geglaubet, deswegen gehe ein zu deines Herrn Freude, sondern er wird vielmehr sagen: ey du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen, ich will dich über viel setzen.

Nota. Wenn zwey Kinder in der Dämmerung sich streiten, ob eine gewisse Farbe grün oder blau sey, so hat wenigstens eines von beyden Unrecht und irret sich. Wenn nun der Vater dazukommt, was wird er thun? er wird seinen Beyfall dem geben, das richtig urtheilte. Wird er aber das irrende deswegen enterben, weil es grün für blau ansahe? Wenn freylich ein Kind gegen seine Ueberzeugung blos um von dem andern ein Paar Pfeffernüßchen zu bekommen, sagte, grün sey blau: so wäre dieß ein andrer Casus, der billig mit der Ruthe bestraft werden müßte.

Zur christlichen Hauspostille haben sich im Monat Junius folgende Personen gemeldet:

Herr	Hornäffer in Schmalkalden	2 Ex.
—	Schuchard in Schwerstedt	1
—	Cand. Reinhold in Mühlhausen	9
—	Witzmann in Louisenthal	3
—	Stud. Leister in Jena	1
—	v. Haller in Nürnberg	1
—	Wolf in Nürnberg	3
—	Keil in Dittelstedt	1
—	Herr Postverwalter Kleinenhagen in Herrenbreitungen	3
—	Pf. Salzmann zu Berlstedt	10
—	Pf. Warlich zu Lützenschneen	7
—	Stud. Kranold zu Göttingen	1
—	Pf. Scheibe zu Thalbürgel	6
	Summa	48.

Der Bote aus Thüringen.

Acht und zwanzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Das muß ich doch gleich untersuchen, sagte mein Herr, vielleicht kann ich heute noch ein gutes Werk thun. Er gieng also zur Wirthin, und fieng mit ihr folgendes Gespräch an.

Guten Morgen, Frau Wirthin, sind das ihre Kinder?

Wirthin. Das Gott erbarme! ja wohl! ja wohl!

V. A. Die scheinen ja krank zu seyn. Was fehlt ihnen denn?

W. Das weiß der barmherzige Gott? Sie essen und trinken, wie ein gesunder Mensch, und kriegen doch keine Kräfte; wir haben schon etliche Jahre an ihnen gedoctert, wir haben sie geräuchert, da ist aber immer keine Hülfe.

B. A. Und das Kind, das sie hier auf dem Arme hat, ist so gesund, so vergnügt? seh sie einmal, wie es lacht!

W. Wie lange wirds werden, so ist es eben so miserabel. Diese drey armen Würmchen waren sonst eben so munter, und nun muß ich solchen Jammer an ihnen sehen! Ach du barmherziger Gott! ich bin auch meines Lebens so müde, daß ich mir nicht einen Augenblick mehr zu leben wünsche. Was andere Leute für Freude an ihren Kindern haben — und ich — ich arme Frau, muß diese Mißgeburten, vom Morgen bis zum Abend, vor Augen sehen.

B. A. Es ist traurig! Aber woher muß es denn nur kommen?

W. Woher? Woher? ich weiß es wohl.

B. A. Darf ich es denn nicht auch wissen?

W. (heftig) Woher sollen die Kinder anders kommen, als vom Teufel. Ich setze meinen Kopf zum Pfande, das sind meine Kinder nicht. Sie sind ausgetauscht! Wechselbälge sind es!

B. A. Hum! der arme Teufel! der muß doch alles gethan haben! Alle Thorheiten, alle Narrenstreiche, die der Mensch begeht, alles Widrige, was ihm begegnet, wird dem armen Teufel zur Last gelegt. Der muß doch der allgemeine Packesel seyn. Ueber mich darf er sich aber nicht be-

schwe-

schweren, ich habe ihm noch nichts Schuld gegeben. Das habe ich dem Pfarrer zu danken, der mich zum Abendmahle präparirte. Der sagte immer zu mir, wenn du etwas Böses gethan hast, wenn dir etwas Widriges begegnet, so schiebe die Schuld davon ja nicht auf andere Leute, am wenigsten auf den Teufel! Suche die Ursache immer in dir selbst: so wirst du sie fast allemal finden, und du wirst auf diesem Wege immer vernünftiger und besser werden! Das habe ich nun immer gethan, und habe mich dabey wohl befunden. Wenn ich bisweilen einen albernen Streich machte: so schob ich die Schuld davon nicht auf den Teufel, sondern ich überlegte, wie ist doch das zugegangen, daß du auf diese Thorheit verfallen bist? da fand ich denn die Ursache davon immer in mir selbst, und dieß machte mich für die Zukunft vorsichtiger. Begegnete mir etwas Unangenehmes, so schob ich die Schuld davon nicht geradezu auf andere Menschen. Denn was würde es geholfen haben? es würde dadurch Erbitterung gegen sie bey mir entstanden, und ich selbst wäre immer bey meinem Fehler geblieben seyn. Ich suchte die Ursache vielmehr in mir selbst, fand sie, besserte mich, und so gieng hernach alles besser. Ich dächte, Frau Wirthin, sie machte es eben so!

W. Was sagen sie da? ich? ich ehrliche Frau, ich wäre an dem Unglücke dieser Kinder Schuld? die sind entweder vom Teufel selbst, oder doch von ihm durch eine alte Hexe behext worden.

V. A. Und wenn auch das wäre: was will sie mit dem Teufel anfangen? sie mag ihn vor geistliche oder weltliche Gerichte citiren lassen — er stellt sich nicht. Die Hexenprocesse nimmt die Regierung auch nicht mehr an —

W. Leider wahr! das ist eine Obrigkeit, das Gott erbarme! ich glaube, wenn ich krumm und lahm gehext würde, und meine Kühe gäben Blut, statt Milch, es krähete kein Hahn darnach.

V. A. Da sieht sie es also. Weder mit dem Teufel noch mit den Hexen ist etwas anzufangen. Wenn sie aber die Ursache von dem Elende dieser armen Kinder in sich selbst suchte — ja dann wäre schon etwas zu thun. Wenn sie die Ursache davon fände, so könnte sie dieselbe wegschaffen, und dann würde alles besser gehen.

W. Ey was! ich bin nicht Ursache dran. Ich lasse es, weiß es der liebe Gott! an nichts fehlen. Essen und Trinken haben die Würmer genug, warme Betten auch, an Arzney lasse ich es auch nicht mangeln. Was soll ich denn mehr thun? Der Herr hat gewiß noch keine Kinder gehabt.

gehabt. Er schwatzt, wie der Blinde von der Farbe. Es heißt bey mir:

Ach wie betrübt sind fromme Seelen
Allhier auf dieser Jammerwelt!

V. A. Ja, meine liebe Frau, wenn nur die frommen Seelen bisweilen auch etwas klüger wären, so würden sie auch weniger Betrübniß haben.

Die Wirthin wurde roth, wie ein Truthahn, stellte den Arm in die Seite, und wollte schon wieder etwas herauspoltern als eine Magd in die Stube trat, und einen großen Tigel voll Mehlbrey, der ganz in Butter schwamm, brachte, und auf den Tisch stellte, daß das Kind damit gefüttert würde. Die Wirthin riß ihn weg, fütterte das Kind damit, so lange bis es kotzte. Dann strich sie das Ausgekotzte dem Kinde wieder in den Mund, und da es nichts weiter nehmen wollte, legte sie es auf den Rücken, und strich so lange ein, bis der Tigel leer war.

Mein Herr stund dabey, und sagte kein Wort. Endlich wurde er heftig, fuhr auf und sagte: eben itzo ist der Teufel in ihr Kind gefahren.

W. Um Gottes Willen!

V. A. Ohne allen Spaß, er ist eben itzo hinein gefahren — in diesem Tiegel saß er.

W. Haben Sie ihn denn gesehen?

B. A. Ja ich habe ihn gesehen. Dieser Mehlkleister, den sie dem Kinde gab, der war der Teufel. Erstlich taugt Mehlbrey für Kinder nichts. Denn was soll dieß klebrigte Wesen im Magen? Hernach ist ja die überflüßige Butter wahres Gift. Wenn diese in den Magen kommt, so wird lauter Galle daraus. Drittens, welche verständige Seele wird denn einem Kinde so erschrecklich viel einpfropfen? Das mögen wohl fromme Seelen thun, aber fromme Seelen, die auch verständig sind, thun dieß warlich nicht. Diese füttern ein Kind nicht länger, als es Hunger merken läßt. Und eine Seele, die wirklich fromm ist, kann dieses auch nicht thun. Diese folgt ja der Stimme des Heylands, welcher ausdrücklich sagt: hütet euch, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Fressen. Wird denn aber bey dieser Art zu füttern nicht das Kind beschweret mit Fressen? wie kann denn da das arme Kind gesund bleiben? wenn es auch lauter gesunde Nahrungsmittel bekäme; wie ists denn möglich, daß der Magen eine solche ungeheure Menge verdauen kann? und noch überdieß solche schädliche Nahrungsmittel! Kleister — eine so ungeheure Menge Butter! das muß ja lauter verdorbene Säfte geben; wie kann denn aus verdorbenen Säften gesundes Blut entstehen?

Die

Die Wirthin wurde böse, warf den Löffel etwas heftig auf den Tisch und sagte: zum Henker! was soll ich denn meinem Kinde sonst zu essen geben? Wir sind arme Leute und haben kein Geld, daß wir die Kinder mit Austern füttern können.

Nun, sagte mein Herr, zwischen Mehlkleister und Austern giebt es doch noch allerley. Z. E. geriebene Semmelkrumen in Milch gekocht, oder Brey von Weizenkrütze, die, wie die verständigsten Aerzte versichern, den Kindern die beste Nahrung geben sollen.

Aber, fuhr die Wirthin fort, ich bin ja auch bey Mehlbrey erzogen worden.

Das glaub ich wohl, sagte mein Herr, vielleicht hat sie aber eben deswegen auf ihre Kinder eine schwächere Natur geerbt, die nun nicht mehr Kraft genug hat, den Mehlbrey zu verdauen.

Die Unterredung wurde wieder durch die Magd unterbrochen, welche eine Kanne voll Kaffee brachte, und auf den Tisch setzte. Die erste Tasse bekam wieder das Kind.

So giebt sie, fragte mein Herr, ihren Kindern auch Kaffee?

W. Ey freylich, täglich zweymal.

V. A. Und doch schreibt sie es dem Teufel zu, daß ihre Kinder die engliche Krankheit haben?

W. Je nun, warum denn nicht? Der Kaffee wird doch die Kinder nicht krank machen?

B. A. Wenigstens schwächt er sie. Das warme Getränke schwächt überhaupt den Magen. Es ist schlimm genug, daß die Alten, die sich einmal daran gewöhnet haben, es beybehalten müssen. Aber Kinder sollte man schlechterdings gar nicht dazu gewöhnen. Sorgt sie denn auch dafür, daß die Kinder sich nicht erkälten?

(Die Fortsetzung folgt.)

Für die Abgebrannten zu Kraula ist eingegangen:
Von H. H. N. ein Speciesthaler.
Von Bolstedt, im Mühlhäusischen, 4 Laubthaler.

In der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal sind folgende Bücher fertig geworden:

1. Auserlesene Gespräche des Botens aus Thüringen. Dieß ist ein Auszug aus den Gesprächen, die der Bote mit seinem Wirthe gehalten hat, die sich weder in Kluges, noch in Constants Lebensgeschichte, befinden. Kostet 8 Groschen.

2. Karl Gottfried Bauer, d. w. w. M. und Pfarrer zu Frohburg, über die Mittel, dem Geschlechtstriebe eine unschädliche Richtung zu geben. Eine, durch die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, gekrönte Preißschrift. Mit einer Vorrede und Anmerkungen von C. G. Salzmann. Dieß Buch ist für alle Hausväter wichtig, welche die Unkeuschheit von ihrer Familie entfernt wünschen. Es [illegible] Rthlr. 8 Groschen.

Der Bote
aus
Thüringen.

Neun und zwanzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Ey das wollte ich meynen, antwortete die Wirthin, den ganzen Tag werden sie im warmen Mantel getragen, des Nachts haben sie ihre weichen Federbetten, und, wenn es etwas kalt ist, gebe ich ihnen noch oben drein eine Wärmflasche.

V. A. Und bekommen doch die Englische Krankheit?

W. Wie Sie sehen.

V. A. Und ich habe so viele Kinder gekannt, die höchst selten im Mantel getragen wurden, die mehrentheils auf der Erde herumkrochen, so lange, bis sie stark genug waren, zu gehen, die unter leichten Decken schliefen, nie eine Mütze auf den Kopf brachten, und doch immer gesund und stark waren. Wie geht denn das zu?

W. Das weiß ich nicht.

B. A. Ich weiß es aber, daß Kinder, die von gesunden Eltern erzeugt sind, bey leichten, mäßigen Nahrungsmitteln erzogen, nicht übermäßig warm gehalten werden, und früh Erlaubniß haben, auf allen Vieren zu kriechen, die Englische Krankheit nicht bekommen. Nun kann sie es mit ihrem Kinde halten, wie sie will. Mir verschlägt es weiter nichts. Was ich ihr aber gesagt habe, das ist aus guter Meynung geschehen.

Mit diesen Worten verließ er die Wirthin, die ganz verstummt sitzen blieb.

Wir waren nicht lange wieder auf unserm Zimmer, als ein Postillion kam, und meinem Herrn einige Briefe brachte.

Das ist doch sonderbar, sagte ich, daß diese Briefe Sie hier finden. Wie geht denn dieß zu? Wie können denn die Leute, die diese Briefe geschrieben haben, wissen, daß Sie itzo hier sind?

Das geht, sagte mein Herr, ganz natürlich, ohne alle Hexerey, zu. Ich habe zuvor durch einen Brief mein Quartier in diesem Wirthshause bestellt, hernach habe ich meinen Freunden geschrieben, daß ich um diese Zeit in dieser Stadt, in diesem Wirthshause seyn würde. Auf diese Art konnten diese Briefe mich nicht verfehlen. Diese Vorsicht ist allen Reisenden nöthig. Wenn

sie an einen Ort kommen, wo sie sich eine Zeitlang aufhalten wollen: so müssen sie dieß sogleich ihren Freunden melden; oder, wenn sie die Stadt und das Quartier vorher wissen, das sie beziehen wollen, so muß es den Freunden auch geschrieben werden. Wer in starken Briefwechsel steht, der thut wohl, wenn er einen gewissen Mann bestimmt, an den alle Briefe gesendet werden, und der sie hernach weiter besorgt. Wenn ein Reisender dieß vernachläßigt, so kann große Unordnung daraus entstehen. Es können Dinge von Wichtigkeit vorfallen, die ihm nothwendig müssen gemeldet werden. Wie kann man dieß aber, wenn man nicht weiß, in welcher Gegend er sich aufhält? Ich bedaure also alle Menschen, die in ihrer Jugend nicht Schreiben gelernt haben. Diese sind nur halbe Menschen. Sie können sich mit niemanden unterhalten, als mit denen, die neben ihnen sitzen oder stehen, da hingegen derjenige, welcher gut schreiben gelernt hat, mit den entferntesten Personen sich besprechen kann.

Das fiel mir aufs Herz, ich hieng den Kopf, und dachte bey mir selbst, es wäre doch wohl gut, wenn du auch einmal an deinen Herrn Gevatter in Erfurt schriebest, wo du itzo wärest, und zugleich ein schön Compliment an seine Tochter bestelltest.

Mein Herr merkte es, daß ich in tiefen Gedanken war, lächelte und fragte: na Constant, wo sind die Gedanken?

J. In Erfurt. Ich dachte eben, daß es wohl gut seyn möchte, wenn ich an meinen Herrn Gevatter schriebe, und ihm meldete, wo ich mich itzo aufhielte.

V. A. Aha! an den Herrn Gevatter! doch wohl auch an die Jungfer Gevatterin?

J. Wenigstens will ich ein schönes Compliment an sie bestellen.

V. A. Da thut er wohl dran. Weiß er aber auch wohl, was er auf den Brief schreiben muß, wenn er richtig ankommen soll?

J. O ja, den Namen des Mannes, an den er gerichtet ist, seinen Stand, und den Namen der Stadt, in welcher er wohnet. An meinen Herrn Gevatter würde ich schreiben: An Herrn Kiebitz, Tuchmacher in Erfurt.

V. A. Weiß er denn gewiß, daß nur ein Tuchmacher in Erfurt wohnt, der diesen Namen führt?

J. Nicht doch, es sind ihrer mehrere, mein Herr Gevatter selbst hat etliche Brüder.

V. A. Wie kann denn da die Post wissen, an welchen sie den Brief abgeben soll?

J. Da müßt ich halt noch den Vornamen meines Herrn Gevatters hinzusetzen, und die Gasse, in welcher er wohnt.

V. A. Recht so! ich dachte, er wollte etwa schreiben: an Herrn Kiebitz, meinen lieben Herrn Gevatter. Warum wäre dieß wohl unschicklich?

J. Deswegen, weil der Postmeister nicht weiß, wer den Brief geschrieben hat, und bey wem ich Gevatter gewesen bin.

V. A. Ganz Recht. Alle die Bestimmungen auf den Ueberschriften, die sich bloß auf den beziehen, der den Brief geschrieben hat, sind unnütze, weil weder der Postmeister, noch der Briefträger, wissen kann, von wem der Brief geschrieben worden. Daher sind alle die Ueberschriften: an meinen lieben Sohn, meinen lieben Vater, meinen hochzuehrenden Herrn Schwager, ganz vergeblich. Denn wenn nun der Briefträger die Personen, an die der Brief gerichtet ist, nicht finden könnte, so müßte er in den Gassen umhergehen und fragen: Leute, könnt ihr mir nicht sagen, wer der liebe Sohn von der Person ist, die diesen Brief geschrieben hat? würde er nicht von allen Leuten deswegen ausgelacht werden? Da Erfurt eine große Stadt ist, und es nur ein Erfurt giebt, so kennt sie jeder Post-

 mei-

meister, und sorgt dafür, daß der Brief dahin befördert werde. Wenn es aber ein kleiner Ort, oder gar ein Dorf wäre, oder wenn es mehrere Städte gäbe, die den Namen Erfurt führten: so müßte doch auch wohl noch etwas hinzu gesetzt werden. Weiß er wohl was?

J. Doch wohl das Land, in welchem der Ort liegt.

V. A. Allerdings, oder auch die nächste bekannte Stadt, bey welcher er liegt. Giebts mehrere Oerter, die diesen Namen führen, so nennt man gemeiniglich den Fluß, der dabey fließt. So giebt es mehrere Städte, die Rotenburg heißen. Schreibt man nun nach einem Rotenburg, so setzt man den Namen des Flusses, an welchem es liegt, dazu, z. E. Rotenburg an der Fulda, oder an der Tauber, damit der Postmeister wisse, nach welchem Rotenburg er den Brief befördern solle. Besonders genau muß man sich ausdrücken, wenn man nach einem Dorfe schreibt, oder wenn man aus einem Dorfe in eine entfernte Gegend schreibt. Denn erstlich giebt es oft gar viele Dörfer, die einerley Namen führen, hernach sind auch gar viele so unbekannt, daß die wenigsten Menschen etwas von ihnen wissen. Deswegen ists gut, daß man sich die Dorfgeographie anschaffe, ein Buch, in welchem alle Dörfer Deutschlands aufgezeichnet,

net, und die Länder benennet sind, in welchen sie liegen, damit man sich daraus belehren kann, wenn man etwa einen Brief aus einem unbekannten Dorfe erhält. Doch ich plaudere zu lange, itzo will ich sehen, was in meinen Briefen steht.

Er las hierauf, dann schrieb er sogleich ein Paar Zeilen, die ich auf die Post tragen, und zugleich Postpferde auf den folgenden Tag bestellen mußte.

Da ich zurück kam, war er etwas unruhig, und sagte: lieber Constant, wenn er länger bey mir bleiben will, so muß er nun von Deutschland Abschied nehmen. Morgen geht es nach Holland, und von da nach Amerika, und zwar nach Holland mit Extrapost. Das Reisen zu Fuße hat zwar seinen großen Nutzen, weil man sich auf denselben am besten umsehen, und alles recht genau betrachten kann. Allein wenn man nothwendige Geschäffte hat, wie ich, so ist das beste, wenn man mit Extrapost reiset.

Nun setzten wir uns beyde, und schrieben zusammen zwölf Briefe, mein Herr elfe und ich einen. Und doch war mein Herr mit seinen elf Briefen eher fertig, als ich mit meinem einzigen. Dieß mochte theils daher kommen, weil ich mich im Schreiben noch nicht hinlänglich geübt hatte, theils weil man gewöhnlich in einem Briefe vieles

Knoblauch geschnitten war, eingeweicht, ehe sie ihn aussäeten.

B. Das Mittel ist freylich nicht weit her. Denn wenn auch die Erdflöhe den Mistlaken und Knoblauchsgeruch nicht vertragen können, wie lange wird denn wohl dieser Geruch in den aufgegangenen Pflänzchen bleiben? Ich glaube nicht über 3 bis 6 Tage. Allein nach meinen Erfahrungen lassen sie sich auch nicht einmal durch den Geruch des Knoblauchs abhalten; denn sie sitzen dick voll auf den Kohl- und Krautspflanzen, die man um sie abzuhalten, mit Knoblauch umgeben hat. Das ist freylich wahr, daß dergleichen eingequellter Saame bey guter Witterung stark wächst, und die aufgegangene Pflanze nicht so viel von den Erdflöhen zu leiden haben; allein deswegen verlassen sie ein solches Beet oder Feld nicht, sondern sie können uns weniger schaden, da sie nicht so viel abfressen können, als zuwächst.

W. Andere riethen, man sollte den Saamen in Ruß einweichen oder eine Lauge von Asche oder besser Tobacksasche machen, darunter etwas Schwefel mischen und die zarten Pflanzen damit begießen, oder Wermuthwasser, Weinessig oder Baumöhl nehmen und die Pflanzen von Zeit zu Zeit damit besprengen.

B. Gegen diese Mittel habe ich nichts, allein wie will man sie in großen anwenden können,

ven. Für einzelne Beete ließ sich wohl so viel Lauge machen, als man zu Einweichung des Saamens, oder Besprengung der Pflanzchen brauchte, allein für Rüben- oder Flachsäcker ist die Sache unmöglich anwendbar, da müßte ja die Lauge in Fässern beygeführt werden, wenn man nur einen halben Acker begießen oder auch nur ansprengen wolte. Und wievielmal wäre dieß nöthig, da ein starker Thau oder mäßiger Regen so gleich alles wieder wegspült. Und wenn man vollends Tobacksasche, Weyhrauch, Schwefel, Weinessig, oder gar Baumöhl nehmen wolte, wie theuer sollten einen so einige Aecker Kraut, Flachs oder Rüben nicht zustehen kommen?

W. Andere, die die Unmöglichkeit dieses Mittels einsahen, riethen daß man die Lein Kohl- oder Rübensaat mit trockner Asche, Schwefel, Ruß, Kohlenstaub, Hühner- Tauben- oder klaren Pferdemist bestreuen und dieß, so oft ein Regen gefallen, aufs neue wiederholen solle.

B. Diese sind meiner Einsicht nach der Sache am nächsten gekommen.

W. Das glaub ich auch; allein wer hat so viel von den angezeigten Dingen, daß er sein ganzes Flachs oder Rübenfeld nicht nur ein- sondern mehrmalen mit Asche, Tauben- und Hühnermist, Gerberlohe, und dergleichen bestreuen kann.

B. Und wer dergleichen Dinge, die der beste Dünger sind, in Menge gesammlet hat, wird auch lieber damit seine Wiesen, Gärten und Felder ordentlich düngen, als seine schon gedüngten Rüben: Kraut und Leinäcker, mit dieser kostbaren Düngung zu wiederholtenmalen bestreuen.

W. Einige haben sich auch dadurch zuhelfen gesucht, daß sie alles noch einmal so dick säeten, um die Hälfte davon den Erdflöhen Preiß geben zu können. Allein diesen gieng es, wie jenem Pachter, der das Korn und den Waizen deswegen dicker säen ließ, damit die Feldmäuse im Winter hinlängliche Nahrung hätten und ihn alsdann seinen gehörigen Theil übrig ließen; diese machten es aber nicht so accurat, wie ers haben wollte, sondern fraßen ihn manche Flecken ganz leer, und manche ließen sie unberührt.

B. Ich habe auch neuerlich in einem ökonomischen Buche gelesen, daß man unter den Lein Rüben, und unter die Rüben Erbsen säen, die Erbsen aber vorhero einquellen solle, damit sie früher als die Rüben aufgiengen; die Erdflöhe würden sich alsdann an die früher aufgehenden Rüben und Erbsen machen, und dort den Lein und hier die Rüben unberührt lassen.

Allein diesem Mittel traue ich ebenfalls nicht viel zu. Denn wer will denn die Erdflöhe zwin-

gen, daß sie statt der jungen Rüben die jungen Erbsen, die ihnen nicht so gut schmecken, und statt des Flachs junge Rüben fressen sollen; — wenigstens werden sie sich von letztern das eine so gut schmecken lassen, wie das andere, und also nur das stehen lassen, was ihnen nicht schmeckt, oder was sie nicht aufzehren können.

W. Von meinen Beeten und Kohlpflanzen habe ich sie doch auf eine ähnliche Art abgehalten.

B. Und wie?

W. Ich besäete meine Pflanzenbeete rund um mit Gartenkresse, deren Geschmack sie allen andern Pflanzen vorziehen, an diese machten sie sich nun in großer Menge, und ließen mir meine Kohlpflanzen stehen. Freylich kamen auch welche zu diesen, allein diese trieb ich dadurch zu ihren bestimmten Futter: daß ich sie in den heißen Mittagsstunden zuweilen begoß oder, wenn es geregnet hatte, mit Asche bestreute. Beydes ist den Erdflöhen höchst zuwider, und ich habe dadurch meine Pflanzen erhalten, da sie andern Leuten mit Stumpf und Stiel abgefressen wurden.

B. Das läßt sich hören. Nässe und Asche sind auch die Hauptmittel, wodurch diese Thiere vertrieben werden können. Der Nässe und Kälte bedient sich die Natur selbst, um sie zu vertilgen; denn wenn es anhaltende und kalte Regen giebt,

 so

so findet man sie alle auf der Erde tod liegen, und spürt nach der Zeit bey dem schönsten Wetter nur wenige oder gar keine wieder. So empfindlich aber diesen Insekten das Wasser ist, so empfindlich ist ihnen auch der Staub; denn die Asche, die dasselbe und noch besser thut, ist auf Aeckern zu kostbar. Wenn man daher nach dem Regen über die zarten Rüben- Lein- und Krautpflanzen trockenen feinen Staub aus einem Säetuche säet, so wird man finden, daß man wenigstens die Erdflöhe auf einen bis zwey Tage davon abhält, und wenn man damit fortfährt, sie gar tödet, oder doch wenigstens wegtreibt.

W. Das wäre ja ein leichtes Mittelchen.

B. Allerdings. Und weiß er, wie ich darauf gekommen bin?

W. Nun wie denn?

B. Ich säete vor zwey Jahren Lein und Rüben an die Landstraße, welche täglich befahren und mit dem Vieh betrieben wird, und zwar nach Morgen zu. Da nun die Luft und der Wind mehrentheils vom Abend kömmt, so führte derselbe allen aufgeregten Staub eine Strecke weit auf die aufgegangenen Flachs- und Rübenpflanzen, und da sahe ich denn augenscheinlich, daß, so weit der Staub geflogen war, wenig oder gar keine Erdflöhe aufkamen.

W. Das laß ich gelten.

B. Ich

B. Ich halte daher seit der Zeit dieß für das beste Mittel zur Vertilgung der Erdflöhe, daß man auf dem Lein- und Rübenlande, so bald die zarten Pflanzen aufzugehen anfangen, und man diese Insekten bemerkt, alle Morgen, wenn der Thau gefallen ist, oder wenn es Vormittags regnen sollte, auch Nachmittags trockenen Staub, den man aus den Wegen und Straßen nimmt, oder beym Regenwetter im Hause in Vorrath haben muß, ziemlich dicke ausstreuet. Diese Arbeit hat man höchstens acht Tage nöthig; denn binnen dieser Zeit werden die Pflanzen so stark, daß die Erdflöhe den Herzblättern nicht so leicht mehr schädlich werden können. Trockne Asche thut freylich, wie gesagt, noch bessere Dienste; allein sie ist zu kostbar, als daß man sie acht Tage hintereinander täglich aussäen könnte. Bey diesem Mittel büßt der Landmann nichts ein, als alle Tage eine Stunde Zeit, wo er zwey bis drey Aekker mit Staube bestreuen kann, gewinnt aber dabey sehr viel. Denn der Schade ist zuweilen unbeschreiblich groß, den diese Insekten vom April an bis zum September in Gärten und auf dem Felde anrichten.

Herr Beutler in Suhl, hat mich, nach Lesung der Aufforderung an ihn im 27 Stük-

ke des Boten aus Thüringen Seite 421, schriftlich ersucht, die Leser zu benachrichtigen, „daß seinem Plane zu einem Feuerbüchlein „für Hausväter und Schullehrer, wobey die Gla„serschen Schriften zum Grunde gelegt waren, „die Herren, von Rochow, Weiße und Salz„mann schon vor mehreren Jahren ihren Beyfall „gegeben und dem Verfasser manche Verbesserung „mitgetheilt haben; daß die Arbeit auch größten„theils vollendet, aber die Schrift selbst bis izt „bloß deswegen no , nicht erschienen sey, weil er, „um sie so gut und brauchbar, als nur möglich, „zu machen, bey vollkommener Muße die ihm we„gen anderer schon früher unternommenen schrift„stellerischen Arbeiten bisher fehlte, die lezte Hand „daran habe legen wollen; daß er aber izt alle „Hoffnung habe, nun ehestens seine Arbeit dem „Publikum vorzulegen, und sich schmeichele, da„durch einen Beytrag zu Verminderung des wah„ren menschlichen Elendes zu liefern." — Bis dahin, glaube ich, folgendes Büchlein recht sehr empfehlen zu dürfen: D. Ploucquets Mittel, Gebäude unverbrennlich zu machen, sammt andern Anstalten gegen die Feuersbrünste. Tübingen bey Cotta, 1791. (6 Gr.).

C. L. Lenz.

Der Bote aus Thüringen.

Ein und dreyßigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Da wir auf die nächste Station kamen, fanden wir schon wieder Pferde und Wagen bereit, in welchen wir sogleich stiegen, nach dem wir uns ein Butterbrod und ein Glas Wasser hatten reichen lassen. So gieng es auf allen Stationen. Allenthalben fanden wir Pferde und Wagen bereit, speißten, tranken und schliefen im Wagen

Auf diese Art kamen wir sehr schnell fort, und ich lernte bey dieser Gelegenheit, was das Postwesen für eine herrliche Einrichtung sey. Mein Herr machte mich auch darauf aufmerksam und sagte: das Postwesen ist eine der herrlichsten Erfindungen, die dem menschlichen Verstande Ehre macht. Seitdem die Posten sind zu Stande gekommen, kann ein thätiger Mensch zehnmal mehr wirken, als ehedem. Von seiner Stube

les wieder ausstreicht und umändert, der an einen Herrn Gevatter gerichtet ist, welcher — eine hübsche Tochter hat.

Da ich fertig war, fragte ich: wohin soll denn mein Gevatter die Antwort an mich schicken? Mein Herr nannte mir einen Kaufmann in Amsterdam, an den die Briefe für mich eingeschlagen, und darauf angemerkt werden sollte, daß ich in Diensten des Herrn von Assof sey. Diesem Kaufmanne würde er von Zeit zu Zeit melden, wo er sich aufhalte, und dieser würde dafür sorgen, daß sie ihm überschickt würden. Nun mußte ich noch einige Servelatwürste und Bouteillen Wein einpacken und dann begaben wir uns zur Ruhe.

Den andern Morgen, bald früh, stunden wir auf, und setzten uns, nachdem wir, wie gewöhnlich, für Seele und Leib gesorget hatten, in den Postwagen und fuhren ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

In der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal ist fertig geworden: Constants curiose Lebensgeschichte und sonderbare Fatalitäten, ein Buch fürs Volk, besonders für Handwerksbursche, von C. G. Salzmann. Erster Theil, mit Bildern. Dieß Buch kostet 10 gute Groschen, und ist, so wie die, im vorigen Stücke benannten, Bücher, in der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, und in allen Buchläden, zu haben.

Der Bote
aus
Thüringen.

Dreyßigstes Stück.

1791.

Von den Erdflöhen und deren Vertilgung.

Wirth. Bote.

W. Es ist gut, daß er kömmt, Herr Gevatter, vielleicht weiß er ein Mittel, um meine weiße Rüben und Flachs vor den Erdflöhen zu retten. Diese schädliche Käferchen haben dieses Jahr hier so überhand genommen, daß sie fast alle Kohl- und Krautspflanzen abgefressen, und jetzt machen sie sich auch über den Flachs und die weiße Rüben her. Wir haben hier alles mögliche versucht, um diese schlimmen Gäste loszuwerden, aber es will nichts anschlagen.

B. Nun was habt ihr denn vor Gegenmittel gebraucht?

W. Einige Leute haben den Kohl und Krautsaamen, auch den Lein und Rübesaamen etliche Tage in Mistlacke oder in Wasser, worein

Knoblauch geschnitten war, eingeweicht, ehe sie ihn aussäeten.

B. Das Mittel ist freylich nicht weit her. Denn wenn auch die Erdflöhe den Mistlaken und Knoblauchsgeruch nicht vertragen können, wie lange wird denn wohl dieser Geruch in den aufgegangenen Pflänzchen bleiben? Ich glaube nicht über 3 bis 6 Tage. Allein nach meinen Erfahrungen lassen sie sich auch nicht einmal durch den Geruch des Knoblauchs abhalten; denn sie sitzen dick voll auf den Kohl- und Krautspflanzen, die man um sie abzuhalten, mit Knoblauch umgeben hat. Das ist freylich wahr, daß dergleichen eingequellter Saame bey guter Witterung stark wächst, und die aufgegangene Pflanze nicht so viel von den Erdflöhen zu leiden haben; allein deswegen verlassen sie ein solches Beet oder Feld nicht, sondern sie können uns weniger schaden, da sie nicht so viel abfressen können, als zuwächst.

W. Andere riethen, man sollte den Saamen in Ruß einweichen oder eine Lauge von Asche oder besser Tobacksasche machen, darunter etwas Schwefel mischen und die zarten Pflanzen damit begießen, oder Wermuthwasser, Weinessig oder Baumöhl nehmen und die Pflanzen von Zeit zu Zeit damit besprengen.

B. Gegen diese Mittel habe ich nichts, allein wie will man sie in großen anwenden können.

nen. Für einzelne Beete ließ sich wohl so viel Lauge machen, als man zu Einweichung des Saamens, oder Besprengung der Pflanzchen brauchte, allein für Rüben- oder Flachsäcker ist die Sache unmöglich anwendbar, da müßte ja die Lauge in Fässern beygeführt werden, wenn man nur einen halben Acker begießen oder auch nur ansprengen wolte. Und wie vielmal wäre dieß nöthig, da ein starker Thau oder mäßiger Regen so gleich alles wieder wegspült. Und wenn man vollends Tobacksasche, Weyhrauch, Schwefel, Weinessig, oder gar Baumöhl nehmen wolte, wie theuer sollten einen so einige Aecker Kraut, Flachs oder Rüben nicht zustehen kommen?

W. Andere, die die Unmöglichkeit dieses Mittels einsahen, riethen daß man die Lein- Kohl- oder Rübensaat mit trockner Asche, Schwefel, Ruß, Kohlenstaub, Hühner- Tauben- oder klaren Pferdemist bestreuen und dieß, so oft ein Regen gefallen, aufs neue wiederholen solle.

B. Diese sind meiner Einsicht nach der Sache am nächsten gekommen.

W. Das glaub ich auch; allein wer hat so viel von den angezeigten Dingen, daß er sein ganzes Flachs oder Rübenfeld nicht nur ein- sondern mehrmalen mit Asche, Tauben- und Hühnermist, Gerberlohe, und dergleichen bestreuen kann.

B. Und wer dergleichen Dinge, die der beste Dünger sind, in Menge gesammlet hat, wird auch lieber damit seine Wiesen, Gärten und Felder ordentlich düngen, als seine schon gedüngten Rüben: Kraut und Leinäcker, mit dieser kostbaren Düngung zu wiederholtenmalen bestreuen.

W. Einige haben sich auch dadurch zuhelfen gesucht, daß sie alles noch einmal so dick säeten, um die Hälfte davon den Erdflöhen Preiß geben zu können. Allein diesen gieng es, wie jenem Pachter, der das Korn und den Waizen deswegen dicker säen ließ, damit die Feldmäuse im Winter hinlängliche Nahrung hätten und ihn alsdann seinen gehörigen Theil übrig ließen; diese machten es aber nicht so accurat, wie ers haben wollte, sondern fraßen ihn manche Flecken ganz leer, und manche ließen sie unberührt.

B. Ich habe auch neuerlich in einem ökonomischen Buche gelesen, daß man unter den Lein Rüben, und unter die Rüben Erbsen säen, die Erbsen aber vorhero einquellen solle, damit sie früher als die Rüben aufgiengen; die Erdflöhe würden sich alsdann an die früher aufgehenden Rüben und Erbsen machen, und dort den Lein und hier die Rüben unberührt lassen.

Allein diesem Mittel traue ich ebenfalls nicht viel zu. Denn wer will denn die Erdflöhe zwin-

gen, daß sie statt der jungen Rüben die jungen Erbsen, die ihnen nicht so gut schmecken, und statt des Flachs junge Rüben fressen sollen; — wenigstens werden sie sich von letztern das eine so gut schmecken lassen, wie das andere, und also nur das stehen lassen, was ihnen nicht schmeckt, oder was sie nicht aufzehren können.

W. Von meinen Beeten und Kohlpflanzen habe ich sie doch auf eine ähnliche Art abgehalten.

B. Und wie?

W. Ich besäete meine Pflanzenbeete rund um mit Gartenkresse, deren Geschmack sie allen andern Pflanzen vorziehen, an diese machten sie sich nun in großer Menge, und ließen mir meine Kohlpflanzen stehen. Freylich kamen auch welche zu diesen, allein diese trieb ich dadurch zu ihren bestimmten Futter, daß ich sie in den heißen Mittagsstunden zuweilen begoß oder, wenn es geregnet hatte, mit Asche bestreute. Beydes ist den Erdflöhen höchst zuwider, und ich habe dadurch meine Pflanzen erhalten, da sie andern Leuten mit Stumpf und Stiel abgefressen wurden.

B. Das läßt sich hören. Nässe und Asche sind auch die Hauptmittel, wodurch diese Thiere vertrieben werden können. Der Nässe und Kälte bedient sich die Natur selbst, um sie zu vertilgen; denn wenn es anhaltende und kalte Regen giebt,

so findet man sie alle auf der Erde tod liegen, und spürt nach der Zeit bey dem schönsten Wetter nur wenige oder gar keine wieder. So empfindlich aber diesen Insekten das Wasser ist, so empfindlich ist ihnen auch der S t a u b; denn die Asche, die dasselbe und noch besser thut, ist auf Aeckern zu kostbar. Wenn man daher nach dem Regen über die zarten Rüben- Lein- und Krautpflanzen trockenen feinen Staub aus einem Säetuche säet, so wird man finden, daß man wenigstens die Erdflöhe auf einen bis zwey Tage davon abhält, und wenn man damit fortfährt, sie gar tödet, oder doch wenigstens wegtreibt.

W. Das wäre ja ein leichtes Mittelchen.

B. Allerdings. Und weiß er, wie ich darauf gekommen bin?

W. Nun wie denn?

B. Ich säete vor zwey Jahren Lein und Rüben an die Landstraße, welche täglich befahren und mit dem Vieh betrieben wird, und zwar nach Morgen zu. Da nun die Luft und der Wind mehrentheils vom Abend kömmt, so führte derselbe allen aufgeregten Staub eine Strecke weit auf die aufgegangenen Flachs- und Rübenpflanzen, und da sahe ich denn augenscheinlich, daß, so weit der Staub geflogen war, wenig oder gar keine Erdflöhe aufkamen.

W. Das laß ich gelten.

B. Ich

B. Ich halte daher seit der Zeit dieß für das beste Mittel zur Vertilgung der Erdflöhe, daß man auf dem Lein- und Rübenlande, so bald die zarten Pflanzen aufzugehen anfangen, und man diese Insekten bemerkt, alle Morgen, wenn der Thau gefallen ist, oder wenn es Vormittags regnen sollte, auch Nachmittags trockenen Staub, den man aus den Wegen und Straßen nimmt, oder beym Regenwetter im Hause in Vorrath haben muß, ziemlich dicke ausstreuet. Diese Arbeit hat man höchstens acht Tage nöthig; denn binnen dieser Zeit werden die Pflanzen so stark, daß die Erdflöhe den Herzblättern nicht so leicht mehr schädlich werden können. Trockne Asche thut freylich, wie gesagt, noch bessere Dienste; allein sie ist zu kostbar, als daß man sie acht Tage hintereinander täglich aussäen könnte. Bey diesem Mittel büßt der Landmann nichts ein, als alle Tage eine Stunde Zeit, wo er zwey bis drey Aekker mit Staube bestreuen kann, gewinnt aber dabey sehr viel. Denn der Schade ist zuweilen unbeschreiblich groß, den diese Insekten vom April an bis zum September in Gärten und auf dem Felde anrichten.

Herr Beutler in Suhl, hat mich, nach Lesung der Auffoderung an ihn im 27 Stük-

ke

ke des Boten aus Thüringen Seite 422, schriftlich ersucht, die Leser zu benachrichtigen, „daß seinem Plane zu einem Feuerbüchlein „für Hausväter und Schullehrer, wobey die Glaserschen Schriften zum Grunde gelegt waren, „die Herren, von Rochow, Weiße und Salzmann schon vor mehreren Jahren ihren Beyfall „gegeben und dem Verfasser manche Verbesserung „mitgetheilt haben; daß die Arbeit auch größtentheils vollendet, aber die Schrift selbst bis izt „bloß deswegen noch nicht erschienen sey, weil er, „um sie so gut und brauchbar, als nur möglich, „zu machen, bey vollkommener Muße die ihm wegen anderer schon früher unternommenen schriftstellerischen Arbeiten bisher fehlte, die letzte Hand „daran habe legen wollen; daß er aber izt alle „Hoffnung habe, nun ehestens seine Arbeit dem „Publikum vorzulegen, und sich schmeichele, dadurch einen Beytrag zu Verminderung des wahren menschlichen Elendes zu liefern." — Bis dahin, glaube ich, folgendes Büchlein recht sehr empfehlen zu dürfen: D. Ploucquets Mittel, Gebäude unverbrennlich zu machen, sammt andern Anstalten gegen die Feuersbrünste. Tübingen bey Cotta, 1791. (6 Gr.).

C. L. Lenz.

Der Bote
aus
Thüringen.

Ein und dreyßigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Da wir auf die nächste Station kamen, fanden wir schon wieder Pferde und Wagen bereit, in welchen wir sogleich stiegen, nach dem wir uns ein Butterbrod und ein Glas Wasser hatten reichen lassen. So gieng es auf allen Stationen. Allenthalben fanden wir Pferde und Wagen bereit, speißten, tranken und schliefen im Wagen

Auf diese Art kamen wir sehr schnell fort, und ich lernte bey dieser Gelegenheit, was das Postwesen für eine herrliche Einrichtung sey. Mein Herr machte mich auch darauf aufmerksam und sagte: das Postwesen ist eine der herrlichsten Erfindungen, die dem menschlichen Verstande Ehre macht. Seitdem die Posten sind zu Stande gekommen, kann ein thätiger Mensch zehnmal mehr wirken, als ehedem. Von seiner Stube

aus, kann er sich mit den entferntesten Menschen unterhalten, und, so bald er will, mit größter Geschwindigkeit, von einer Provinz zur andern fliegen.

Da wir in Amsterdam ankamen, gieng mein Herr zu einem Kaufmanne, wo er schon alles zu seiner Abreise eingepackt fand, und die Nachricht erhielt, daß das Schiff, auf welchem er nach Amerika reisen sollte, den andern Tag abgehen würde. Den folgenden Morgen also machten wir uns reisefertig, bestiegen das Schiff und fuhren fort, nach Amerika zu.

Ich machte schrecklich große Augen, da ich das große Schiff und das viele Wasser sahe, und that deswegen tausend Fragen an meinen Herrn, die er mir auch alle recht freundlich beantwortete. Es währete aber nicht gar lange, so vergieng mir das Fragen und ihm das Antworten; wir fiengen an zu taumeln, wie wenn wir betrunken wären, mußten alles aus dem Leibe herausbrechen — kurz wir bekamen beyde die Seekrankheit so stark, daß wir drey Tage höchstelend darnieder lagen. Nach und nach kamen wir wieder zu unsern Kräften, und freueten uns beyde über das viele Neue, das wir sahen.

Einmal ließen wir uns im Schiffe herumführen, alle Theile desselben benennen, und uns sagen,

sagen, warum sie da wären. Da bekam ich Dinge zu sehen und zu hören, an die ich zuvor in meinem Leben nicht gedacht hatte. Ich wollte es alles in meinem Tagebuche niederschreiben, aber es war mir noch alles zu neu und zu viel, daß ich nicht wußte, wo ich anfangen, und wie ich alles ausdrücken sollte. Vielleicht hätte ich aber doch noch etwas zu Stande gebracht, wenn mich mein Herr nicht auf das Verdeck gerufen hätte.

Constant, sagte er, und drückte mir die Hand, wie ist ihm zu Muthe?

Ich bin, antwortete ich, ganz verwirrt im Kopfe. So viele Kunst, so viele Ordnung, hätte ich doch wahrhaftig nicht in einem Schiffe gesucht. Wer hat denn, fragte ich, diese Schiffe erfunden?

V. A. Dieß ist eine Frage, die ich dir nicht beantworten kann. Wohl tausend Menschen haben daran erfunden. Wer es zuerst gewagt hat zu schiffen, weiß ich nicht, weil dieß vermuthlich in den Zeiten geschehen ist, wo die Menschen noch nicht schreiben und lesen konnten. Von alle dem, was in jenen alten Zeiten sich zugetragen hat, weiß man wenig oder nichts mehr, weil niemand da war, der es für die Nachwelt aufschreiben konnte. Vermuthlich war das erste

Schiff bloß ein Baum, auf welchem ein Wage-hals versuchte, von dem einen Ufer des Stroms nach dem andern zu schwimmen. An diesem Baume haben hernach die Nachkommen etliche tausend Jahre gebessert, und bald dieses, bald jenes, hinzugesetzt, bis die Schiffarth endlich zu der Vollkommenheit gediehen ist, in der sie sich itzo befindet. Das ist gar eine weise Einrichtung Gottes, daß die Erfindungen, die ein Mensch macht, nicht leicht verlohren gehen, sondern sich von einem Jahrhunderte zum andern fortpflanzen, und immer vollkommner werden. Von einer Erfindung eines alten Erzvaters, von dessen Körper kein Stäubchen mehr vorhanden ist, rührt das Schiff her, auf dem wir itzo fahren. Welches gefällt ihm denn besser, das Alte, oder das Neue?

J. Ey nothwendig das Neue.

V. A. Da sieht er also, daß die Leute Unrecht haben, die sprechen: die Neuerungen taugen nichts. Die Neuern, wenn sie anders fleißig sind, und etwas lernen, müssen von rechtswegen immer klüger seyn, als die Alten, die in den vorigen Zeiten lebten, weil sie nicht nur das benutzen können, was die Alten erfunden haben, sondern auf die Erfindungen der Alten fortbauen, und noch mehr erfinden können.

J. Sa-

J. Sagen Sie mir aber doch nur, wie die Menschen auf alle diese Einfälle gekommen sind?

V. A. Die Noth hat sie mehrentheils dazu gebracht. Wenn der Mensch immer im Lehnstuhle sitzt, und voll auf zu Essen und zu Trinken hat, so denkt er an keine Erfindungen, und fast alle seine Kräfte schlummern, die Kraft des Magens ausgenommen. Aber wenn die Noth eintritt, wenn Sturm entsteht, der sein Schiff von einer Klippe zur andern wirft, wenn eine Welle nach der andern ihn zu bedecken droht, dann werden alle seine Kräfte geweckt, und angestrengt — und er erfindet in der Angst oft ein Mittel, an welches er im Stande der Ruhe nie würde gedacht haben. Noth, pflegt man zu sagen, lehrt beten, man sollte aber auch hinzusetzen: Noth lehrt erfinden. Wenn man den Ursprung aller Erfindungen untersuchen könnte, so würde man gewiß bemerken, daß die mehresten durch die Noth sind veranlaßt worden. Seit der Zeit, daß ich diesen Glauben habe, bin ich weit ruhiger, als sonst. Sonst, wann ein schweres Gewitter angezogen kam, wann ich von Stürmen, Schlossen, Erdbeben u. d. g. hörete, zitterte ich vor Angst, und sahe dieß alles für göttliche Strafgerichte an. Itzo aber bin ich bey allen solchen fürchterlichen Begebenheiten, ganz ruhig. Wann

 ich

ich höre, daß ein Land oder eine Familie sich in großer Noth befinde, so denke ich allemal — itzo will der gute Menschenvater seine Kinder gewiß einmal eine neue nützliche Erfindung lehren. Dann wird mirs so wohl ums Herz, und ich behalte den lieben Gott im Hagelwetter so lieb, als er mir bey einem warmen Frühlingsregen ist.

J. Da sollte man aber meynen, daß beständig etwas Neues erfunden würde. So ists aber nicht. Ich habe Leute genug gekannt, die die größte Noth litten, und doch immer nichts erfanden. Woher kommt denn das?

B. A. Das kommt von ihrer Muthlosigkeit. Wenn der Mensch in der Noth freylich die Hände über dem Kopfe zusammen schlägt, und heult und schreyt — da wird er nichts erfinden. Wer heißt ihm denn aber, daß er wie ein kleines Kind sich betragen soll? In der Noth schlage man die Hände nicht über dem Kopfe zusammen, heule und schreye auch nicht, sondern schweige fein stille, denke mit dem Kopfe nach, und brauche seine Hände, so wird Gott gewiß helfen, und uns allerley neue Mittel zeigen, wie man seine Umstände verbessern kann.

Itzo schwieg mein Herr, und wir sahen hin in die weite See. Das war ein gar herrlicher Anblick. Nichts als Himmel und Wasser sahen wir.

wir. Man denke, wie bey so einem Anblicke einem Menschen wie mir, der in seinem Leben von dem festen Lande noch nicht weggekommen war, zu Muthe seyn mußte! Da ich eine Zeitlang ganz stumm da gestanden hatte, rief mein Herr: Constant! seh er einmal an meinem Finger dorthin, wo der Himmel auf dem Meere aufzuliegen scheint. Sieht er nichts?

Ja, antwortete ich, ich sehe ein Paar schwarze Punkte. Was ist das?

Wir wollen es bald sehen, antwortete mein Herr. Nach einigen Minuten holete er ein Fernrohr hervor, durch welches man sehr weit sehen konnte, sahe durch, gab es mir, ließ mich auch durch sehen, und fragte hernach: wofür hält er jene Punkte, die ich ihm zeigte?

J. Mir kommt es vor, als wenn es Mastbäume und Seegel wären.

V. A. Mir auch. Wenn aber Mastbäume und Seegel da sind, so müssen ja auch wohl Schiffe da seyn. Sieht er sie?

J. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so sehe ich kein Schiff.

V. A. Wie geht denn das zu?

J. Ich glaube, weil die Schiffe noch zu weit von uns entfernt sind: so kann man sie nicht sehen.

V. A.

V. A. Gut. Woher kommts denn aber, daß man die Mastbäume und Seegel sieht? die sind ja eben so weit von uns entfernt, als die Schiffe.

J. Das weiß ich doch wirklich nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die christliche Hauspostille haben im Monat Julius folgende Personen verlangt:

Herr	Langmasius in Eisenach	2 Ex.
—	Schulm. Wohlfahrt in Burgwerben	4
—	Carl Friedr. Hartig in Chemnitz	12
—	Botenmeister Bechstein in Altenburg	1
—	Schulm. Büchfeld in Dobitschen	1
—	Pfr. Thilo in Hochheim	2
—	Schulm. Brehm das.	1
—	Trompetor Schmid das.	1
—	Joh. Christoph Thilo Berleß das.	1
—	Joh. Michael Döring das.	1
—	Pfarrer Catterfeld zu Tambach	1
—	Kaufmann Reinhard zu Gotha	1
—	Cant. Heller zu Herrenbreitungen	4
—	Cand. Berlett zu Gotha	1
—	Bonsack zu Gotha	1
—	Schulm. Wagner in Weiler	1
—	Rect. Weingärtner in Erfurt	2
—	Cand. Krämer in Nürnberg	6
—	M. Lenz in Celle	2
	Summa	45

Der Bote
aus
Thüringen.

Zwey und dreyßigstes Stück.

1791.

Bote. Wirth.

W. Ists denn wahr, Herr Gevatter, daß in England das Rebelliren auch losgeht?

B. Ach leider! leider! in Birmingham, einem volkreichen Orte, wo ansehnliche Fabriken sind, hat der Pöbel sich zusammen gerottet, über hundert Häuser geplündert, 60 verbrannt, die Kirche der Presbyterianer, und das Haus des rechtschaffnen, gelehrten, Predigers Priestley geplündert und angesteckt. Der Prediger selbst ist, mit genauer Noth, der Wuth entgangen.

W. Je du barmherziger Gott! schlimmer kann es ja in der Türkey nicht zugehen. Was hat denn nur die Leute auf den tollen Gedanken gebracht?

B. Das ist eine sehr vernünftige Frage, Herr Gevatter. So oft man hört, daß irgend

wo ist rebellirt worden, sollte man allezeit fragen, was hat denn die Leute dazu gebracht? damit man nur auf den rechten Grund käme, dadurch klüger würde, und so dem Rebelliren vorbeugen könnte. Denn das Rebelliren ist doch ein schreckliches Geschäffte, öffentliche Ruhe und Sicherheit sind dahin, so bald die Rebellion angeht, es wird unschuldiges Blut vergossen, geraubt, gesengt und gebrennt. Und da das Rebelliren so sehr mode wird, so sollten billig alle Stände fein freundschafftlich zusammen treten, einander die Hände bieten, und Fürst und Unterthan, Adelicher und Unadelicher, Gelehrter und Ungelehrter, Bürger und Bauer, mit vereinigten Kräften es zu verhindern suchen, daß es zu keiner Rebellion komme. Ich will ihm, nach meinen einfältigen Einsichten, sagen, woher ich glaube, daß die Rebellion in Birmingham entstanden ist. Ich sage es, wie ichs in Zeitungen gefunden, und was ich davon in ein Paar guten Büchern gelesen habe. Den 14ten Julius waren gerade zwey Jahre verflossen, daß in Frankreich der unmenschliche Kerker, die Bastille, zerstört, und eine ganz neue Regierungsform eingeführt wurde. Diesen Tag feyerten nun gegen hundert angesehene Bürger in Birmingham.

W. Zum Henker! warum thaten sie denn aber auch das? Was geht denn den Engländern

die

die Französische Revolution an? Ich dächte jeder brave Kerl, er mag Engländer oder Deutscher, Russe oder sonst etwas seyn, müßte das Revolutionswesen zum Guckuck wünschen. Es ist abscheulich, wie es in Frankreich zugeht, da hängen sie einen, dort reissen sie einem das Herz aus dem Leibe, sengen, brennen, plündern, und gehen mit ihrem Könige um, daß es doch ganz himmelschreyend ist.

B. Ja mein lieber Herr Gevatter! Man muß einen Unterschied machen unter dem, was der rohe Pöbel thut, und was die *Verständigen* der Nation vornehmen. An alle den Greueln, die bisher begangen wurden, haben die *Verständigen*, die *Rechtschaffenen*, gewiß keinen Antheil, und er hat ganz Recht, wenn er sagt, daß jeder brave Mensch sie verabscheuen müsse. Die Nationalversammlung hat viel Gutes und Vortrefliches verordnet, das schon vor 200 Jahren hätte verordnet werden sollen, und immer nicht verordnet wurde, z. E. *daß jeder Mensch die Freyheit haben soll, nach seinen Einsichten Gott zu verehren.* Diese Verordnung ist so vernünftig, daß jeder brave Mann sie als gut erkennen muß. Kam sie aber bey der vorigen Regierung zu Stande? Daran war nicht zu denken. Im vorigen Jahrhunderte wurden die bravsten, rechtschaffensten Leu-

te, bloß deswegen, weil sie Protestanten waren, gehängt, und auf die Galeeren geschmiedet, gegen zwey Millionen flüchteten aus dem Reiche, und wer auf der Flucht ergriffen wurde, mußte katholisch werden, oder kam auf die Galeeren.

W. Je du barmherziger Gott! waren denn die Könige in Frankreich närrisch?

B. Wenigstens mußte ihr Verstand sehr schwach seyn. Der itzige König wollte nun diesen Greuel abschaffen, er schenkte den Protestanten verschiedene Freyheiten, er konnte aber nicht, wie er wollte — und es hatte immer das Ansehen, als wenn es eine besondere Gnade wäre, daß die Protestanten geduldet würden. Hurenhäuser konnte jeder errichten, wer nur wollte — aber die Erlaubniß eine Protestantische Kirche zu erbauen, wurde sonst gar nicht gegeben, vor etlichen Jahren endlich, als eine besondere hohe, königliche Gnade, zugestanden. Die Nationalversammlung griff mit einemmale durch, und dekretirte: *jeder Mensch hat die Freyheit, nach seinen Einsichten Gott zu verehren.* Diese Verordnung ist ja so vortreflich, als wenn sie der liebe Gott selbst gemacht hätte. Wenn sich nun die Bürger in *Birmingham* über diese und ähnliche Neuerungen, z. E. das Einreissen der Bastille, freueten, und deswegen ein Fest feyerten, war denn das etwa Unrecht?

Ueber-

Ueberdieß, lieber Herr Gevatter, muß er bedenken, die versammelten Bürger waren Dissenters.

W. Dissenters? was sind denn das für Leute?

B. Das will ich ihm erklären. Seh er, in England giebt es eine Religionsparthey, die nennt sich die Episkopalkirche, diese hat 39 Artikel, die sie annimmt, Es giebt aber auch in England viele 100,000 Menschen, die diese 39 Artikel nicht annehmen, die unter sich wieder verschiedener Meynung sind, diese nennt man, mit einem Worte, Dissenters.

W. Ist denn aber alles wahr, was in den 39 Artikeln steht?

B. Wenn er mich fragt, ist das und jenes wahr? so fragt er zu viel von mir. In gar wenigen Fällen kann der Mensch sagen, dieß ist wahr, jenes nicht wahr. Er sollte vielmehr sagen, dieß scheint mir wahr, jenes scheint mir nicht wahr.

W. Und warum denn das?

B. Deswegen, weil wir täglich Exempel haben, daß sich die Menschen irren. Ich will nur ihn zum Exempel aufstellen. Vor ein Paar Jahren glaubte er, es sey wahr, daß die Pelzmützen der menschlichen Gesundheit zuträglich wären, und ließ deswegen seinem Christian eine große Pudelmütze machen. Ists nicht wahr, izo hat er eingesehen, das er sich geirrt habe?

M. Ey das versteht sich. So lange ich lebe, soll keines von meinen Kindern und Kindeskindern jemals wieder eine Pelzmütze auf den Kopf bringen.

B. Also hätte er lieber sonst sagen sollen, mir scheint es, als wenn die Pelzmützen der menschlichen Gesundheit zuträglich wären. Ich kann also unmöglich sagen, ob alles, was in den 39 Artikeln der Englischen Kirche steht, wahr oder nicht wahr sey. Alles, was ich sagen kann, ist dieses — mir scheint es, als wenn manches von den 39 Artikeln nicht wahr wäre.

M. Und warum denn?

B. Deswegen, weil sie über 200 Jahr alt sind.

M. Also glaubt er, daß alles falsch sey, was man vor zwey hundert Jahren geglaubt hat?

B. Ey! Ey! Herr Gevatter! er disputirt ja wie ein — So etwas zu behaupten, ist mir noch nicht in den Sinn gekommen. Ich will nur dieß sagen. Vor zwey hundert Jahren glaubte man noch an Hexen und Gespenster, und wir, die wir im Jahr nach Christi Geburt 1791 leben, halten Hexen und Gespenster für Hirngespinste. Da kommt es mir nun so vor, als wenn die Verfasser der 39 Artikel, die sich in Ansehung der Hexen und Gespenster irreten, sich auch in Ansehung eines und des andern von den 39 Glaubensartikeln könnten geirret haben. Irren ist

ist menschlich. Lieber Herr Gevatter, er versteht mich ganz unrecht. Ich sage ja gar nicht, daß *alles* falsch sey, was man vor zwey hundert Jahren geglaubt hat, sondern nur, daß es *wahrscheinlich* sey, daß Männer, die sich in Ansehung der Hexen und Gespenster so sehr geirrt hatten, auch in Ansehung eines und des andern Glaubensartikels könnten geirrt haben. Genug, die Dissenters nehmen nicht alle 39 Glaubensartickel der Englischen Kirche an.

W. Das mag seyn. Ich verstehe ihn aber nicht.

B. Er soll mich gleich verstehen. In England ist das Gesetz, daß niemand in das Parlament kommen, oder ein öffentliches Amt bekleiden kann, der nicht die 39 Artikel beschworen hat. Diesen Eid nennt man den *Test*.

W. Ich glaube er hat mich zum Narren. Die Engländer sind mir doch immer als kluge, verständige Leute gerühmt worden. Was wollen sie denn mit ihrem *Test*?

B. Es giebt auch wirklich in England sehr viele kluge und verständige Leute. Aber diese haben auch den *Test* nicht verordnet. Es ist länger als dritthalb hundert Jahr, daß der *Test* eingeführet wurde. In dieser Zeit ist die Englische Nation an Einsichten und Verstand gewachsen, aber der *Test* ist geblieben, und paßt nun gar nicht mehr zu den Einsichten der heutigen Engländer.

M. Ha! Ha! Ha!

V. Was lacht er denn?

W. Es fällt mir ein Exempelchen ein. Vor ein Paar Jahren hatten wir in unserer Gemeine einen jungen Burschen, der hieß Hans Niklas. Als dieser das erstemal zum heil. Abendmahle gieng, bekam er von seinem Vater einen neuen Hut und Rock, die ihm recht gut ließen. Hans Niklas wuchs nun stark, Hut und Rock wuchsen aber nicht mit. Gleichwohl ließ ihm sein Vater weder einen neuen Hut, noch einen neuen Rock machen, sondern er mußte alle Sonntage in der alten Kleidung in die Kirche gehen. Da lachten nun alle Leute, wenn er kam, denn er sahe doch gar zu närrisch aus. Der Rock bedeckte kaum das Gesäß, die Ermel giengen nur bis an die Ellenbogen, und der Hut paßte nicht auf den Kopf. Muthwillige Leute riefen ihm oft nach: Hans Nikläschen, nimm dich in Acht, daß du nicht auf den Rock trittst. Da kommt mir nun der Englische Test gerade so vor, wie Hans Nikläschens Hut und Rock, er paßt zu den Einsichten der Englischen Nation so wenig, wie der alte Hut und Rock zu Hans Nikläschens Kopf und Körper.

V. Was nehm es denn mit Hans Nikläschen am Ende für einen Ausgang?

W. Hans Nikläschen schämte sich, wenn er unter die jungen Bursche kam, die die Hütchen und Röckchen schon längst abgelegt hatten, die sie empfiengen, als sie das erstemal zum heil. Abendmahle giengen, bat seinen Vater einmal über das andere, er möchte ihm doch einen neuen Hut und Rock machen lassen; da aber alles Bitten nichts half: so wurde er desperat und gieng unter die Soldaten.

Der Bote aus Thüringen.

Drey und dreyßigstes Stück.

1 7 9 1.

Bote. Wirth.

W. Seitdem er das letztemal bey mir gewesen ist, Herr Gevatter, habe ich fast nichts im Kopfe gehabt, als den Englischen Test. Das ist doch ein curioses Ding. Sag er mir doch nur, kommt denn wirklich niemand ins Parlament, wer den Test nicht schwöret?

B. Niemand.

W. Wenn er aber ein sehr rechtschaffner Mann wäre?

B. Kommt nicht ins Parlament.

W. Wenn er aber sich als einen besonders klugen und verständigen Mann gezeigt hätte?

B. Kommt nicht ins Parlament.

W. Wenn er aber seines Gleichen im ganzen Lande nicht hätte?

B. Kommt nicht ins Parlament.

W. Das ist doch curios. Man sollte nun meynen, die rechtschaffensten, klügsten, fleißigsten Leute schickten sich am besten ins Parlament, sie

möchten übrigens 39, oder 24, oder 150 Glaubensartikel annehmen.

B. Das sollte man freylich meynen.

W. Hum! Hum! Wenn ich mir ein Paar Schuh will machen lassen, so frage ich den Schuhmacher nicht: wie viel sind Sacramente im neuen Testamente? auch nicht, wie viel sind Personen in der Gottheit? sondern ich erkundige mich, ob der Schuhmacher einen guten Schuh machen kann? ist dieses: gut! so reiche ich ihm den Fuß hin, und lasse mir das Maaß nehmen. Seh er! das Paar Schuh, das ich hier anhabe, hat ein Schuhmacher gemacht, der nur ein Sakrament im neuen Testamente glaubte, und — die Schuh sitzen doch vortreflich.

B. Und wie viel kosten sie?

W. Zwey Groschen weniger, als seine beyden Nachbaren verlangten, davon der eine zwey, der andere sieben Sakramente im neuen Testamente glaubt.

B. Und meine Stiefeln hat ein Schuhmacher gemacht, der sieben Sakramente glaubt, und sitzen auch gut, der Meister, von dem meine Schuh sind, glaubt zwey Sakramente, und die Schuh sind auch ohne Tadel.

Er sieht also, Herr Gevatter, daß es zur Verfertigung eines guten Schuhs und Stiefels

auf

auf den Glauben ganz und gar nicht, sondern bloß darauf ankomme, ob einer ein rechtschaffner Mann sey, und seine Profession gut verstehe. Wie es nun mit dem Schuh- und Stiefelmachen ist, so ists mit andern Sachen auch.

Von den Schuhen und Stiefeln wieder auf das Parlament zu kommen, so kann er leicht denken, daß, weil nun niemand in das Parlament kommt, der den Test nicht schwören kann; England von Mißvergnügten wimmele, die mit der Regierung unzufrieden sind. Diese freuen sich nun, wenn in der Nachbarschaft eine Revolution entsteht, und suchen sie weiter zu verbreiten. Wer ist denn nun daran Ursache?

W. Nach meiner Meynung die Regierung.

B. Ich glaube es auch, so wie Hans Niklasens Vater die einzige Ursache war, daß sein Sohn unter die Soldaten gieng. Drum ist meine Meynung diese: in jedem Lande giebts Gesetze und Mißbräuche, die vor hundert oder zweyhundert Jahren wohl gut seyn mochten, die aber itzo nichts mehr taugen. Wenn nun die Regierung sonst gut ist, so halte ichs für sehr Unrecht, wenn man darüber zu viel Lärm anfängt. Alles läßt sich ja auf einmal nicht abändern. Manches Haus hat einen großen Fehler — sollte man deswegen das ganze Haus einreissen? Das

Einreissen ist freylich so gar schwer nicht, aber ein neues aufzubauen das kostet Kunst! Unsere Nachbaren, z. E. die Franzosen, haben ihr ganzes Haus, in kurzer Zeit, niedergerissen, welches, unter uns gesagt, auch nichts bessers werth war. Aber ein Neues hinzusetzen — das wird noch viele Zeit, und noch vieles Blut kosten!

W. Aber auf diese Art muß es ja immer bey dem Alten bleiben.

B. Nicht doch! laß er mich nur ausreden. Wenn aber ein Gesetz, ein Mißbrauch so drükkend wird, daß die Unterthanen darüber unwillig werden, dagegen gegründete Vorstellung thun, so ist es hohe Zeit, daß die Regierung ihn ganz im Stillen wegschaffe, ehe die Unterthanen zu laut werden. Denn wenn erst der Unterthan, wie Hans Nikläschen, desperat wird, dann verliehrt die Regierung *allemal*. Entweder die Unterthanen setzen ihre Forderung durch, oder sie sezzen sie nicht durch. Setzen sie sie durch, so ists um das Ansehen der Regierung geschehen. In den nächsten vier Wochen kommen sie wieder mit etwas, das sie wieder durchsetzen wollen. Sollen sie sie aber nicht durchsetzen, so muß die Regierung *harte* Zwangsmittel brauchen, und das giebt kein gut Blut, das erreget Erbitterung, und wehe dem Lande, wo Verbitterung gegen

die Obrigkeit herrscht! Da denkt jeder auf Ränke, die Obrigkeit zu hintergehen, und lauert auf jede Gelegenheit, sich ihr öffentlich zu widersetzen.

W. Es hört sich recht artig zu. Wenn aber die Obrigkeit gleich alles abändern wollte, was die Unterthanen verlangen, so würde sie ja mit Abändern nicht fertig. Er sollte nur des Sonntags hierher kommen, wenn die Nachbaren zusammen sind, da würde er Maul und Nase aufsperren. Dem einen ist das nicht recht, dem andern jenes nicht.

B. Ja, lieber Herr Gevatter, er hat mich nicht recht verstanden. Meine Meynung ist gar nicht, daß alles abgeändert werden soll, was dieser oder jener Unterthan verlangt. Wenn das seyn sollte, so regierte ja nicht der Fürst, sondern der Unterthan. Meine Meynung ist diese, wenn die klugen, verständigen Unterthanen behaupten, daß gewisse Gesetze und Einrichtungen unschicklich und nachtheilig sind, so muß die Obrigkeit, ihres eignen Besten wegen, auf Mittel denken, die Sachen abzuändern. So ist z. E. der Engländer Priestley ein Mann, der wegen seiner Einsichten und seiner Klugheit, durch ganz Europa berühmt ist. Wenn nun so ein Mann es sich merken läßt, daß der Test für unsere Zeiten nichts mehr tauge: so

wäre es doch wohl billig, daß man darauf Rücksicht nähme.

W. Nun versteh ich wohl, warum die Dissenters das Revolutionsfest feyerten. Aber was bewog denn den Pöbel nur, daß er so wüthend war?

B. Lieber Herr Gevatter! Pöbel giebts halt in allen Ländern. Und der Pöbel ist leicht aufzuhetzen, wenn er nur Hoffnung hat, plündern und rauben zu können. Heute plündert er die Häuser der Dissenters, nach ein Paar Monaten stürmt er vielleicht das Parlamentshaus. Aufgehetzt ist er gewiß worden, wer ihn aufgehetzt habe? das will ich nicht untersuchen. Drum ist das Beste, was man thun kann, dieses, daß man den Pöbel zu bessern suche, ihn belehre, was er seiner Obrigkeit schuldig sey, was für Strafen auf Plünderung und Mordbrennerey gesetzt sind, und vorzüglich ihm die schöne Lehre des Christenthums einschärfe, daß man *jeden* Menschen, wie sich selbst, lieben müsse, wenn man Gott gefallen will. Wehe dem Lande, wo es viel Pöbelvolk giebt!

W. Nun Gott behüte unser liebes Vaterland für aller Rebellion!

B. Das gebe der liebe Gott! Und ich hoffe gewiß, daß uns Gott dafür behüten werde. Wenn unsere guten Fürsten nur auf dem Wege

fort-

fortgehn, den viele bisher betreten haben, daß sie das Beste des Landes suchen, Mißbräuche, und, unschickliche Einrichtungen, die, bey ihrer Vorfahren Zeiten einrissen, wegschaffen, und ihre Unterthanen aufzuklären suchen.

W. Ja von der Aufklärung schweige er mir nur stille. Die Passagiere, die bey mir absteigen, sprechen fast immer von der französischen Revolution, und stimmen alle darinn überein, sie käme von der Aufklärung her.

B. Und sie haben Recht!

W. Recht? Wenn er das selbst sagt, so wäre es doch für die großen Potentaten das Beste, daß sie ihre Unterthanen in der Dummheit ließen.

B. Allerdings! wenn ihre Regierung nichts taugt, wie — die Französische, unter welcher der Nation das Mark aus den Knochen gesogen, und die rechtschaffensten Leute in die Bastille geworfen wurden. So einer Regierung ist freylich die Aufklärung fürchterlich, weil sie besorgt, daß die Unterthanen ihre Härte und Tücke aufdecken, und sich dagegen setzen möchten. Aber wenn eine Regierung gut eingerichtet ist, so hat sie gar nicht nöthig, den Leuten die Aufklärung aus den Köpfen zu bringen. Es muß ihr vielmehr lieb seyn, wenn die Unterthanen recht aufgeklärt sind, damit sie es recht einsehen, was für ein großer Unterschied unter einer guten und einer schlechten Regierung sey.

Wenn

Wenn die Bursche rufen Licht weg! Licht weg! so ist es gewiß ein Zeichen, daß sie nichts Gutes im Sinne haben. Wenn man mit dem Lichte in ein dunkles Zimmer tritt, und es wird ausgeblasen, so ists gewiß auch nicht richtig. Und wenn die großen Potentaten rufen Licht weg! so ists gewiß ein Zeichen, daß ihre Regierung nichts tauge, und daß sie sich schämen, ihre Einrichtungen dem Volke bekannt werden zu lassen.

W. Es meynen aber doch die mehresten, es wäre das sicherste, man ließe den gemeinen Mann in seiner Einfalt dahin gehen.

B. Das ist nicht wahr. Mit einfältigen Leuten kann man machen, was man will, und wenn ein boshafter Mensch hinter sie kömmt, so kann er sie zu den größten Bubenstücken bringen. Die Bauern, die im Bauernkriege die Edelleute zum Fenstern hinaus warfen, die Wallachen, die vor etlichen Jahren im Kaiserlichen Lande so unmenschliche Grausamkeiten begiengen, die Rotte des Pugatschews, die alles, was ihr vorkam, spießte, der Pöbel in Birmingham, der sengte und brennte, war lauter dummes, einfältiges Volk. Wie wäre es doch möglich gewesen, daß kluge, aufgeklärte Leute so rasend hätten handeln können!

W. Das ist freylich alles war. Gleichwohl soll es große Potentaten geben, die die Aufklärung in ihrem Lande nicht wollen aufkommen lassen, und die Leute mit Gewalt dahin bringen wollen, daß sie bey dem Alten bleiben.

B. Und das ist so albern, als wenn Hans Niklasens Vater an seines Sohnes Kopfe so lange hätte schnitzeln wollen, bis er in den Hut gepaßt hätte. Solche Potentaten machen sich bey der gegenwärtigen Welt lächerlich und — bey der Nachwelt stinkend!

Der Bote
aus
Thüringen.

Vier und dreyßigstes Stück.

1791.

Wirth. Bote.

W. A propos! Herr Gevatter, kann er mir denn nicht sagen, wo die beyden Feuer gewesen sind, die wir den 15ten und 6ten August gesehen haben? Sie waren beyde am Thüringer Walde, weiter haben wir aber noch nichts gewisses davon erfahren können.

B. Ich kann ihm desto mehr Gewisses davon sagen, denn ich bin selbst dabey gewesen, da die Feuer aufgiengen, und da sie gelöscht wurden. Beyde Feuersbrünste waren in Schnepfenthal.

W. In Schnepfenthal? wo die vielen Kinder erzogen werden, von denen er mir bisweilen etwas erzählet hat?

B. Eben daselbst.

W. Da ist also das Haus abgebrannt, wo die vielen muntern Bürschchen wohnten?

B. Nein, Gottlob! das steht noch, und die lieben Kinder laufen noch umher, so munter, wie die Wachteln. Neben der Erziehungsanstalt liegt aber ein Dörfchen, das auch Schnepfenthal heißt, da waren die Feuersbrünste. Den Montag, als den 15ten August Nachmittags, da alles im Felde war, und sich mit der Weizenerndte beschäfftigte, stund auf einmal eine Scheuer, die mit Früchten angefüllet war, in vollen Flammen. Das Feuer würde aber glücklich gelöscht, ohne daß ein einziges Haus dabey verletzt wurde.

W. Wie ist denn das möglich? ich dächte, wenn eine Scheuer voll Früchte brennte, so müßte alles, was um dieselbe ist, auch verbrennen.

B. Das sollte man freylich denken. Es waren aber dreyerley Ursachen da, durch welche ein größeres Unglück verhütet wurde.

W. Wie hießen denn diese Ursachen? die sollte doch billig jedermann wissen, damit man im Nothfalle auch davon Gebrauch machen könnte.

B. Die erste Ursache war die vortrefliche Feuerordnung, die im Gothaischen Lande eingeführet ist, von der ich ihm schon einmal etwas erzählet habe. Sobald das Feuer aufgieng, waren auch die Spritzen da, die sich in Schnepfenthal und dem dabey liegenden Dorfe Rödchen befinden, und da die Kanonen gelöset waren, eilten

sen von allen umliegenden Orten so viele Sprizzen herbey, daß sie am Ende keinen Platz mehr hatten. Und, nota bene, die meisten dieser Sprizzen hatten solche Schläuche, die ich ihm schon einmal durch Hrn. Constanten habe beschreiben lassen. Dadurch konnten Wunder gethan werden. Erstlich konnte man die Schläuche weit und breit umherziehen, und damit die nahe liegenden Häuser anfeuchten; zweytens spritzten die Schläuche, ohne abzusetzen, so lange nur Wasser da war, immer fort; drittens, sobald Spritzen genug da waren, wurde eine Spritze in einen Bach gestellt, die Schläuche von mehreren Spritzen zusammen gefügt, und so durch Pumpen das Wasser ein großes Fleck weit bis zur Brandstätte geleitet. Ueberdieß waren gleich die Beamten, der Feuercommissarius und ein Commando Soldaten auf dem Platze, die ihr möglichstes thaten, um bey dem Löschen gute Ordnung zu erhalten. Die ganze Nacht durch wurde Wache gehalten, und nicht eher vom Platze gegangen, bis gar keine Gefahr mehr zu besorgen war. Herr Gevatter! er mag es mir glauben oder nicht, so ist es doch wahr, es waren verschiedene fremde Herren zugegen, die die Erziehungsanstalt in Schnepfenthal besucht hatten, die versicherten, daß sie viele Länder durchst

 reiset

reiset wären, aber eine solche vortrefliche Feuerordnung noch nicht angetroffen hätten.

W. Der liebe Gott vergelte es allen, die an dieser Ordnung Theil haben! Feuer macht arme Leute, und eine Obrigkeit, die auf gute Feuerordnung hält, schützt eben dadurch 1000 Leute gegen Armuth, ohne daß sie nöthig hat, ihnen Almosen geben zu dürfen. Und es scheint mir doch immer besser zu seyn, wenn man den Menschen nicht verarmen läßt, als wenn man ihn läßt in Armuth sinken, und ihm hernach erlaubt, durch Collecten und andere Arten von Betteleyen sich zu helfen.

Die gute Feuerordnung im Gothaischen wäre also die erste Ursache, warum das Feuer in Schnepfenthal nicht weiter um sich gegriffen hätte. Welches ist denn die zweyte?

B. Die außerordentliche Gefälligkeit der Nachbaren. Von allen benachbarten Orten her, von Rödchen, von Waltershausen, Friedrichroda, Wahlwinkel, Cumbach, Ibenhain, Leina, Tabarz, Ernstroda ꝛc. strömten die Leute zusammen, und arbeiteten, wie wenn es ihre eigne Sache wäre. Vorzüglich fleißig waren die Waltershäuser. Selbst der Diakonus und der Rektor trugen Wasser zu.

W. Ey ihr Leute!

B. Ja

B. Ja ich sage ihm, daß die Fremden, die zugegen waren, versicherten, so eine brüderliche Liebe hätten sie selten gefunden.

W. Wie stehts denn dort mit der Aufklärung?

B. Sehr gut. Die Reisenden freuen sich allemal darüber, daß die Bewohner der dortigen Gegend so klug und verständig sind. Wie kann es auch anders kommen. Man betrachte nur die Gothaischen Schulbücher, und besuche das Schulmeisterseminarium, so wird man gleich sehen, daß die Obrigkeit dafür sorgt, den Unterthan recht klug zu machen.

W. Auf diese Art sieht man doch, daß die Aufklärung nicht schädlich ist. Welches ist denn aber die dritte Ursache, warum das Feuer nicht weiter um sich griff?

B. Weil die brennende Scheuer in einiger Entfernung von den Häusern war. Hätte sie nahe daran gestanden, so würde, auch bey den besten Anstalten, und bey der thätigsten Hülfe, doch das Unglück größer geworden seyn. Da nun den folgenden Tag alles vorbey war, und jedermann dem lieben Gott dankte, daß er größeres Unglück verhütet hatte, die Spritzen auch alle von der Brandstätte abgegangen waren: so stund auf einmal eine Scheuer voll Getraide wieder in vollen Flammen.

W. Das

rer hatte. Wenn nun unter den vielen Menschen, die bey dieser Gelegenheit sich versammelten, auch nur einer, im Vertrauen auf Gott, bestärkt würde, so haben doch diese Feuersbrünste viel Gutes bewirkt.

W. Wenn eine Schlacht gewesen ist, so pflegt man diejenigen in Zeitungen zu nennen, die sich am tapfersten hielten. Sollte es nicht gut seyn, wenn man auch diejenigen nennte, die sich bey Feuersbrünsten vorzüglich gut hielten?

B. Allerdings wäre es gut. Dergleichen Leute arbeiten weder um Lohn noch um Ehre, sondern blos, um ihren Nebenmenschen zu helfen. Sie sind also wohl werth, daß man ihren Namen bekannt mache. Wenn künftig irgendwo eine Feuersbrunst wieder entstehen sollte, und glaubwürdige Personen, z. E. Pfarrer, Rathsherr, Amtmann u. d. gl. melden mir den Namen dessen, der sich am mehresten durch seinen Beystand auszeichnete: so will ich ihn gerne durch mein Blätchen bekannt machen. Dießmal konnte ich nicht recht bestimmen, wer der eifrigste war, weil alles, was ich um mich erblickte, im Arbeiten sich eifrig zeigte, und, weil ich auch nicht alle kannte. Unter denen, die zunächst bey mir stunden, war der eifrigste der Oelmüller aus Schnepfenthal — Pfeifer.

Wenn man recht wissen will, was wahre Aufklärung sey, und wie sie am besten vorbereitet werde: so lese man „C. G. Salzmann über die Erlösung der Menschen vom Elende, durch Jesum; imgleichen „Ewald, über Volksaufklärung, ihre Grenzen und Vortheile."

Der Bote aus Thüringen.

Fünf und dreyßigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Mein Herr holte hierauf sein Federmesser aus der Tasche, machte es auf, hielt es empor, bedeckte den Stiel mit der Hand und fragte: sieht er das ganze Federmesser?

J. Nichts als die Klinge.

V. A. Warum denn nicht auch den Stiel?

J. Wie kann ich denn das? Sie bedekken ja den Stiel mit der Hand.

V. A. Vielleicht ist es mit den Schiffen eben so. Vielleicht bedeckt sie auch etwas, daß wir nicht sehen können. Was mag dieß wohl seyn?

J. Doch wohl Wasser. Ich mag ja sehn, wohin ich will, so erblicke ich nichts, als Wasser.

V. A. Vermuthlich gehen also die Schiffe unter dem Wasser, und die Mastbäume und Seegel über dem Wasser.

J. Das kann doch wohl nicht seyn, sonst müßten ja die Leute ersaufen.

V. A. Freilich. Und wenn das Schiff einmal unter dem Wasser wäre, so würde Mast und Seegel augenblicklich nachfolgen.

J. Darauf weiß ich weiter nichts zu antworten.

V. A. Nun so denke er darüber nach! Durch Nachdenken wird man klug.

Er verließ mich nun, ich blieb auf dem Verdecke stehen, dachte der Sache weiter nach, und sahe die Schiffe immer näher kommen. Endlich sahe ich sie ganz. Es entstund in unserm Schiffe ein Auflauf, es wurde vielerley gesprochen, wovon ich aber kein Wort verstund, weil alles Holländisch war, und ich das Holländische nicht gelernt hatte. Auf einmal that jedes dieser Schiffe einen Schuß, und aus dem unsrigen wurde wieder geschossen.

Wie mir dabey zu Muthe war, kann ich niemanden beschreiben. Ich vermuthete alle Augenblicke, daß unser Schiff angegriffen werden würde, und zitterte, ohne Ruhm zu melden, am ganzen Leibe.

In der Angst redete ich den Matrosen an, der neben mir stund, und fragte: Was giebts denn nur? was ist denn das? Dieser war zum

Glück

ein Deutscher, und lachte über meine Fragen, daß ihm der Bauch schütterte. Landsmann, sagte er, man sieht wohl, daß du das erstemal auf einem Schiffe bist. Dieß Schießen will weiter nichts sagen, als — guten Morgen! Wenn die Menschen auf dem Lande einander begegnen, so sagen sie geradezu guten Morgen! oder guten Abend! Wenn aber Schiffe einander begegnen, so müssen sie einander den guten Morgen oder guten Abend etwas lauter zurufen, theils weil sie einander nicht nahe kommen dürfen, theils, weil das Wasser, das Tau und Seegelwerk, immer so vieles Geräusche verursachen. Deswegen begrüßen sie einander, wenn sie sich begegnen, immer mit ein Paar Kanonenschüssen. Nun war ich auf einmal aus meinem Traume. Woher es aber komme, daß man von den Schiffen erst das obere Theil erblicke, ehe man das untere sehen kann, das konnte ich noch immer nicht begreifen. Ich stellte mich daher auf das Verdeck, und sahe den Schiffen nach, die vor uns vorbey geseegelt waren. Da sahe ich nun gar deutlich, daß erst wieder das untere Theil verschwand, hernach das mittlere, daß ich am Ende nur noch die Spitzen der Mastbäume erblicken konnte. Ists doch, dachte ich, wie wenn die Schiffe nach und nach zu einem Berge hinunter führen. Und nun wur-

de mirs auf einmal helle im Kopfe. Ich suchte meinen Herrn auf und rief ihm zu: ich habe es heraus! ich habe es heraus! Die Erde ist kugelrund! Die Schiffe seegeln also immer auf einer Kugel hin, und da kann es nicht anders kommen, als daß man die Spitzen der Mastbäume, wenn sie uns entgegen kommen, zuerst, und eben diese Spitzen zuletzt, sehen muß, wenn sie von uns gehen.

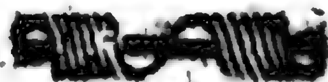
Das war getroffen, lieber Constant, sagte mein Herr. Dieß wird er nun in seinem Leben nicht vergessen, weil er es durch eignes Nachdenken heraus gebracht hat. Hätte ich es ihm gesagt, so wäre es wahrscheinlich zu einem Ohre hinein, zum andern wieder hinaus gegangen. Denn wenn der Mensch nur den zehnten Theil von dem, was er hört und liest, merkte, wie viel müßte er nach funfzig Jahren wissen! Aber, wie gesagt, das mehreste von dem, was der Mensch hört und liest, geht wieder verlohren; was er aber durch eignes Nachdenken heraus bringt, das behält er sein lebelang. Deswegen sehe ich es nicht gerne, wenn man den Kindern alles vorsagt. Wollte man z. E. zu einem Kinde sagen: „wie gut es der Schöpfer mit dem Menschen meyne, sehen wir, unter andern, aus den Händen, die er ihm gegeben hat, mit welchen er

so

so vielerley Arbeiten verrichten kann; hätte er, statt der Hände, Tatzen, wie ein Hund, bekommen, wie arm wäre er!" Wenn man, sage ich, so zu einem Kinde reden wollte, so ist es zwar wahr und herzlich gut gemeynt, aber das flatterhafte Kind hat vielleicht unter der Zeit, da dieß gesprochen wird, die Gedanken wo anders, merkt nicht auf, versteht es nicht recht und vergißt es leicht. Wenn ich hingegen das Kind frage: wozu hast du deine Hände? was machst du damit? wäre es nicht besser, wenn du Tatzen hättest, wie ein Hund? so muß das Kind selbst nachdenken und das, was es durch eignes Nachdenken heraus bringt, vergißt es gewiß so leicht nicht.

Ich habe diese Erinnerung auch, bis auf den heutigen Tag, nicht vergessen, und sie ist mir, bey meiner Kinderzucht, sehr nützlich gewesen.

Wir schifften nun von einem Tage zum andern fort, und hatten niemals Langeweile: theils weil mein Herr mich immer auf die Merkwürdigkeiten aufmerksam machte, die wir auf dem Meere antrafen, theils, weil er immer die Matrosen aufsuchte, die Deutsch sprechen konnten, und sich mit ihnen in Gespräche einließ. Ich würde nicht fertig mit erzählen, wenn ich alles anführen wollte, was ich sahe und hörte. Ich will also nur



noch ein Gespräch anführen, das mein Herr mit einem Matrosen hielt.

Es war nun seine Art so, daß er immer unter den Menschen herum gieng, ihnen ins Gesichte sahe, und jeden anredete, der ihm merkwürdig schien.

So traf er auch einmal einen Matrosen an, der ganz tiefsinnig saß, und den Kopf in die Hand gelegt hatte.

Guten Morgen, Landsmann! sagte er, warum so betrübt?

M. Ey, bey so einem Hundeleben mag der Henker vergnügt seyn.

B. A. Ich habe immer geglaubt, man könne in jedem Zustande vergnügt seyn, wenn man sich nur in seine Lage zu finden wüßte.

M. Ist der Herr schon Matrose gewesen?

B. A. Niemals.

M. Da spricht er also, wie der Blinde von der Farbe. Herr! nur zwey Tage sollte er die Arbeit thun, die ein Matrose verrichten muß, die Kost genießen, die uns gereicht wird, und sich so ausschimpfen und ausprügeln lassen, dann würde er aus einem andern Tone singen.

B. A. Ich könnte ihm dagegen noch vieles einwenden, will es aber nicht thun, weil ich kein Freund von Einwendungen bin. Gesetzt aber,

daß

daß das Matrosenleben ein wirkliches Hundeleben wäre, warum ist er denn Matrose geworden?

M. Ich bin kein Matrose geworden.

V. A. Nicht Matrose geworden? er ist ja Matrose, folglich muß er es geworden seyn.

M. Aber nicht freywillig. Man hat mich betrogen, man hat mich gezwungen, Matrose zu werden.

V. A. Wie so?

M. Wenn er es wissen will, so will ich es ihm erzählen. Ich komme nach Amsterdam, um da Arbeit zu suchen. Da begegnet mir ein Mann, sieht mir ins Gesicht, und fragt mich: woher Landsmann? Aus Deutschland, antwortete ich. Vielleicht, fragte er weiter, aus Sachsen? Ja, antwortete ich, aus Sachsen, und zwar aus Thüringen.

Aus Thüringen? fuhr er fort, da sind wir ja Landsleute! Willkommen! Willkommen in Amsterdam! und nun nahm er mich bey der Hand, führte mich mit sich fort, daß ich, wie er sagte, auf den Abend mit ihm essen sollte.

Ich aß auch wirklich mit ihm, und aß nicht nur, sondern trank auch, und zwar ein Bischen viel, so, daß ich mich zu Bette mußte führen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im

W. Das Gott erbarme!

B. Es geschah wieder eben so thätige Hülfe, aber so gut, wie den vorigen Tag, gieng es doch nicht ab. Nach wenigen Minuten brannte auch das benachbarte Haus, und wurde, nur mit vieler Mühe, so weit erhalten, daß es nicht ganz niederbrannte. Unterdessen wurde doch aus dem brennenden Hause, durch den ausserordentlichen Eifer der Nachbaren, fast alles gerettet. Da sahe ich recht, was Menschen vermögen, wenn sie Liebe unter einander haben, und ihre Kräfte brauchen.

W. So was höre ich gerne. Da hat man doch recht gesehen, daß zum täglichen Brode auch die treuen Nachbaren mit gehören. Aber warum brannte denn dießmal das benachbarte Haus sogleich an?

B. Deßwegen, weil an der Scheuer ein Stall, und an diesem das Haus war.

W. Da scheint Herr Lenz doch recht zu haben, der der Meynung ist, man solle die Gebäude fein weit aus einander bauen, wenn man große Feuersbrünste verhüten wolle.

B. Allerdings!

W. Aber wie kann doch der liebe Gott solch Unglück zulassen?

... Alles um der Menschen Bestes willen. Das Unglück gab Gelegenheit, daß viele Menschen christliche Liebe gegen einander ausüben konnten, setzte sie in Thätigkeit und —

W. Was will er denn mit seinem Und?

B. Und überzeugte die Menschen, daß der liebe Gott, auch im Unglück, doch noch ein Vater sey, und gegen jedes Elend sogleich ein Mittel bereitet habe, es zu lindern.

W. Wie versteht er denn das?

B. Ich will es ihm sagen. Da die Scheuern im Feuer aufgiengen, war, menschlichem Ansehen nach, keine Rettung möglich. Denn alles war im Felde und band Weizen, und weder Rödchen noch Schnepfenthal hatte sonst eine Spritze. Der liebe Gott hatte es aber so gelenkt, daß das Jahr vorher zwey Spritzen dahin kamen. Hernach mußte es sich auch so fügen, daß gerade damals bey der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal ein neues Gebäude aufgeführt wurde, an welchem wenigstens 36 Menschen arbeiteten, die alle ihre Arbeit liegen ließen, sobald sie die Flamme erblickten, und zum Löschen eileten. Eher ließ also der liebe Gott nicht Feuer in Schnepfenthal aufgehen, bis er für Feuerspritzen gesorget, und 36 Menschen zum Löschen herbeygeführet

ret hatte. Wenn nun unter den vielen Menschen, die bey dieser Gelegenheit sich versammelten, auch nur einer, im Vertrauen auf Gott, bestärkt würde, so haben doch diese Feuersbrünste viel Gutes bewirkt.

W. Wenn eine Schlacht gewesen ist, so pflegt man diejenigen in Zeitungen zu nennen, die sich am tapfersten hielten. Sollte es nicht gut seyn, wenn man auch diejenigen nennte, die sich bey Feuersbrünsten vorzüglich gut hielten?

B. Allerdings wäre es gut. Dergleichen Leute arbeiten weder um Lohn noch um Ehre, sondern blos, um ihren Nebenmenschen zu helfen. Sie sind also wohl werth, daß man ihren Namen bekannt mache. Wenn künftig irgendwo eine Feuersbrunst wieder entstehen sollte, und glaubwürdige Personen, z. E. Pfarrer, Rathsherr, Amtmann u. d. gl. melden mir den Namen dessen, der sich am mehresten durch seinen Beystand auszeichnete: so will ich ihn gerne durch mein Blätchen bekannt machen. Dießmal konnte ich nicht recht bestimmen, wer der eifrigste war, weil alles, was ich um mich erblickte, im Arbeiten sich eifrig zeigte, und, weil ich auch nicht alle kannte. Unter denen, die zunächst bey mir stunden, war der eifrigste der Oelmüller aus Schnepfenthal — Pfeifer.

Wenn man recht wissen will, was wahre Aufklärung sey, und wie sie am besten vorbereitet werde: so lese man „C. G. Salzmann über die Erlösung der Menschen vom Elende, durch Jesum; imgleichen „Ewald, über Volksaufklärung, ihre Grenzen und Vortheile.“

Der Bote
aus
Thüringen.

Fünf und dreyßigstes Stück.

1 7 9 1.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Mein Herr holte hierauf sein Federmesser aus der Tasche, machte es auf, hielt es empor, bedeckte den Stiel mit der Hand und fragte: sieht er das ganze Federmesser?

J. Nichts als die Klinge.

V. A. Warum denn nicht auch den Stiel?

J. Wie kann ich denn das? Sie bedekken ja den Stiel mit der Hand.

V. A. Vielleicht ist es mit den Schiffen eben so. Vielleicht bedeckt sie auch etwas, daß wir nicht sehen können. Was mag dieß wohl seyn?

J. Doch wohl Wasser. Ich mag ja sehn, wohin ich will, so erblicke ich nichts, als Wasser.

V. A. Vermuthlich gehen also die Schiffe unter dem Wasser, und die Mastbäume und Seegel über dem Wasser.

J. Das kann doch wohl nicht seyn, sonst müßten ja die Leute ersaufen.

V. A. Freilich. Und wenn das Schiff einmal unter dem Wasser wäre, so würde Mast und Seegel augenblicklich nachfolgen.

J. Darauf weiß ich weiter nichts zu antworten.

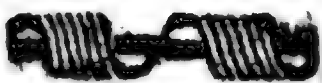
V. A. Nun so denke er darüber nach! Durch Nachdenken wird man klug.

Er verließ mich nun, ich blieb auf dem Verdecke stehen, dachte der Sache weiter nach, und sahe die Schiffe immer näher kommen. Endlich sahe ich sie ganz. Es entstund in unserm Schiffe ein Auflauf, es wurde vielerley gesprochen, wovon ich aber kein Wort verstund, weil alles Holländisch war, und ich das Holländische nicht gelernt hatte. Auf einmal that jedes dieser Schiffe einen Schuß, und aus dem unsrigen wurde wieder geschossen.

Wie mir dabey zu Muthe war, kann ich niemanden beschreiben. Ich vermuthete alle Augenblicke, daß unser Schiff angegriffen werden würde, und zitterte, ohne Ruhm zu melden, am ganzen Leibe.

In der Angst redete ich den Matrosen an, der neben mir stund, und fragte: Was giebts denn nur? was ist denn das? Dieser war zum

Glück



ein Deutscher, und lachte über meine Fragen, daß ihm der Bauch schütterte. Landsmann, sagte er, man sieht wohl, daß du das erstemal auf einem Schiffe bist. Dieß Schießen will weiter nichts sagen, als — guten Morgen! Wenn die Menschen auf dem Lande einander begegnen, so sagen sie geradezu guten Morgen! oder guten Abend! Wenn aber Schiffe einander begegnen, so müssen sie einander den guten Morgen oder guten Abend etwas lauter zurufen, theils weil sie einander nicht nahe kommen dürfen, theils, weil das Wasser, das Tau und Seegelwerk, immer so vieles Geräusche verursachen. Deswegen begrüßen sie einander, wenn sie sich begegnen, immer mit ein Paar Kanonenschüssen. Nun war ich auf einmal aus meinem Traume. Woher es aber komme, daß man von den Schiffen erst das obere Theil erblicke, ehe man das untere sehen kann, das konnte ich noch immer nicht begreifen. Ich stellte mich daher auf das Verdeck, und sahe den Schiffen nach, die vor uns vorbey geseegelt waren. Da sahe ich nun gar deutlich, daß erst wieder das untere Theil verschwand, hernach das mittlere, daß ich am Ende nur noch die Spitzen der Mastbäume erblicken konnte. Ists doch, dachte ich wie wenn die Schiffe nach und nach zu einem Berge hinunter führen. Und nun wur-

de mirs auf einmal helle im Kopfe. Ich suchte meinen Herrn auf und rief ihm zu: ich habe es heraus! ich habe es heraus! Die Erde ist kugelrund! Die Schiffe seegeln also immer auf einer Kugel hin, und da kann es nicht anders kommen, als daß man die Spitzen der Mastbäume, wenn sie uns entgegen kommen, zuerst, und eben diese Spitzen zuletzt, sehen muß, wenn sie von uns gehen.

Das war getroffen, lieber Constant, sagte mein Herr. Dieß wird er nun in seinem Leben nicht vergessen, weil er es durch e i g n e s Nachdenken heraus gebracht hat. Hätte ich es ihm gesagt, so wäre es wahrscheinlich zu einem Ohre hinein, zum andern wieder hinaus gegangen. Denn wenn der Mensch nur den zehnten Theil von dem, was er hört und liest, merkte, wie viel müßte er nach funfzig Jahren wissen! Aber, wie gesagt, das mehreste von dem, was der Mensch hört und liest, geht wieder verlohren; was er aber durch eignes Nachdenken heraus bringt, das behält er sein lebelang. Deswegen sehe ich es nicht gerne, wenn man den Kindern alles vorsagt. Wollte man z. E. zu einem Kinde sagen: „wie gut es der Schöpfer mit dem Menschen meyne, sehen wir, unter andern, aus den Händen, die er ihm gegeben hat, mit welchen er

so

so vielerley Arbeiten verrichten kann; hätte er, statt der Hände, Tatzen, wie ein Hund, bekommen, wie arm wäre er!" Wenn man, sage ich, so zu einem Kinde reden wollte, so ist es zwar wahr und herzlich gut gemeynt, aber das flatterhafte Kind hat vielleicht unter der Zeit, da dieß gesprochen wird, die Gedanken wo anders, merkt nicht auf, versteht es nicht recht und vergißt es leicht. Wenn ich hingegen das Kind *frage*: wozu hast du deine Hände? was machst du damit? wäre es nicht besser, wenn du Tatzen hättest, wie ein Hund? so muß das Kind *selbst* nachdenken und das, was es durch *eignes* Nachdenken heraus bringt, vergißt es gewiß so leicht nicht.

Ich habe diese Erinnerung auch, bis auf den heutigen Tag, nicht vergessen, und sie ist mir, bey meiner Kinderzucht, sehr nützlich gewesen.

Wir schifften nun von einem Tage zum andern fort, und hatten niemals Langeweile: theils weil mein Herr mich immer auf die Merkwürdigkeiten aufmerksam machte, die wir auf dem Meere antrafen, theils, weil er immer die Matrosen aufsuchte, die Deutsch sprechen konnten, und sich mit ihnen in Gespräche einließ. Ich würde nicht fertig mit erzählen, wenn ich alles anführen wollte, was ich sahe und hörte. Ich will also nur

noch ein Gespräch anführen, das mein Herr mit einem Matrosen hielt.

Es war nun seine Art so, daß er immer unter den Menschen herum gieng, ihnen ins Gesichte sahe, und jeden anredete, der ihm merkwürdig schien.

So traf er auch einmal einen Matrosen an, der ganz tiefsinnig saß, und den Kopf in die Hand gelegt hatte.

Guten Morgen, Landsmann! sagte er, warum so betrübt?

M. Ey, bey so einem Hundeleben mag der Henker vergnügt seyn.

B. A. Ich habe immer geglaubt, man könne in jedem Zustande vergnügt seyn, wenn man sich nur in seine Lage zu finden wüßte.

M. Ist der Herr schon Matrose gewesen?

B. A. Niemals.

M. Da spricht er also, wie der Blinde von der Farbe. Herr! nur zwey Tage sollte er die Arbeit thun, die ein Matrose verrichten muß, die Kost genießen, die uns gereicht wird, und sich so ausschimpfen und ausprügeln lassen, dann würde er aus einem andern Tone singen.

B. A. Ich könnte ihm dagegen noch vieles einwenden, will es aber nicht thun, weil ich kein Freund von Einwendungen bin. Gesetzt aber, daß

daß das Matrosenleben ein wirkliches Hundeleben wäre, warum ist er denn Matrose geworden?

M. Ich bin kein Matrose geworden.

B. A. Nicht Matrose geworden? er ist ja Matrose, folglich muß er es geworden seyn.

M. Aber nicht freywillig. Man hat mich betrogen, man hat mich gezwungen, Matrose zu werden.

B. A. Wie so?

M. Wenn er es wissen will, so will ich es ihm erzählen. Ich komme nach Amsterdam, um da Arbeit zu suchen. Da begegnet mir ein Mann, sieht mir ins Gesicht, und fragt mich: woher Landsmann? Aus Deutschland, antwortete ich. Vielleicht, fragte er weiter, aus Sachsen? Ja, antwortete ich, aus Sachsen, und zwar aus Thüringen.

Aus Thüringen? fuhr er fort, da sind wir ja Landsleute! Willkommen! Willkommen in Amsterdam! und nun nahm er mich bey der Hand, führte mich mit sich fort, daß ich, wie er sagte, auf den Abend mit ihm essen sollte.

Ich aß auch wirklich mit ihm, und aß nicht nur, sondern trank auch, und zwar ein Bischen viel, so, daß ich mich zu Bette mußte führen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im

Im Monat August haben sich folgende Liebhaber zur christlichen Hauspostille gemeldet:

Herr Pf. Beumelburg in Neurieth	1	Ex.
— Kuch in Meiningen	4	
— Cand. Mensel in Hörselgau	1	
— Pf. Baldamus in Helbra	7	
— Cand. Mehnert in Leipzig	6	
— Pf. Schreck zu Westenfeld	1	
— Cant. Ziller in Kaditz	14	
— Mundkoch Habermann in Gotha	1	
— Joh. Wilh. Müller in Altenburg	1	
— Pf. Vollheding in Schloß Annaburg	6	
— Richter in Leipzig	1	
— Pf. Burbach in Mahlwinkel	1	
— Diak. Dieterich in Nordhausen	1	
— v. Truchseß in Wetzhausen	1	
— Rekt. Drechsler in Harburg	2	
— Schildbach in Eisenberg	9	
— v. Hagen in Lüdescheid	10	
— Girtanner in St. Gallen	6	
— Postsec. Holland in Hersfeld	1	
— Oberforstm. v. Beaulieu in Celle	3	
— Salzmann in Erfurt	12	
— Cant. Kahlert in Langensalz	1	
— Pf. Rothe in Göthern	2	
Frau Prof. Ausfeld in Langensalz	2	
Summa	94	

Der Bote aus Thüringen.

Sechs und dreyßigstes Stück.

1791.

Bote. Wirth.

B. Guten Morgen, Herr Gevatter! ist mirs doch heute schon sauer geworden!

W. Guten Morgen! es scheint auch, als wenn er heute weit mehr bepackt wäre, wie gewöhnlich. Wie geht das zu?

B. Das kann er leicht denken. Ich habe heute ganz Amerika im Ranzen. Hu das drückt! — (so trat der Bote in die Stube seines lieben Wirthes and kramte aus. — Was er über die Landkarte von Amerika, welche bey diesem Botenstücke liegt, geplaudert hat, soll nun folgen).

Wie gesagt, Herr Gevatter, ich kanns durchaus nicht leiden, daß unser Eins von der Erde nicht mehr wissen soll, als draußen der Hammel. Kennt doch jeder Hauswirth sein Haus; unsere Erde ist doch wahrlich weit mehr, warum

...n über die so ganz unwissend blei-
... Leute glauben, dort drüben, wo der
Himmel auf die Erde zu stoßen scheint, wo Sonne und Mond hervorkommen, seys rein aus, da habe die Welt ein Ende, und wer sich da nicht in Acht nähme, könnte bauz! herunterfallen *). — Ich habe ihm schon ehemals gesagt, daß unsere Erde ein großer kugelförmiger Körper ist, welcher 5400 Meilen im Umfange hat. Der größte Theil der Erdoberfläche ist Meer. Alles Land steht daraus hervor, wie Inseln. Die vier größten Länder nennt man Erdtheile (fälschlich Welttheile). Drey davon liegen zusammenhängend auf der einen Seite des großen Erdballs, diese sind Europa, Asien und Afrika. Auf der Karte von Europa, die ich im Jahre 1788 erklärt habe, kann ers sehen, daß diese drey Erdtheile zusammenhängen, und dicht nebeneinander liegen. Aber Amerika liegt ganz al-

lein

*) Diejenigen Leser des Botens, welche die kurze Belehrung über die Erde, welche im 36sten Stücke des Boten vom Jahr 1788 steht, vergessen haben sollten, werden wohlthun, wenn sie das daselbst Erzählte wieder nachlesen, ehe sie hier weiter fortfahren. Auch ist es nöthig, das wieder nachzusehen, was im obigen Jahrgange 1788 Seite 596 vom Gebrauche der Landkarten gesagt ist.

kein auf der andern, entgegengesetzten Seite der Erdkugel zwischen zwey großen Meeren. Sieht er, Herr Gevatter, daher giebts denn keinen Rasenweg nach Amerika, sondern wer hinüber will, muß sich in Holland, England, Spanien, Portugall, überhaupt an dem westlichen Ufer von Europa zu Schiffe setzen, und immer nach Abend zu über ein großes Meer hinüberfahren, welches das Atlantische Meer heißt.

W. Ist das Meer breit? — währts lange, ehe man hinüber kommt?

B. Ey das denk ich, 6 bis 7 hundert Meilen breit, das ist nicht gleich, und die Fahrt dauert 4, 6, 8 und mehrere Wochen, je nachdem der Wind günstig ist. Er rückt mir so an der Mütze — er will doch wohl nicht gar hin?

W. Damit hats Zeit. Ich möchte wohl, wenn ich noch jung wäre. Es soll ja dort Tag seyn, wenns hier Nacht ist; das ist ja schnurrig. Ich möchte das wohl einmal sehn, Herr Gevatter!

B. Ha! ha! ha! da würde er viel dran sehn! ist er nicht wunderlich! Tag und Nacht wechselt dort eben so, wie hier, es würde ihm also nichts neues seyn!

W. Hum! ich kann das nicht recht klein kriegen.

B. Ich wills ihm deutlich machen. Nur muß er mir nicht schwindlich werden; warum, soll er gleich sehn. (Er holt eine Kugel aus der Kegelbahn).

W. He! er will mich doch nicht nieder kegeln? Was soll das bedeuten?

B. Nichts Gevatter! Ich brauche sie, um damit etwas zu erklären. Seh er her! — wenn ich die Kugel so in die Sonne halte, nicht wahr, da ist eine Hälfte vom Sonnenschein hell, die andre nicht. Denk er sich nun einmal, diese Kugel sey die Erde, und auf ihrer schattigen Seite liege Europa und Afrika, so muß ja Amerika auf der hellen Seite liegen. Nicht? —

W. Das versteht sich, denn er hat mir vorhin gesagt, Amerika liege auf der andern Seite der Erde.

B. Dort am Himmel steht die Sonne, sie erleuchtet immer eine Seite unserer Erde, wenn sie nun z. E. jetzt diejenige Seite der Erde bescheint, wo Europa liegt, so muß es ja in Amerika Nacht seyn, und so umgekehrt. Die Erde dreht sich nun aber alle 24 Stunden einmal herum, so wie ich die Kugel hier in der Hand herumlaufen lassen lasse. —

W. Hop! Hop! da möchte man freylich schwindlich werden. Ist das sein Ernst oder Spaß?

B. Ernst.

B. Ernst. So ists, der liebe Gott hats so gemacht, dagegen läßt sich nichts einwenden. Also die Erde dreht sich alle 24 Stunden einmal ganz herum, dadurch entsteht Tag und Nacht; denn alle Länder der Erde kommen dadurch einmal auf die schattigte Seite, und haben dann Nacht, und dann kommen sie wieder auf die Seite, wohin die Sonne scheint, und haben dann Tag. — Ich möchte ihm wohl noch mehr davon erzählen, wenns nur die Zeit zuließe. Jetzt wieder zu Amerika. — Seh er hier auf die Karte. Alles nicht Angemalte stellt Wasser vor. Auf der rechten Seite von Amerika aus — He! Herr Gevatter! er muß aber die Karte nicht verkehrt halten! Seh er, oben der Rand, wo Norden steht, muß oben hin. — Also auf der rechten Seite von Amerika aus nach Morgen hin ist das große *Alantische Meer*. Links an die westliche Küste dieses Erdtheils strömt das größte aller Meere, nämlich das sogenannte *stille* oder *südliche Weltmeer*. In Norden ist die Grenze dieses überaus großen Landes noch ganz unbekannt. Man weiß nicht, ob es mit einem unbekannten Theile Asiens zusammenhängt, oder ob es durch das nördliche Eismeer begränzt wird. Es ist daselbst viel zu kalt, um hin zu kommen, und die Seefahrer wurden bisher immer noch von

den großen Eisschollen, die ihnen in den Weg kamen, aufgehalten. In Nordwesten reicht Amerika aber ganz nahe an Asien heran, wie er auf der Karte sehen kann. Sieht er, da steht linker Hand oben in dem Winkel, noch ein Theil von Asien, und er kann hier die schmale Meerenge sehen, welche beyde Erdtheile von einander scheidet. Es ist, wie ich ihm schon gesagt habe, ein großes Land, von Norden nach Süden hin ist es über zweytausend und vierzig Meilen lang. Manche sagen, Amerika sey noch größer als Asien, andere sagen: nein! es ist nicht so groß. Keiner kann das aber recht wissen, denn man kennt ja Amerika nicht ganz.

Die Natur hat Amerika in 3 Theile getheilt; denn in der Mitte desselben treten die beyden daranliegenden Meere so nahe zusammen, daß nur noch eine schmale Landenge übrig bleibt. Alles Land, was von dieser Landenge aus nach Norden liegt, heißt Nordamerika, dasjenige aber, welches nach Süden liegt, heißt Südamerika. Der dritte Theil von Amerika besteht aus Inseln, welche auf der rechten oder östlichen Seite von Amerika im Meere liegen. Alle diese Inseln führen den Namen Westindien.

W. Also besteht ganz Amerika aus Nordamerika, Südamerika und Westindien?

B. Recht

B. Recht so, Herr Gevatter, ich seh, er hat eine gute Memorie; aber er wird sie auch noch gebrauchen müssen. Wohlan! sehe er her, und gebe er Acht. Jetzt wollen wir die einzelnen Länder in Amerika kennen lernen. Ich fange im Norden an. Das große

Braungelblich gemalte Stück von Amerika kennen wir noch gar nicht gehörig. Deßhalb ist darauf geschrieben unbekannte Länder. Ein Theil davon, der rechts nach Morgen hin liegt, heißt Grönland, das kann er auf der Karte lesen. Das

Orangenfarbene (gelbröthliche) Stück gehört den Engländern. Es besteht aus einem Theile von Kanada, aus ganz Labrador, aus der rechts danebenliegenden Insel Neuland (auf französisch Terre neuve) und aus Neuschottland, nebst ein Paar kleinen Inseln. Gleich drunter, oder weiter nach Süden hin, ist ein Land ganz

Grasgrün gemalt, und es ist hinein geschrieben V. Staaten, d. heißt vereinigte Staaten. Dieses ganze Land gehörte sonst den Engländern, aber die Einwohner machten sich, in dem amerikanischen Kriege, welcher sich 1783 endigte, frey. Alles

Blau-

Bläulichgrün gemalte Land steht unter der spanischen Regierung. Es ist ein ungeheuer großes Stück, die faule Bärenhaut der Spanier, aus dem sie nun seit langer Zeit Reichthümer zogen. Ich muß ihm doch die Reiche alle nennen, aus welchem dieß große spanische Land, welches hoch in Nordamerika anfängt, und bis in die südlichste Spitze von Südamerika fortläuft, bestehet. Lese er die Namen hübsch auf der Karte nach. Ganz in Norden liegt Neumexiko, weiter nach Süden Luisiana; rechts daneben Florida; links herabwärts Altmexiko, und die Halbinsel Californien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Es ist vergessen worden, zu melden, daß sich die Gemeine zu Hörselgau, bey Löschung des Brandes zu Schnepfenthal, vorzüglich thätig gewesen hat. Sie verließ ihren Weizen, mit dessen Erndte sie beschäfftigt war, so bald sie das Feuer erblickte, und schickte, statt einer, zwey Feuerspritzen. Sie verschmerzt auch gerne den Verlust, den sie an ihren Weizen erlitte, der nun dem darauf folgenden Regen ausgesetzt wurde.

(Hierbey eine Landcharte.)

Der Bote aus Thüringen.

Sieben und dreyßigstes Stück.

1791.

(Fortgesetzte Erklärung der beym vorigen Stücke befindlichen Landkarte.)

Bote. Wirth.

Nun kommen wir nach Südamerika. Darin liegen folgende Reiche, nämlich das Königreich Neugranada, wozu auch die Landenge gehört, welche Nord und Südamerika mit einander verbindet und die den Namen Darien führt. Dann kommt weiter nach Süden hin das Königreich Peru, wozu noch Chili gehört. Auf der östlichen Seite von Chili und Peru liegt das Königreich Rio de la Plata, an beyden Seiten des großen Flusses Plata.

W. Halt wo ist das!

B. Seh er nur recht zu, der Name Plata steht neben dem Flusse, ist aber verkehrt geschrieben. In diesem Königreiche la Plata gehört

sollen wir denn über die so ganz unwissend bleiben? Viele Leute glauben, dort drüben, wo der Himmel auf die Erde zu stoßen scheint, wo Sonne und Mond hervorkommen, seys rein aus, da habe die Welt ein Ende, und wer sich da nicht in Acht nähme, könnte bauz! herunterfallen *). — Ich habe ihm schon ehemals gesagt, daß unsere Erde ein großer kugelförmiger Körper ist, welcher 5400 Meilen im Umfange hat. Der größte Theil der Erdoberfläche ist Meer. Alles Land steht daraus hervor, wie Inseln. Die vier größten Länder nennt man Erdtheile (fälschlich Welttheile). Drey davon liegen zusammenhängend auf der einen Seite des großen Erdballs, diese sind Europa, Asien und Afrika. Auf der Karte von Europa, die ich im Jahre 1788 erklärt habe, kann ers sehen, daß diese drey Erdtheile zusammenhängen, und dicht neben einander liegen. Aber Amerika liegt ganz allein

*) Diejenigen Leser des Botens, welche die kurze Belehrung über die Erde, welche im 36sten Stücke des Boten vom Jahr 1788 steht, vergessen haben sollten, werden wohlthun, wenn sie das daselbst Erzählte wieder nachlesen, ehe sie hier weiter fortfahren. Auch ist es nöthig, das wieder nachzusehen, was im obigen Jahrgange 1788 Seite 596 vom Gebrauche der Landkarten gesagt ist.

lein auf der andern, entgegengesetzten Seite der Erdkugel zwischen zwey großen Meeren. Sieht er, Herr Gevatter, daher giebts denn keinen Rasenweg nach Amerika, sondern wer hinüber will, muß sich in Holland, England, Spanien, Portugall, überhaupt an dem westlichen Ufer von Europa zu Schiffe setzen, und immer nach Abend zu über ein großes Meer hinüberfahren, welches das Atlantische Meer heißt.

W. Ist das Meer breit? — währts lange, ehe man hinüber kommt?

B. Ey das denk ich, 6 bis 7 hundert Meilen breit, das ist nicht gleich, und die Fahrt dauert 4, 6, 8 und mehrere Wochen, je nachdem der Wind günstig ist. Er rückt mir so an der Mütze — er will doch wohl nicht gar hin?

W. Damit hats Zeit. Ich möchte wohl, wenn ich noch jung wäre. Es soll ja dort Tag seyn, wenns hier Nacht ist; das ist ja schnurrig. Ich möchte das wohl einmal sehn, Herr Gevatter!

B. Ha! ha! ha! da würde er viel dran sehn! ist er nicht wunderlich! Tag und Nacht wechselt dort eben so, wie hier, es würde ihm also nichts neues seyn!

W. Hum! ich kann das nicht recht klein kriegen.

B. Ich wills ihm deutlich machen. Nur muß er mir nicht schwindlich werden; warum, soll er gleich sehn. (Er holt eine Kugel aus der Kegelbahn).

W. He! er will mich doch nicht nieder kegeln? Was soll das bedeuten?

B. Nichts Gevatter! Ich brauche sie, um damit etwas zu erklären. Seh er her! — wenn ich die Kugel so in die Sonne halte, nicht wahr, da ist eine Hälfte vom Sonnenschein hell, die andre nicht. Denk er sich nun einmal, diese Kugel sey die Erde, und auf ihrer schattigen Seite liege Europa und Afrika, so muß ja Amerika auf der hellen Seite liegen. Nicht? —

W. Das versteht sich, denn er hat mir vorhin gesagt, Amerika liege auf der andern Seite der Erde.

B. Dort am Himmel steht die Sonne, sie erleuchtet immer eine Seite unserer Erde, wenn sie nun z. E. jetzt diejenige Seite der Erde bescheint, wo Europa liegt, so muß es ja in Amerika Nacht seyn, und so umgekehrt. Die Erde dreht sich nun aber alle 24 Stunden einmal herum, so wie ich die Kugel hier in der Hand herumlaufen lassen lasse. —

W. Hop! Hop! da möchte man freylich schwindlich werden. Ist das sein Ernst oder Spaß? B. Ernst.

B. Ernst. So ists, der liebe Gott hats so gemacht, dagegen läßt sich nichts einwenden. Also die Erde dreht sich alle 24 Stunden einmal ganz herum, dadurch entsteht Tag und Nacht; denn alle Länder der Erde kommen dadurch einmal auf die schattigte Seite, und haben dann Nacht, und dann kommen sie wieder auf die Seite, wohin die Sonne scheint, und haben dann Tag. — Ich möchte ihm wohl noch mehr davon erzählen, wenns nur die Zeit zuließe. Jetzt wieder zu Amerika. — Seh er hier auf die Karte. Alles nicht Angemalte stellt Wasser vor. Auf der rechten Seite von Amerika aus — He! Herr Gevatter! er muß aber die Karte nicht verkehrt halten! Seh er, oben der Rand, wo Norden steht, muß oben hin. — Also auf der rechten Seite von Amerika aus nach Morgen hin ist das große Alantische Meer. Links an die westliche Küste dieses Erdtheils strömt das größte aller Meere, nämlich das sogenannte stille oder südliche Weltmeer. In Norden ist die Grenze dieses überaus großen Landes noch ganz unbekannt. Man weiß nicht, ob es mit einem unbekannten Theile Asiens zusammenhängt, oder ob es durch das nördliche Eismeer begränzt wird. Es ist daselbst viel zu kalt, um hin zu kommen, und die Seefahrer wurden bisher immer noch von

den großen Eisschollen, die ihnen in den Weg kamen, aufgehalten. In Nordwesten reicht Amerika aber ganz nahe an Asien heran, wie er auf der Karte sehen kann. Sieht er, da sieht linker Hand oben in dem Winkel, noch ein Theil von Asien, und er kann hier die schmale Meerenge sehen, welche beyde Erdtheile von einander scheidet. Es ist, wie ich ihm schon gesagt habe, ein großes Land, von Norden nach Süden hin ist es über zweytausend und vierzig Meilen lang. Manche sagen, Amerika sey noch größer als Asien, andere sagen: nein! es ist nicht so groß. Keiner kann das aber recht wissen, denn man kennt ja Amerika nicht ganz.

Die Natur hat Amerika in 3 Theile getheilt; denn in der Mitte desselben treten die beyden daranliegenden Meere so nahe zusammen, daß nur noch eine schmale Landenge übrig bleibt. Alles Land, was von dieser Landenge aus nach Norden liegt, heißt Nordamerika, dasjenige aber, welches nach Süden liegt, heißt Südamerika. Der dritte Theil von Amerika besteht aus Inseln, welche auf der rechten oder östlichen Seite von Amerika im Meere liegen. Alle diese Inseln führen den Namen Westindien.

W. Also besteht ganz Amerika aus Nordamerika, Südamerika und Westindien?

B. Recht

B. Recht so, Herr Gevatter, ich seh, er hat eine gute Memorie; aber er wird sie auch noch gebrauchen müssen. Wohlan! sehe er her, und gebe er Acht. Jetzt wollen wir die einzelnen Länder in Amerika kennen lernen. Ich fange im Norden an. Das große

Braungelblich gemalte Stück von Amerika kennen wir noch gar nicht gehörig. Deshalb ist darauf geschrieben *unbekannte Länder*. Ein Theil davon, der rechts nach Morgen hin liegt, heißt *Grönland*, das kann er auf der Karte lesen. Das

Orangenfarbene (gelbröthliche) Stück gehört den Engländern. Es besteht aus einem Theile von *Kanada*, aus ganz *Labrador*, aus der rechts danebenliegenden Insel *Neuland* (auf französisch Terre neuve) und aus *Neuschottland*, nebst ein Paar kleinen Inseln. Gleich drunter, oder weiter nach Süden hin, ist ein Land ganz

Grasgrün gemalt, und es ist hinein geschrieben V. Staaten, d. heißt vereinigte Staaten. Dieses ganze Land gehörte sonst den Engländern, aber die Einwohner machten sich, in dem amerikanischen Kriege, welcher sich 1783 endigte, frey. Alles

Bläulichgrün gemalte Land steht unter der spanischen Regierung. Es ist ein ungeheuer großes Stück, die faule Bärenhaut der Spanier, aus dem sie nun seit langer Zeit Reichthümer zogen. Ich muß ihm doch die Reiche alle nennen, aus welchem dieß große spanische Land, welches hoch in Nordamerika anfängt, und bis in die südlichste Spitze von Südamerika fortläuft, bestehet. Lese er die Namen hübsch auf der Karte nach. Ganz in Norden liegt Neumexiko, weiter nach Süden Luisiana; rechts daneben Florida; links herabwärts Altmexiko, und die Halbinsel Californien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Es ist vergessen worden, zu melden, daß sich die Gemeine zu Hörselgau, bey Löschung des Brandes zu Schnepfenthal, vorzüglich thätig gewesen hat. Sie verließ ihren Weizen, mit dessen Erndte sie beschäfftigt war, so bald sie das Feuer erblickte, und schickte, statt einer, zwey Feuerspritzen. Sie verschmerzt auch gerne den Verlust, den sie an ihren Weizen erlitte, der nun dem darauf folgenden Regen ausgesetzt wurde.

(Hierbey eine Landcharte.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Sieben und dreyßigstes Stück.

1791.

(Fortgesetzte Erklärung der beym vorigen Stücke befindlichen Landkarte.)

Bote. Wirth.

Nun kommen wir nach Südamerika. Darin liegen folgende Reiche, nämlich das Königreich Neugranada, wozu auch die Landenge gehört, welche Nord und Südamerika mit einander verbindet und die den Namen Darien führt. Dann kommt weiter nach Süden hin das Königreich Peru, wozu noch Chili gehört. Auf der östlichen Seite von Chili und Peru liegt das Königreich Rio de la Plata, an beyden Seiten des großen Flusses Plata.

W. Halt wo ist das!

B. Seh er nur recht zu, der Name Plata steht neben dem Flusse, ist aber verkehrt geschrieben. In diesem Königreiche la Plata gehört

auch die Provinz Paraguay, welche auf der Ostseite des Flusses liegt. Endlich eignen sich auch die Spanier die südlichste Spitze von Amerika zu, die heißt Patagonien. Das

Gelb gezeichnete Land heißt Guiana oder Guayana. Die Spanier, Holländer, Franzosen und Portugiesen haben es unter sich getheilt. Die Holländer besitzen hier das Land Surinam. Nun ist noch ein Land übrig, es siehet

Roth aus, das ist Brasilien, Hr. Gevatter. Es gehört den Portugiesen.

W. Aber sage er mir doch, wo haben denn die wilden Amerikaner ihre Länder.

B. Die wohnen durch ganz Amerika zerstreut von Norden bis nach Süden hin, theils bey den Europäern, meistens aber für sich in allen Ländern, die ich bisher genannt habe. Denn die Europäer wohnen meistentheils nur an den Seeküsten. Hier haben sie sich angebaut. Die innern Gegenden aber liegen beynahe überall noch wüste und sind der Wohnsitz der wilden Amerikaner.

Von Westindien merke er sich jetzt folgendes:

Die grüngemalten Inseln gehören den Spaniern. Sie heißen, wie er auf der Karte sehen kann, Cuba, die größte von allen, St.

Do-

Domingo, welches zum Theil den Franzosen gehört; Portoriko.

Ueber Cuba liegen 2 kleine Inseln, welche Bahamainseln heißen und den Engländern gehören. Es liegen in dieser Gegend wohl 500 Inseln, die meisten sind aber wüste Felsen.

Unter Cuba liegt die englische Insel Jamaica.

Weiter gegen Morgen hin sieht er eine ganze Menge Inseln wie eine Heerde Schafe beysammen. Man hat die Namen nicht alle hinbringen können, sondern nur zwey genannt nämlich Martinik und Guadelupe, welche den Franzosen gehören.

Jetzt wollen wir alles etwas näher kennen lernen.

Da Amerika so weit von Süden nach Norden hin fortläuft, so ist Luft und Witterung in den verschiedenen Ländern desselben sehr verschieden. In den unbekannten Nordländern dauert der Winter sehr lange; in Westindien, und in den mittlern Gegenden von Amerika hingegen ist gar kein Winter; in Norden erreicht der Einwohner wegen der Kälte nicht einmal die gehörige Menschengröße, und in den heißen mittlern Gegenden, besonders in Westindien, auf der Landenge Darien in Neugranada in Guiana u. s. w.

ist die Hitze unausstehlich; in Norden ist Land und Meer den größten Theil des Jahrs hindurch mit Eis angefüllt, und in Peru bringt mans pfundweise zu Markte um die Getränke damit abzukühlen. Nach der Witterung richten sich auch die Thiere und Pflanzen. In Norden giebts Eisbären, Seehunde, Wallfische, Elendthiere, Biber, in jenen heißen Ländern, Affen, Papagaien, Maulthiere u. d. g. dort giebts nur Eichen, Birken, Heidebeeren u. d. gl. hier Zukkerröhr, Kaffee, Baumwolle, Ananas u. s. w.

W. Eben seh ich, daß ein Strich über die Karte gehet, bey welchem geschrieben ist, die Linie, ist denn das die Linie, von der die Schiffer und die Reisenden immer so viel sprechen?

B. Ja freylich ist sies, sie geht also wie er siehet durch Südamerika.

W. Hm! ich möchte doch wohl wissen, was es eigentlich mit der Linie wäre? ists denn nur wirklich eine Linie, die dort so über Land und Meer fortläuft?

B. Ey ich dächte gar Herr Gevatter! die Gelehrten denken sich bloß, um die Mitte der Erdkugel eine Linie, wodurch die ganze Kugel in zwey gleiche Hälften getheilt wird, so wie sie sich noch mehr andere Linien um die Erde herum gedenken. Die Sachen gebrauchen sie denn so zu

ihren gelehrten Rechnungen und Ausmessungen, das ist für unser einem zu hoch, so wie es für dem Gelehrten wieder zu hoch ist, den ganzen Tag hinterm Pfluge herzugehen, oder so was auszuhalten. Wir wissen von der Linie nur, daß es da sehr heiß ist, das kömmt aber nicht von der Linie —

W. Ja das versteht sich, denn wenn keine da ist, so kanns nicht davon kommen. —

V. Sondern von der Stellung der Erde gegen die Sonne, wodurch die mittlern Gegenden um die ganze Erde herum sehr heiße Witterung haben. — Jetzt will ich ihm von jedem Lande in Amerika etwas erzählen, und da wirds ihn denn zu Statten kommen, wenn er die Länder noch auf der Karte zu finden weiß.

1) Grönland kennen wir bey weiten noch nicht recht genau, obgleich dieß Land schon vor 800 Jahren den Europäern bekannt wurde. Die Witterung ist hier an der See herum eben nicht so sehr kalt als man glaubt. Man kann allenfalls noch Getraide und Gartengewächse bauen und man hält Kühe, Schafe; aber daß es hier auch Reanthiere giebt, zeigt an, daß das Land auch nicht warm sey; dieß gilt besonders von den innern Gegenden. Der größte Reichthum ist hier außer der Viehzucht, der Fischfang. Man

fängt

fängt da viel Wallfische. An der westlichen Seite am Meere wohnen Dänen, die haben sich da mehrere Flecken angebaut. Die Eingebohrnen des Landes heißen Grönländer. Dieß sind kleine dicke fette gesunde bräunliche Leute. Sie nähren sich von der Jagd und vom Fischfange und kleiden sich in Rennthier- Seehunds- und Vogelfelle. Ihre Hauptnahrung ist Seehundsfleisch, Thran und Blut. Ackerbau treiben sie gar nicht, Hunde spannen sie statt der Pferde vor die Schlitten.

2) Unbekannte Länder. Von denen wissen wir natürlicher weiße noch sehr wenig Herr Gevatter: aber es mag hier auch schöne fruchtbare Gegenden mit großen Waldungen geben. Auch wohnen da noch Menschen. An der nördlichen Küste, (links am Ufer des sogenannten stillen Meeres) ist doch eine Stelle, die oft in den Zeitungen genannt worden ist, nämlich Nootkasund, worüber sich England und Spanien stritten.

3) Englische oder großbrittanische Länder. Die nördliche Gegend davon heißt Labrador. Sieht er da steht der Name. Es ist daselbst unerträglich kalt. Der Winter dauert das ganze Jahr hindurch, ausgenommen 3 Monate. Man kann daher kein Getraide bauen,

man

man fängt aber Bären, Wölfe, Luchse, Biber, Marder Fischottern und handelt stark mit Pelzwerk. An der See herum ist der Fischfang sehr stark, vorzüglich auf der Insel Neuland. Es wimmelt dort von Stockfischen, mehr als 20 tausend Menschen gehen auf den Fang desselben aus, und viele tausend Tonnen gehen jährlich nach Europa. Unter den Einwohnern von Labrador sind die Eskimos am merkwürdigsten. Diese Leute sind noch ganz roh, glauben an Hexen und Zauberer so wie die Grönländer. Ihre Nahrung besteht in Fischen und Thran. Von Brod und Salz wissen sie nichts. Fleisch und Fische essen sie oft ganz roh hinein. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile. Alle diese Leute sind sehr klein und man glaubt, es komme von der kalten Himmelsgegend in der sie wohnen. Von Labrador nach Süden hin liegt Canada. Dieses Land erstreckt sich in Süden eigentlich bis ganz nach Florida hin, aber nicht das ganze Land gehört den Engländern. Seh er einmal her. Zwischen dem rothgelb und grasgrün gemalten Ländern liegen einige große Seen. Bis zu diesen Seen geht nur das englische Canada. Was von den Seen aus nach Mittag hin liegt, gehört zu den vereinigten Staaten. Das englische Canada, in welchem die Stadt Quebeck am Lo-

renzflusse liegt, ist groß und wird von Franzosen, Engländern und Indianischen Völkerschafften bewohnt. Man bauet hier türkisch Korn, Gartenfrüchte, hat Holz in großer Menge, fängt Fische und schon genannte Thiere mit guten Pelzbälgen. Die Stadt Quebeck hat wohl 14000 Einwohner und der Lorenzstrom, an dem sie liegt und der aus den obengenannten Seen kommt, ist an seiner Mündung viel Meilen breit. Am rechten Ufer des Lorenzstromes liegt noch Schottland. Es kommt beynahe in allen mit Canada überein, auch hier giebt es schon mehrere englische Städte.

4) Vereinigte Staaten. Auf der Westseite grenzen sie an einen außerordentlich großen Strom, Namens Missisippi, in Norden an die großen Seen und gegen Morgen ans Meer. Nach Mittag zu liegt Florida

(Die Fortsetzung künftig.)

In der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal ist fertig geworden:

„Pädagogisches Bedenken über eine Schrift
„des Herrn Hofraths Faust, wie der Geschlechts-
„trieb bey den Menschen in Ordnung zu bringen,
„und wie die Menschen besser und glücklicher zu
„machen, von Christian Gotthilf Salzmann,“

und ist daselbst für 1 Groschen 6 Pfennige zu haben. Briefe und Geld werden postfrey eingeschickt, mit der Aufschrift: „An Herrn Müller, Buchdrucker in Schnepfenthal.“

Der Bote
aus
Thüringen.

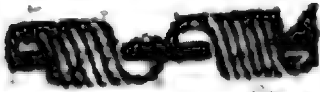
Acht und dreyßigstes Stück.

1791.

(Fortgesetzte Erklärung der beym 36ten Stücke befindlichen Landkarte.)

Bote. Wirth.

Diese Länder hatten sonst die Engländer im Besitz. Sie hatten viele Colonisten dahin geschikt, unter denen sich auch viele Deutsche befanden, die bauten das Land am Meere an, und standen unter englischer Regierung. Die Colonien betrachteten den englischen Staat als ihren Vater, aber man weiß wohl, wenn die Kinder mannbar werden, so wollen sie nach und nach auch, wie billig, ihren eigenem Willen haben, so auch die Colonisten. Sie fühlten sich gedrückt, rebellirten und rissen sich unter dem Beystande der Franzosen von England los, nach einem langen Kriege, der erst 1783 geschlossen wurde. Seitdem machen diese Staaten eine Republik aus. Es sind jetzt



14 Staaten oder Provinzen, die sich durch eine Art von Natzionalversammlung regieren lassen. Diese Provinzen liegen an der Seeküste hin. Sie machen ein Land aus, das größer ist als Deutschland, Frankreich, und das Königreich England zusammen genommen. Weiter ins Land hinein bis nach dem Missisippistrome gehört noch ein Theil von Canada darzu, durch welchen der Fluß Ohio fließt, wie er auf der Karte sehen kann. Dieser ganze Landesstrich ist äußerst fruchtbar zum Ackerbau, die Witterung ist günstiger als in irgend einem Lande. In Norden ist das Clima (Witterung Luft Kälte und Wärme) wie in Schweden, in der Mitte wie in Deutschland und Frankreich, in Süden wie in Spanien. Was kann man nicht in einem solchen Lande bauen und erndten. Da giebts Eisen, Getraide, Lein, Hanf, Tobak, Holz, Pelzwerk, Wolle, Seide, Fische, Indigo, Citronen u. s. w. Sachen aus Norden und Süden. Obgleich der Staat noch in seiner Jugend und noch bey weiten nicht ganz angebaut ist, so kann er doch schon viele Waaren versenden. Die Ursach, daß ein Land so schnell in die Höhe kam, war hauptsächlich Religionsduldung. Hier fand alles Platz, was sich Christ nannte, daher strömten aus allen Ländern Menschen herzu und baueten Land und Städte, legten

len Schulen und Universitäten an, und trieben Schiffahrt und Handlung. Die Fabriken kommen nach und nach auch empor und in wenig Menschenaltern ist dieser Staat wahrscheinlich einer der wichtigsten von der Welt. Unter den vielen Städten dieses Landes haben nur 3 angemerkt werden können, nämlich Boston von 4000 Häusern und 24tausend Einwohnern. Philadelphia von 4600 Häusern und mehr als 40tausend Einwohnern und Charlestown. Aber es giebt noch mehr ansehnliche Städte in diesem Lande, z. B. Savannah, Neuyork, Newport, Baltimore. — In den hintern oder innern Gegenden des Landes, das ist im oben berührten Canada am Flusse Missisippi, Ohio und den großen Seen wohnen noch viele Indianische Völkerschaften frey. Sie nähren sich von Jagd und Fischfange, denn Landbau betreiben nur wenige. Mit den Europäern treiben sie Tauschhandel. Sie bringen Pelzwerk zu Markte, und erhalten dafür besonders Brantewein, der unter ihnen, da sie ihn, so lange sie welchen haben, ohne Maaß trinken, die schrecklichsten Verheerungen anrichtet, und mit Hülfe der Kinderblattern die erst durch die Europäer nach Amerika gebracht wurden, über kurz oder lang die Indianer ganz ausrotten wird.

5) Florida in Süden der vereinigten Staaten, ein sehr warmes fruchtbares Land, reich an Oel, Reis, Wein, Cacao, Coccionelle, Baumwolle und Färbeholz. Es gehörte ehemals den Engländern; jetzt den Spaniern. Auf der Karte war für den Namen einer Stadt kein Platz. Die Hauptstadt heißt aber St. Augustin.

6) Louisiana liegt links daneben, am Flusse Missisippi. Es gehört jetzt auch den Spaniern, so wie alle folgenden Länder, die grün gemalt sind. Es ist ungemein fruchtbar, bringt Sachen hervor, wie Florida und hat sehr große Waldungen. Merkwürdig ists, daß es hier wilde Truthühner in Menge giebt. Nicht weit von der Mündung des Stroms liegt die Stadt Neu Orleans.

7) Neumexiko liegt mehr nach Norden und Westen hin. Es ist wieder ein sehr fruchtbares Land. Die Spanier sitzen hier eben nicht gar zu fest. Die Eingebornen haben hier, so wie in dem gleichfolgenden Lande noch Macht genung, und lassen sich nicht als Unterthanen, sondern als Bundesgenossen behandeln. Das Land hat Silber.

8) Californien ist eine Halbinsel, wie er auf der Karte sehen kann. Die dunkelbraunen

nen Einwohner leben noch ganz frey und wild. Ihr Land ist unangebaut und eben nicht fruchtbar. Sie brauchen aber auch wenig, und essen, Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse und alles, was ihnen vorkommt. Städte giebts hier nicht, die Wilden schlafen unter freyem Himmel, selbst im Winter, denn der Mensch kann, wenn er sich früh hart gewöhnt, alles ertragen, und bleibt dann gesünder, als wenn er sich recht einwickelt und vor der leider sogenannten bösen Luft verwahrt. Noch dazu gehen diese Leute fast ganz nackend, bemahlen den Leib mit rother oder gelber Farbe und umgürten bloß die Mitte des Leibes mit einem Stück von ungegerbten Hirschleder. Man sagt, die Californier können nur bis 3 höchstens 6 zählen.

9) Altmexiko ist ein großes Land, welches auf 2 Seiten am Meere liegt. Auf der Oestlichen Küste stehen sehr große Waldungen von Campeschenholze, das unsere Färber gebrauchen, und von dem kostbaren Mahagonyholze, von dem die reichen Leute ihre Schränke machen lassen, — Zucker, Cacao, Vanille, Ingber, Baumwolle u. d. gl. giebts dort in Menge vor allen aber eine außerordentliche Menge Silber, welches die Spanier Centnerweise gewinnen. Von den hiesigen Thieren muß ich ihm doch auch

ein Paar einheimische nennen, nämlich den Colibri, den kleinsten Vogel in der Welt, den oft eine dortige große Spinne überwältigt, und dann das Faulthier, welche so außerordentlich träge ist, daß es auf einer Reise von etwa 50 Schritten einen ganzen Tag zubringt. Beyde Thiere sind auch in mehrern Ländern des wärmern Amerikas. In diesem Lande wohnen außer den Eingebornen, viele Spanier. Die Hauptstadt ist Mexiko, eine der größten in Amerika, von 150tausend Einwohnern; Acapulco liegt an der See und hat einen Hafen.

In Südamerika haben die Spanier ferner

10. das Königreich Neugranada mit der Landenge Darien, ein sehr heißes Land, durch welches der Fluß Orinoka strömt. Getraide will wegen der Hitze nicht einmal recht gedeihen, desto besser kömmt der Reis, das türkische Korn, Zucker, Cacao u. dgl. Es giebt hier Affen. Papageyen und sehr schöne Holzarten. Silber und Gold machen den Hauptreichthum der Spanier aus. Unter mehrern Städten findet er auf der Karte Porto bello, Santa Fe und Quito angemerkt. Diese letzte Stadt liegt unter der Linie. Es würde also dort sehr heiß seyn, wenn die Stadt nicht außerordentlich hoch in einem Thale zwischen einem hohen Gebir-

birge läge, welches an der westlichen Küste von ganz Südamerika bis nach Nordamerika fortläuft. Es heißt das Andes Gebirge und ist von allen Gebirgen auf der ganzen Erde das höchste, so wie Quito die höchste Stadt auf dem ganzen Erdboden ist. Die allerhöchste Spitze von diesem Gebirge heißt Chimborasso.

11. Peru, Chili und das Königreich de la Plata wollen wir gleich zusammen nehmen. Aus diesen Ländern ziehen die Spanier wieder Gold, Silber, Quecksilber, Edelsteine und es wachsen hier eine Menge Sachen, die ich ihn schon bey den vorigen Ländern genannt habe. In Peru liegt die große Stadt Lima, in Chili, St. Jacob und Valdivia; im Königreich Plata Boenos Aires.

12. Die südlichste Spitze von Südamerika nennt man Patagonien. Die Reisenden, welche zuerst dahin gekommen waren, kamen mit der Nachricht zurück, das Land werde von Riesen bewohnt. Das glaubte man recht gerne, weils so etwas wunderbar klang. Allein nach und nach entdeckte man, daß man die Sache vergrössert hätte, und es fand sich nur, daß die Patagonier starke, meist 6 schuhige Leute sind, die zu Pferde im Lande herumschwärmen und wilde Ochsen jagen.

An

An der südlichsten Spitze von Amerika liegt die Insel Feuerland. Dort ists sehr kalt. Der längste Tag ist der 21. December. Die Einwohner sind sehr roh, sie leben meistens von Seethieren und kleiden sich in Thierfelle.

13. Brasilien ist ein sehr großes reiches Land, welches die Portugisen im Besitz haben. Das Innere des Landes ist der Wohnplatz wilder Nationen. Nur einige Gegenden zumal an der Küste werden von den Europäern bewohnt. Der nördliche Theil des Landes liegt unter der Linie und der größte Strom auf der ganzen Erde fließt vom Andes Gebirge herüber durch die nördliche Hälfte und ergießt sich durch 84 Mündungen ins Atlantische Meer. Er ist da wohl an 40 Meilen breit. — Das Land erzeugt Reis, Kaffee, Zucker, Cacao, Vanille, Tobak, Baumwolle, Pfeffer, Indigo, eine große Menge von Färbeholz, das unter dem Namen Brasilienholz oder Farnambuk auch zu uns kommt, sehr viel Gold, Silber und außerordentlich viel Diamanten und andere Edelsteine, die von Sclaven aufgesucht und nach Portugal geschickt werden. Die Hauptstadt dieses Landes ist Rio Janeiro an der See.

(Die Fortsetzung künftig.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Neun und dreyßigstes Stück.

1791.

(Fortgesetzte Erklärung der beym 36ten Stücke befindlichen Landkarte.)

Bote. Wirth.

14. Guiana gehört fünf Herren. Im Innern wohnen Wilde, das nordwestlichste Stück gehört den Spaniern, weiter nach Südosten hin besitzen die Holländer sehr viele Pflanzungen, besonders auch Surinam. Einen andern Theil besitzen die Franzosen, und den südlichsten die Portugiesen. Die Witterung ist hier sehr heiß und ungesund. Die Europäer lassen dort durch Sclaven arbeiten. Diese haben einmal rebellirt, und eine eigene Republik errichtet. Die Europäer, besonders die Holländer, holen von hier Zucker, Kaffee, Cacao, Toback, Färbeholz u. d. g.

15. Westindien. Wie gesagt, Herr Gevatter, versteht man darunter die große Men-

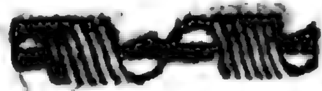
ge Inseln auf der Ostseite von Amerika. Winter ist hier gar nicht, sondern ein trockner und ein nasser Sommer. Das Wetter ist für die Gesundheit gefährlich, die Europäer sterben dort in den besten Jahren, wenigstens gilt dieß von den meisten Inseln, z. E. Jamaika, St. Domingo. Da zeigen die Leichensteine auf 20, 30, höchstens 40 oder 50 Jahre. Dennoch wimmelt es hier von Engländern, Franzosen, Spaniern und andern Europäern. Die wichtigsten dieser Inseln, welche auf der Karte stehn, sind in großen Strecken von Europäern durch Negersclaven zu Gärten gemacht. Da lassen sie Taback, Zucker, Kaffe, Baumwolle, Indigo, Färbeholz u. d. g. in ungeheurer Menge bauen, und nach Europa bringen. Alle diese Sachen sind gröstentheils von den Europäern dahin verpflanzt. Es wachsen aber dort auch viele innländische Früchte, die wir hier nicht kennen; Affen schwärmen in großer Menge in den Wäldern herum. Viele 100tausend Negersclaven, die man jährlich in starker Anzahl aus Afrika bringt, müssen hier, wie Lastthiere, für ihre lieben Brüder, die Europäer, arbeiten, und bis jetzt hat sich noch keine Nation entschließen können, diese Wirthschafft aufzugeben. Wem die Inseln gehören, habe ich ihm neulich schon gesagt.

Das

Das mag vom Lande selbst genug seyn, aber ich muß ihm doch noch etwas davon erzählen, von wem Amerika entdeckt worden ist; denn es war von seinen großen Meeren umschlossen, den Bewohnern der andern Erdtheile lange Zeit völlig unbekannt. Man wußte nicht eine Silbe von ihm, und von den Millionen Geschöpfen desselben, und glaubte, Europa, Asien und Afrika mache die ganze Erde aus, so wie jetzt etwa noch viele Menschen glauben, unsere Erde mache die ganze Welt aus.

Es lebte vor 300 Jahren in Genua ein Mann, der hieß Christoph Columbus. Der Mann war nicht auf den Kopf gefallen. Seine Seele war beherzt, unternehmend und rastlos. Er hatte sich früh gewöhnt, über alles, was ihm vorkam, Beobachtungen anzustellen, und darüber nachzudenken. Er widmete sich ganz der Seefahrt.

Sein Vetter, ein Schiffkapitän, hatte einzelne Schiffe gegen die Venezianer und Türken ausgerüstet, Columbus stand in seinem Dienste. Das Schiff, welches er anführte, stritt mit einem Venetianischen, beyde geriethen in Brand, und der junge Columbus rettete sein Leben, vermittelst eines erhaschten Ruders durch Schwimmen, an den Küsten von Portugall.



Hier faßte er den Gedanken, es müsse über das Alantische Meer hinüber noch ein großes Land geben. Die Portugiesen wünschten damals einen Weg nach Ostindien um Afrika herum zu finden. Wie dachte Columbus, die Erde ist ja rund, wenn man daher beständig nach Westen segelte, so müßte man ja auch nach Ostindien kommen, oder wenigstens nach einem Lande, das daran stieße. Sollte denn die andere Seite der Erde bloß Meer seyn? Dieser Gedanke beschäfftigte ihn Tag und Nacht, und einige kleine Umstände, auf die tausend andre nicht geachtet haben würden, brachten den Columbus endlich zur Gewißheit, es müsse im westlichen Meere noch ein Land geben. Kleine Stückchen geschnitztes Holz, ein Paar ausgewurzelte Baumstämme, die von Westen herüber auf dem Meere herangeschwommen kamen, und ein Paar ganz fremdscheinende menschliche Körper, die das Meer auswarf, nebst noch einigen andern Dingen, brachten ihn, der über alles nachzudenken gewohnt war, zur Gewißheit, es gebe im Westen von Europa aus ein Land im Meere.

Er wandte sich nun an seine Vaterstadt, um Unterstützung zu der großen Entdeckung zu erhalten, aber vergebens, an den Hof von Portugall, dann an den Spanischen Hof, um Schiffe und

Mann-

schafft zu erhalten, aber gleichfalls vergebens. Der damalige König von Spanien trug es einigen Leuten auf, das Vorhaben des Columbus zu beleuchten. Diese Herren machten ihm die dümmsten Einwendungen von der Welt, und thaten unter andern die Frage an ihn, ob er denn klüger sey als alle Millionen Menschen, die vor ihm gelebt hätten? Er wird wohl merken, Hr. Gevatter, wohinaus sie hiermit eigentlich wollten.

W. Ja freylich, sie wollten sagen: unsere Vorfahren haben schon alles aufs Reine gebracht; uns ist nichts mehr zu erfinden übrig.

S. Mehrere Jahre arbeitete Columbus daran, um den Spanischen Hof von der Wahrheit seines Unternehmens zu überzeugen. Endlich glückte es ihm, er erhielt drey elende Schiffe und seegelte am 3ten August 1492 aus Spanien ab, immer nach Westen zu übers Alantische Meer.

Die Gefahren, die der gute Mann auf dem Wege ausstand, kann ich ihm nicht alle beschreiben. Am meisten hatte er mit dem Schiffsvolk zu kämpfen, als er ein Paar hundert Meilen fort war. Diese Leute hatten sich eingebildet, das Land müsse bald erscheinen; aber es erschien nicht so bald, da brach das Ungewitter über Columbus los, man beschloß schon, ihn ins Meer zu werfen, und Columbus hatte alle Beredsamkeit nöthig,

um sie zu beruhigen. Nach langen bänglichen Erwarten lag endlich die neue Welt vor ihnen. Man jauchzte und frohlockte, dankte Gott, nachdem man ans Land gestiegen war, in Gegenwart der herbeyeilenden Indianer, die beym Anblick der schwimmenden Gebäude und der neuen weissen Ankömmlinge, außer sich waren, und sie für überirrdische Wesen hielten.

Columbus war hier noch nicht am festen Lande von Amerika, sondern auf einer kleinen Insel, die von Cuba aus nach Norden liegt. Er segelte von hier weiter und entdeckte auch die Inseln Cuba, St. Domingo. Dieß war der erste Anfang zur Entdeckung Amerikas. Columbus seegelte nun wieder nach Spanien zurück, und wurde von dem Hofe ehrenvoll empfangen.

Die Kostbarkeiten und Sachen, die er mitbrachte, z. E. Goldbleche, Goldkörner, Baumwolle, Pfeffer, Papageyen u. s. w. reizten die Spanier ungemein, alles wollte nun nach Amerika, um sich zu bereichern. Von der Zeit an arbeitete auch der Spanische Hof mit allem Eifer darauf los, sich zum Herrn des neuen Erdtheils zu machen. Mit welchen Grausamkeiten gegen die Eingebornen rechtmäßigen Besitzer dieser Länder dieß geschehen sey, davon läßt sich viel erzählen. Columbus selbst unternahm mehrere Fahrten

ken dahin, und entdeckte endlich auch das feste Land, an der Mündung des Oronokostroms in Südamerika. Demungeachtet wurde es nicht nach seinem Namen, sondern nach dem Namen eines Großprahlers, Namens Amerikus Vespuzius genannt, der nachgehends dahin reisete und sich das Ansehen gab, als hätte ers entdeckt. Columbus im Gegentheile wurde vom Spanischen Hofe mit Undank bezahlt, und verließ diese Erde nach vielen Drangsalen 1506.

Aber der Kuckuk dort auf seiner Uhr schreyt mir zu, daß es bald Zeit ist, meinem Botenwesen weiter nach zu gehen. Ich muß mich daher sehr kurz fassen, und ihm bloß noch das Merkwürdigste sagen.

Die Portugiesen entdeckten Brasilien zufälligerweise. Sie schickten unter dem Befehlshaber Kabral eine Flotte mit Kaufmannsgütern nach Ostindien, und zwar auf dem damals erst entdeckten Wege, welcher um das Vorgebirge der guten Hoffnung geht. Kabral hielt die dortigen Meere an den Küsten von Afrika für gefährlich, und beschloß lieber weiter gegen Abend hinaus durch das Atlantische Meer zu seegeln. Auf dieser Fahrt kam er ganz unverhofft nach Brasilien, von welchem er, im Namen seines Königs, auch sogleich Besitz nahm.

Mexiko wurde durch den Spanier Cortes unter den schrecklichsten kriegerischen Grausamkei-

ten erobert. Man fand hier nicht Wilde, sondern schon gebildete Menschen unter der Regierung eines mächtigen Kaisers. Das überaus reiche Land war blühend und mit Städten gleichsam besäet. Die Hauptstadt Mexiko hatte zwanzigtausend Häuser. Die herrlichsten Palläste und Tempel verschönerten die Stadt. Aber das Volk war dem Götzendienste ergeben, und opferte Menschen.

Auch Peru war schon ein förmlich eingerichtetes Königreich, das von einer Regentenfamilie, die sich Incas nannte, beherrscht wurde. Die Spanier lernten den Reichthum des Goldes und Silbers dieses Landes kennen und dadurch gereizt eroberten sie es durch einen Mann Namens Pizarro. — Die Küsten von Nordamerika wurden auf der östlichen Seite von den Engländern in Besitz genommen, wie ich schon oben gesagt habe.

Merkwürdig ist es, daß die Europäer bey ihrer Ankunft in Amerika gar keine hiesigen zahmen Thiere fanden; es gab dort kein Rindvieh, keine Schafe, Ziegen, Schweine, keine Pferde, Esel, Kameele. Alle diese Thiere sind erst nach und nach durch die Europäer nach Amerika gebracht worden, und jetzt durch alle Länder in Menge verbreitet, welche die Europäer in Besitz haben.

Wegen verschiedenen Verhinderungen kann die christliche Hauspostille erst in der Ostermesse erscheinen. Bis dahin kann also noch pränumerirt werden.

Der Bote aus Thüringen.

Vierzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Da ich den andern Morgen erwachte, sagte der Matrose, machte ich schrecklich große Augen. Ich lag auf Stroh in einer engen Stube, die nicht mehr Licht hatte, als durch die kleinen, mit eisernen Stäben verwahrten, Fenster fallen konnte, die sich ganz oben bey der Decke befanden. Ums Himmels willen, dachte ich bey mir selbst, was soll das werden?

Bald erfuhr ichs. Die Thür wurde mit großem Prasseln geöffnet, ein Mann, der so wild und grimmig aussahe, wie der Satan, trat herein, befahl, daß ich herauskommen sollte, und brachte mich in ein Gewölbe, wo sich noch 20 Leute befanden, die eben so, wie ich, waren betrogen worden, davon mir einer ins Ohr zischte, daß wir uns bey einem Seelenverkäufer befänden.

 Nach

Nach dreyen Tagen wurden wir zusammen auf ein Schiff gebracht, und mußten Matrosen werden. Sehe er, Herr! so ist mirs gegangen. Ist dieß auch erlaubt?

V. A. Freylich nicht!

M. Ist dieß auch erlaubt, daß in einer christlichen Stadt, solcher Menschenraub begangen wird? ist das nicht himmelschreyend? kann es unter Tartarn abscheulicher zugehen?

V. A. Sey er ruhig, lieber Mann! das Aergerniß, das Schimpfen und Schelten hilft ihm doch zu nichts. Wenn mir der Kopf weh thut, so klage ich nicht viel, sondern denke nach, wie ich wohl zu dem Kopfschmerze gekommen seyn möchte? Finde ich die Ursache, so kann ich mir auch leicht helfen, wenigstens werde ich nun für die Zukunft klüger.

M. Was will denn der Herr mit seinen Kopfschmerzen? ich weiß von Kopfschmerzen nichts.

V. A. Mit dem Matrosenwerden ists gewissermaßen wie mit den Kopfschmerzen.

M. Das versteh ich nicht. Matrosenwerden und Kopfschmerzen sind unterschieden, wie Himmel und Erde.

V. A. Das ist wahr. Aber sie sind einander doch in gewissen Stücken ähnlich. Sie haben

hen z. E. beyde ihre Ursachen. Und über diese Ursachen muß man fein nachdenken. Wir wollen einmal versuchen, ob wir nichts herausbringen können. Warum ist er Matrose geworden?

M. Weil man mich betrogen hat.

V. A. Recht! aber woher kommts denn, daß er sich hat betrügen lassen?

M. Woher? das ist ja eine wunderliche Frage. Ich habe mich betrügen lassen, weil ich den Betrüger für einen ehrlichen Mann hielt.

V. A. Fiel es ihm denn gar nicht ein, daß der Kerl vielleicht ein Seelenverkäufer seyn könnte?

M. Gar nicht.

V. A. Und warum denn nicht?

M. Wer wird denn so etwas denken! ich habe in meinem Leben nichts von Seelenverkäufern gehört.

V. A. Die Ursache also, warum er Matrose geworden, ist, weil man ihm nichts von Seelenverkäufern, und ihren mannichfaltigen Betrügereyen gesagt hat.

M. Was hilft mirs denn nun, wenn ich dieß weiß?

V. A. Das kann ihm sehr vieles helfen. Er wird nicht ewig Matrose bleiben. Wenn er nun in sein Vaterland zurückkommt, und denkt

daran, in welches Unglück junge Leute dadurch gestürzt werden können, daß man sie nicht vor den Verführungen der Seelenverkäufer, und der Werber, welche oft eben nicht viel besser, als Seelenverkäufer, sind, warnet: Was wird er wohl thun, wenn er anders ein guter Mensch ist?

M. Ich werde alle Handwerksbursche, die in die Fremde gehen, warnen, daß sie gegen Seelenverkäufer und Werber auf ihrer Hut sind.

V. A. Das ist brav! Er wird damit manches braven jungen Menschen Freyheit erhalten. Denn bis itzo ist noch wenig, oder gar keine Veranstaltung getroffen worden, die Handwerksbursche von den Gefahren, die ihnen auf ihrer Wanderschaft bevorstehen, zu unterrichten. Sie lernen in ihrer Jugend zwar den Himmelsweg, und dieß ist wohl gut; da aber der Weg zum Himmel durch dieß Leben geht: so sollten sie billig auch mit dem Lebenswege bekannt gemacht, und ihnen die mannigfaltigen Gefahren gezeigt werden, die ihnen auf demselben bevorstehn; sonst verlieren sie sich nicht nur auf dem Lebenswege, sondern verfehlen auch den Weg zum Himmel. Wenn man in böse Gesellschaft geräth: so ists schwer, den Weg zum Himmel zu finden. Wenn er nun einmal den Handwerksburschen durch sei-

 ne

ne guten Lehren nützlich ist: ists nicht wahr, so kommt es daher, weil er über die Ursachen seines Matrosenwerdens nachgedacht hat?

M. Dieß ist wahr!

V. A. Aber nun, da er einsieht, daß es so gut ist, wenn man über die Ursachen nachdenkt, will ich noch eine Frage an ihn thun: warum ist er denn nach Amsterdam gegangen?

M. (mit niedergeschlagenen Augen) weil ich Arbeit suchte.

V. A. Arbeit? ich dächte in Deutschland gäbe es für jeden, der Arbeit suchen will, Arbeit genug. Warum ist er denn außer Deutschland gegangen?

M. (seufzend.) Ich wollte mich gern in der Welt umsehen.

V. A. (seine Hand fassend) Warum seufzet er?

M. Ich hätte geseufzet?

V. A. Ja er hat geseufzet. Was hat er gethan, das ihn aus Deutschland vertrieben hat?

M. Ich?

V. A. Er!

M. Ich — ich — ich habe nichts gethan.

V. A. Ja! er hat etwas gethan! Dieß sehe ich an seinen Augen und höre es an seiner Sprache. Sey er aufrichtig! es wird ihm nicht gereuen. Was hat er gethan?

M. (weinend) Ich habe — außer der Ehe —

B. A. Ein Kind gezeuget?

M. Leider!

B. A. Wo?

M. In Langensalz.

B. A. Wie ist sein Name? Wie der Name der Mutter?

Hier kam es an den Tag, daß er der Vater des Kindes sey, welches die Mutter tödten wollte, und das von meinem Herrn gerettet wurde.

B. A. Was ist aus seinem Kinde geworden?

M. Das weiß der liebe Gott. Vermuthlich hat es die Mutter umgebracht, und sitzt nun in Ketten und Banden. Ach Gott! erbarme dich!

B. A. Das wäre schrecklich! wenn er nun daran denkt, daß er zwey Leute unglücklich gemacht hat, macht es ihm denn Freude?

M. Gott! erbarme dich!

B. A. Es scheint also, als wenn es ihn reuete?

M. Ach ja! ach ja! da müßte ich ja ein schlechter Mensch seyn, wenn es mich nicht reuen wollte.

B. A. Nun da sehe ich doch, daß es gut ist, wenn man über die Ursachen seiner Leiden nach-

nachdenkt. Sein Vergehen hat ihn nach Amsterdam getrieben, in Amsterdam ist er unter die Seelenverkäufer gerathen, diese haben ihn zum Matrosen gemacht, und da er über die Ursachen des Matrosenwerdens nachdachte, fand er gleich, daß sein Fehltritt daran Ursache sey, und bereuete ihn. Gut ists wohl, wenn man immer so lebt, daß man seine Handlungen nicht bereuen darf; aber — wenn man nun einmal schlecht handelte: so ist doch das Beste, daß man sein Vergehen bereuet. Wenn er nun itzo die unglückliche Mutter mit dem Kinde wiederfände, was würde er wohl thun?

(Die Fortsetzung künftig.)

Zur christlichen Hauspostille haben sich im September folgende Liebhaber gemeldet:

Herr Schulm. Berz in Windeberg	6 Ex.
— Schulm. Ende in Allerstedt	2
— Pf. Cunis in Schwerstedt	6
— Wimmelmann in Allendorf	1
— Hoffact. Leutlof in Apolda	4
— Tischer in Jlmenau	2
— Heydenreich in Kaberz	1
— Reinike auf der Silberhütte bey Harzgerode	1
— Cand. Walther in Quedlinburg	6
— Mittendorf in Hintbergen	3
— Tränkner in Liebschütz	1
— Bürgerm. Schmalkalden, in Langensalz	1

Hr.

Hr. Rect. Kraft in Domdorf	6	Ex.
— Cant. Ebert in Heiligenstadt	6	
— Pf. Hey in Leine	1	
— Pf. Eckhard in Bindersleben	6	
— Cant. Schmalz in Dornburg	12	
— Senator Banselow in Guben	36	
— M. Baumbach in Henningsleben	1	
— Heft in Nordhausen	1	
— Ein Ungenannter in Waltershausen	1	
— Prof. Reinhard in Erfurt	6	
— Kammermus. Preising in Gotha	2	
— Hornäffer in Schmalkalden	3	
— Schulm. Trautvetter in Fischbach	2	
— Barth in Frankfurt am Mayn	6	
— Buschmann in Bremervörde	1	
— Salzmann in Sömmerda	1	
— Dreyse daselbst	1	
— Junker daselbst	1	
— Gottfr. Franke daselbst	1	
— Jakob Franke daselbst	1	
— Hemley in Rohrborn	1	
— Balthas. Jak. Brauer daselbst	1	
— Keßler in Frankfurt am Mayn	1	
— Prof. Eck in Leipzig	12	
— Salzmann in Erfurt	6	
— Cand. Stolterfest in Lübeck	18	
— Pf. Wustefeld in Großenrode	1	
— Pf. Plaße in Edesheim	1	
— Cant. Förster in Auleben	4	
— Inspekt. Hoppenstedt in Hannover	59	
— Christoph Haun in Schwerstedt	6	
Summa	239	

Der Bote
aus
Thüringen.

Ein und vierzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Ach! sagte der Matrose, die werde ich nie wiederfinden.

B. A. Wenn er sie aber wieder fände?

M. Das ist ja nicht möglich.

B. A. Wenn er sie aber wieder fände?

M. Da würde ich ihr um den Hals fallen, sie auf der Stelle heurathen, und für das arme Kind sorgen, wenn ich auch betteln sollte. Ein leerer Magen schmerzt, aber wirklich noch lange nicht so sehr, als — ein böses Gewissen Ein böses Gewissen! Ein böses Gewissen! ach das habe ich — das werde ich wohl mit ir meine Grube nehmen müssen.

B. A. Aufrichtige Reue ist ein sehr gutes Mittel das verletzte Gewißen ~~zu~~ heilen. Wer sein Vergehen aufrichtig bereuet der ist auch geneigt es wieder gut zu machen.

M. Aber wenn man nicht mehr kann?

V. A. Er kann es. Sein Kind lebt noch, die Mutter lebt noch — beyde sind versorgt.

M. Wie? mein Kind lebt noch? die Mutter lebt noch? sie sind beyde versorgt? wer — wer hat sie versorgt?

Ich! — — — — dachte ich, würde mein Herr sagen. Aber siehe da, er sagte nicht: ich. Er stellte sich vielmehr ganz fremde und antwortete, bey seiner Durchreise durch Langensalz habe er erfahren, daß diese unglückliche Person, nebst ihrem Kinde, sey versorgt worden.

Da drehete ich mich um, biß mich in die Finger und dachte, dein Herr ist doch ein ganz anderer Mann als du. Hättest du dieß Kind, nebst der Mutter, versorget, und wärest befraget worden, wer für diese Unglücklichen gesorget habe? du hättest gleich heraus gesagt, ich.

Von dieser Stunde an bekam ich noch mehr Hochachtung gegen meinen Herrn, und sahe recht ein, wie viel ein Mann werth sey, der sich des guten nicht rühmet, das er gethan hat. Der Matrose war nun vor Freuden ausser sich, und sagte: wenn ich doch nur schwimmen könnte! ich wollte sogleich wieder nach Langensalz.

Dahin könnte er, antwortete mein Herr, vielleicht kommen, ohne schwimmen zu können.

Wie so? fragte der Matrose.

Durch Nachdenken, antwortete mein Herr. Der Matrose schüttelte den Kopf, gieng fort, und sagte: das verstehe ich nicht.

So will ich es ihm sagen, rief mein Herr ihm nach. Wenn der Mensch sich etwas vorsetzt, das an sich nicht unmöglich ist, und denkt recht darüber nach, wie er es möglich machen will, so findet er fast immer Mittel es möglich zu machen.

Der Matrose sperrte das Maul auf und ging fort.

Mein Herr aber sagte etwas unwillig: wie schlecht ists doch mit der Erziehung noch beschaffen. Die Menschen lernen allerley, nur nicht das Nachdenken, welches doch bey dem Menschen die Hauptsache ist. Ein Mensch, der nicht nachdenken gelernet hat, ist in meinen Augen, nicht viel mehr werth, als ein Storch, der nicht fliegen kann.

Wie verstehn Sie das? fragte ihn ein Passagier, der diese letzten Worte gehört hatte.

B. A. Das versteht sich ja von selbst. Das vorzüglichste am Menschen ist die Seele, und das Hauptgeschäffte der Seele ist das Nachdenken. Ist denn also nicht derjenig

nige, der nicht nachdenken lernte, nur ein halber Mensch?

Ja lieber Freund! Wenn Sie die Welt besser kennten, so würden Sie ganz anders sprechen. Der Stand giebt dem Menschen seinen Werth, aber nicht das Nachdenken. Ich habe nun seit zehn Jahren nachgedacht und nachgedacht wozu hilft es mir? Einer nach dem andern wird mir vorgezogen und warum? weil er adelich war und ich bürgerlich bin.

B. A. Ich kann darüber nicht urtheilen, weil ich weder Ihre Verdienste noch die Verdienste derer kenne, die ihnen vorgezogen wurden.

P. Dem mag nun seyn, wie ihm will, so ists doch nicht recht, daß der Adliche vor dem Bürgerlichen immer den Vorzug hat. Wir sind von Natur alle gleich.

B. A. Alle gleich?

P. Alle gleich!

B. A. Nun da freue ich mich doch herzlich, daß ich einen Mann gefunden habe, der im Ernste behauptet, wir wären von Natur alle gleich. Ich bitte Sie, mit mir einen Kaffee auf dem Verdecke zu trinken! die See ist ruhig — der Himmel heiter — wir können hier mit Muße uns über drn Satz besprechen: daß wir von Natur alle gleich sind.

Mein

Mein Herr winkte mir, ich lief nach dem Schiffskoche und brachte sogleich 2 Portionen Kaffee herauf.

Da die erste Tasse eingeschenkt wurde, fragte mein Herr: wenn die Kinder auf die Welt kommen, ist denn eins so groß, so schwer, als das andere?

P. Das will ich nun eben nicht sagen.

B. A. Das können Sie auch nicht sagen. Manches Kind ist noch einmal so groß, als ein anderes, das mit ihm zu gleicher Zeit auf die Welt tritt. Also ists doch nicht so ganz wahr, daß wir von Natur alle gleich wären. Haben Sie denn ferner nicht bemerkt, daß manche Kinder, wenn sie auf die Welt kommen, stark, andere schwächlich sind?

P. Davon ist die Rede nicht.

B. A. Es ist aber doch wahr. Manches Kind ist bey seinem Eintritte auf die Welt so schwach, daß man Mühe hat, sein Leben zu retten, das andere strotzt von Kraft. Wie können denn also wir alle von Natur gleich seyn? Ferner habe ich bemerkt, daß manche Kinder von Jugend auf äußerst dumm sind, und fast gar nichts begreifen können, andere hingegen offene Köpfe haben, und leicht alles fassen, was ihnen vorge-

tragen wird. Habe ich mich vielleicht hierin geirret?

P. Das will ich nicht sagen.

V. A. Sie können es auch nicht. Wenn es nun aber wahr ist, daß ein Kind groß, das andere klein, eines stark, das andere schwach, eines mit einem offenen Kopfe, das andere dumm gebohren wird: wie können Sie denn sagen, daß wir von Natur einander alle gleich sind.

P. Entweder Sie verstehen mich nicht, oder Sie wollen mich nicht verstehen. Meine Meinung ist diese: *daß wir von Natur alle gleiche Rechte und gleiche Freyheit haben.*

V. A. Ja das ist wieder eine andere Sache. Da hätten Sie sich aber etwas bestimmter und deutlicher ausdrücken sollen. Es ist ja ganz etwas anderes, wenn ich sage: wir sind von Natur alle gleich, als wenn ich behaupte, wir haben alle gleiche Rechte und Freyheiten. Wir wollen doch einmal untersuchen, ob dieser Satz seine Richtigkeit habe. Gesetzt Sie, lieber Freund, und ich träten zu gleicher Zeit in den Stand der heiligen Ehe, und bekämen, nach Verfluß von drey Vierteljahren, jeder einen gesunden muntern Sohn; *Sie* hätten aber einen Kirschgarten und *ich* keinen; wenn nun unsere

Jungen groß würden, hätte denn der meinige eben so viel Recht in Ihrem Garten Kirschen zu pflücken als der Ihrige?

P. Das wohl nicht.

V. A. Ich glaube es auch nicht. Sie sehen also doch, daß die Menschen von Natur nicht gleiche Rechte und Freyheiten haben. Denn wie es mit dem Kirschgarten ist, so ists mit andern Sachen ebenfalls.

P. Doch nicht auch mit den Aemtern?

V. A. Wollen Sie mir eine Frage ganz aufrichtig beantworten?

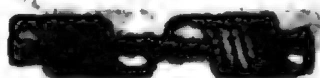
P. Ganz aufrichtig.

V. A. Wir wollen nun annehmen, Sie stünden in einem Lande in so großem Ansehen, daß Sie alle Aemter besetzen könnten, ich aber nicht; es würde nun ein ansehnliches Amt vacant, das mit vieler Ehre und Einnahme verknüpft wäre: wem würden Sie es geben? Ihrem Sohne, oder dem Meinigen?

P. Meinem Sohne!

V. Das konnte ich mir leicht vorstellen. Aber eben daraus können Sie schließen, daß die gleichen Rechte und Freyheiten der Menschen ein bloßer Traum sind. Wenn eine Gesellschaft, sie sey groß oder klein, bestehen soll: so ist es schlechterdings nöthig, daß einige Menschen mehr

Macht,



Macht, mehr Ansehen, mehr Geld haben, als die andern. Denn, wenn alle durchaus an Macht und Ansehen und Geld einander gleich wären, so würde keiner für den andern arbeiten wollen, jeder müßte sich selbst bedienen, sein Haus, sein Kleid selbst machen, sein Korn selbst säen, mahlen und backen. Sie fühlen selbst, wie unglücklich man in einer solchen Gesellschafft leben würde. Nun hat aber jeder mächtige, reiche, angesehne Vater seine Kinder lieb. Die Liebe dringt ihn, es darauf anzulegen, daß sie eben die Macht, das Ansehen, das Vermögen bekommen, das er selbst hat; ein anderer Vater, der arm und niedrig ist, kann das seinen Kindern nicht verschaffen — folglich haben sie mit jenen von Natur nicht gleiche Rechte und Freyheiten — Wie können Sie also sagen, daß wir von Natur alle gleich wären?

P. Eins und das andere könnte ich Ihnen noch einwenden.

V. A. Ich glaube es auch.

(Die Fortsetzung künftig.)

Der Bote aus Thüringen.

Zwey und vierzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Hierauf sprach mein Herr eine Zeitlang Französisch, davon ich aber kein Wort verstund, weil ich es in der Jugend nicht gelernt hatte.

Der Passagier fuhr fort: Wenn Sie mir aber zugestehen, daß die Kinder das Recht zum Reichthume, Aemtern, Macht und Ansehen erben — warum empfehlen Sie denn so sehr das Nachdenken? Wenn ich ein großer angesehener Mann im Staate bin, und Sie sind ein ehrlicher, aber armer Mann, ohne Macht und Ansehen, so mag mein Sohn einfältig seyn, und der Ihrige Engelsverstand haben, der Ihrige wird doch immer den meinigen nachstehen müssen.

B. A. Das könnte seyn.

P. Nun da haben Sie es. In unserer

gegenwärtigen Verfassung ist das Nachdenken keine Pfeife Taback werth.

V. A. Das wäre sehr wenig. Nach meiner Ueberzeugung ist das Nachdenken mit allen Schäzzen der Welt nicht zu bezahlen. Eben deswegen weil die Ungleichheit der Menschen manches Drückende und Unbequeme hat: so sollten wir uns recht aufs Nachdenken legen, weil dieses das einzige erlaubte unschädliche und sichere, Mittel ist, dieses Drückende und Unangenehme zu mindern.

P. Ich versteh Sie nicht. Gesetzt ich gäbe meinen Sohn ein Amt, das mit Ehre und Einnahme verbunden wäre, und Ihr Sohn müßte zurückstehen — was wollte er thun?

V. A. Nachdenken.

P. Daß Sie mir giengen mit Ihrem Nachdenken, worüber will er denn nachdenken? etwa wie er meinen Sohn verdrängen und an seine Statt einrücken will?

V. A. Da dürfte er meinen Namen nicht führen. Nein er wird durch Nachdenken und Fleiß sich so auszubilden suchen, daß er nicht nöthig hat, ein Amt zu suchen, daß er ohne dasselbe leben kann, und daß Sie am Ende zu ihm kommen und ihn bitten müssen, daß er es sich gefallen lasse, ein Amt anzunehmen.

P. Oho!

P. Oho! — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

V. A. — — — und Sie mögen nun sagen, was Sie wollen, der Verstand ists doch immer, der die Welt regiert. Betrachten Sie nur z. E. den heiligen Ehestand! Da ist nun Mann und Weib mit einander verbunden. Der Mann scheint von Natur zur Herrschaft bestimmt zu seyn, weil er mehr Muth und mehr Kraft in den Knochen hat, als die Frau. Hat aber die Frau mehr Verstand: so geht es doch im heiligen Ehestande immer, nicht wie der Mann sondern wie die Frau will.

P. Das wissen gewisse große Herren wohl, die es darauf anlegen, daß die Unterthanen nie Verstand bekommen, sondern recht dumm bleiben sollen, damit sie mit ihnen Thüren aufstoßen und recht unumschränkt über sie herrschen können.

Anm. Ich bedaure, daß ich hier eine Lücke lassen muß. Bey einem Sturme, von welchem in der Folge wird geredet werden, schlug eine Welle in das Schiff, das Seewasser lief in Herrn Constants Tasche, und löschte in seiner Schreibtafel die Stelle aus, die hier fehlt.

B. A Ich besorge aber, es möchte diesen grossen Herren, (wenn es wirklich solche giebt, denn wenigstens unsere Deutschen Fürsten, die ich kenne, thun alles, um den Unterthan verständiger zu machen,) es möchte, sage ich, diesen grossen Herren gehen, wie Jeremias Löffelstieln.

P. Wie gieng es diesem?

B. A Wenn Sie es wissen wollen: so will ich Ihnen die ganze Geschichte erzählen. In einem kleinen Orte, an der Böhmischen Gränze, wohnte ein Mann, der hieß Jeremias Löffelstiel. Sein Nachbar heyrathete und nahm eine Frau, die vielen Verstand hatte. Da die Flitterwoche vorbey war, wollte er seine Herrschaft ausüben und commandirte die Frau, aber sehr vernünftig. Weil seine Befehle venünftig waren, so wurden sie befolgt. Befohl er aber ja einmal etwas albernes: so blieb die Frau stehen und sagte: Männchen, das geht nicht. Der Mann überlegte es und ließ es dabey bewenden.

Unterdessen verbesserte sich die Haushaltung dieses Mannes von Jahre zu Jahre, er fieng an seine Frau hochzuschätzen, und die Frau — weil sie Verstand hatte, dachte: wenn dein Mann Ehre hat, so hast du sie auch; sie ehrte ihn

ihn deswegen, wie sie konnte und wußte, nannte ihn immer ihren lieben, braven Mann, verbarg seine Schwachheiten, und — wenn die Nachbaren ihre gute Haushaltung bewunderten: so pflegte sie immer zu sagen: das habe ich der guten Anordnung meines Mannes zu danken.

(Die Fortsetzung künftig.)

Von dem Nutzen der Magnesia.

Die beste und gesundeste Art dem Biere seine Säure zu benehmen, ist, wenn man klar gemachte Magnesia oder Bittersalz Erde in dasselbe thut. Dieses geschieht am besten in dem Gefäße, woraus man zu trinken pflegt, und unmittelbar vorher, wenn man trinken will, indem man in ein gewöhnliches Bierglas — nachdem das Bier mehr oder minder sauer ist — ein auch zwey Messerspitzen voll thut, das Bier gut umrührt, damit sich die Magnesia mit der Säure gehörig verbinden kann — welches man daraus erkennt, wenn ein Brausen und Luftblasen auf demselben entstehen — und dann trinkt.

Man muß sich in Acht nehmen, daß man nicht zu viel Magnesia hineinthut, und das Bier nicht zu sehr verbrausen lasse, weil sonst der Geschmack schaal und unangenehm wird.

Man kann daher gleich beym ersten Glase wahrnehmen, wie viel Magnesia nöthig ist, um

in einer Tasse vermischen und sogleich während dem Brausen nehmen.

Man kann die Magnesia in jeder Apotheke und bey jedem Materialisten kaufen; vorzüglich gut und ächt ist sie bey Herrn Schedel in Erfurt das Loth zu 6 und 8 Pfennig zu haben, wie auch bey mir, dem Doctor Reichard zu Stadt Sulza.

Es ist auch eine geistliche Magnesia zu haben, diese heißt: Des Jüngern Wilhelm Denkers Haus-Calender für seine lieben Nachbarsleute. Dieses ist ein sehr gutes Mittel das Gehirn zu reinigen, und führt die Unwissenheit, Unverstand und Aberglauben in starken Portionen ab. Es wird daher von Edelleuten, Amtleuten, Predigern, Schullehrern, denen die Gesundheit der, ihnen anvertrauten, Seelen am Herzen liegt, stark gekauft und vertheilt. Herr Grattenaer, Buchhändler zu Nürnberg verkauft, das Stück für 1 Pfennig. Sollten sich in Thüringen Kauflustige finden, so können Sie ihr Geld an die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal schicken. Diese wird dann eine Parthie von Nürnberg kommen lassen, und gegen das Ende des Novembers überschicken.

Der Bote aus Thüringen.

Drey und vierzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Was that nun Jeremias Löffelstiel? Dieser dachte bey sich selbst: dein Nachbar ist nicht Herr im Hause. Woher kommt es aber? er hat eine kluge Frau. Du willst nicht eher heyrathen, als bis du ein recht dummes Mädchen findest. Dann — dann — willst du ein Regiment führen, wie — der Kaiser von Fez und Marokko. Denn warum ist dieser ein so unumschränkter Monarch? bloß darum, weil er dumme Unterthanen hat.

Nach langem Suchen fand er endlich die ehr- und tugendbelobte Jungfer, Jungfer Annen Sybillen Besenstielin, des weyland ehrengeachten Kilian Besenstiels, weyland christlichen Inwohners und Mittnachbars zu Simpelrode, hinter-

lassene eheleibliche älteste Tochter erster Ehe. Willst du mich? fragte er sie. Ey meinetwegen, sagte sie. Er gab ihr die Hand, gieng zum Prediger, bestellte das Aufgebot, und hielt, da er zum dritten male war aufgeboten worden, Hochzeit, ohnerachtet der Prediger ihm die Heyrath widerrathen hatte.

Nach der Hochzeit trat Jeremias Löffelstiel sein Regiment an, und kommandirte, wie — ein Kaiser von Fez und Marokko. Die Frau that alles, was er befahl, sie ließ sich sogar Ohrfeigen geben.

Da sie das erste Paar Ohrfeigen bekommen hatte, hob Jeremias Löffelstiel die Nase gewaltig hoch, stellte den Arm in die Seite, trat vor den Spiegel, strich den Bart, und sagte: bist doch ein ganz anderer Kerl, als dein Nachbar.

Freylich war er ein ganz anderer Kerl. Sein Nachbar war ein wohlhabender, angesehener Mann, aber Jeremias Löffelstiel — der wurde ein armer, verachteter Mensch. Weil seine Frau dumm war: so machte sie auch alles dumm. Wenn die kluge Frau 6 Kannen Milch von einer Kuh lieferte, so brachte diese 2 Nösel; spann jene Garn wie Seide: so konnte das Garn, das diese verfertigte, nur zu

Wurst-

Wurstbändern gebraucht werden; jene schickte alle Woche Eyer zu Markte, diese hatte selbst keine. Woher, dachte sie, mag dieß wohl kommen? vermuthlich daher, weil deine Hüner zu viele Hähner ausbrühen. Du willst, dachte sie, dem Dinge bald abhelfen, schnitt den Hähnern die Schwänze ab, damit sie Hüner werden und Eyer legen möchten. Solche Streiche machte sie immer. Ihr Mann trieb endlich seine Herrschaft so weit, daß er sie einmal mit Füßen trat. Da wurde ihr sogleich die Zunge gelöset, und sie stieß eine Menge der abscheulichsten Schimpfwörter gegen ihren Mann aus, die sich ein ehrlicher Mensch schämt nachzusagen.

Die Nachbaren liefen herbey, und je mehrere kamen, desto stärker schimpfte sie. Ihr Mann legte sich aufs Bitten. Frau, sagte er, ich bitte dich um Gottes Willen, bedenk doch, was du thust? ich bin ja dein Mann — wenn du mich beschimpfst, so beschimpfst du dich ja selbst. Aber nun war das Bitten zu spät, sie schimpfte immer fort, und schlug und warf alles umher, was im Hause war.

Nun fügte sich es, daß unter den Zuhörern ein fremder Mann war, der immer die Ohren spitzte, wenn ein Paar Eheleute sich zankten, und von ihrem Zanken Vortheil zu ziehen suchte. Die-

lassene eheleibliche älteste Tochter erster Ehe. Willst du mich? fragte er sie. Ey meinetwegen, sagte sie. Er gab ihr die Hand, gieng zum Prediger, bestellte das Aufgebot, und hielt, da er zum drittenmale war aufgeboten worden, Hochzeit, ohnerachtet der Prediger ihm die Heyrath widerrathen hatte.

Nach der Hochzeit trat Jeremias Löffelstiel sein Regiment an, und kommandirte, wie — ein Kaiser von Fez und Marokko. Die Frau that alles, was er befahl, sie ließ sich sogar Ohrfeigen geben.

Da sie das erste Paar Ohrfeigen bekommen hatte, hob Jeremias Löffelstiel die Nase gewaltig hoch, stellte den Arm in die Seite, trat vor den Spiegel, strich den Bart, und sagte: bist doch ein ganz anderer Kerl, als dein Nachbar.

Freylich war er ein ganz anderer Kerl. Sein Nachbar war ein wohlhabender, angesehener Mann, aber Jeremias Löffelstiel — der wurde ein armer, verachteter Mensch. Weil seine Frau dumm war: so machte sie auch alles dumm. Wenn die kluge Frau 6 Kannen Milch von einer Kuh lieferte, so brachte diese 2 Nösel; spann jene Garn wie Seide: so konnte das Garn, das diese verfertigte, nur zu

Wurst-

Wurstbändern gebraucht werden; jene schickte alle Woche Eyer zu Markte, diese hatte selbst keine. Woher, dachte sie, mag dieß wohl kommen? vermuthlich daher, weil deine Hüner zu viele Hähner ausbrühen. Du willst, dachte sie, dem Dinge bald abhelfen, schnitt den Hähnern die Schwänze ab, damit sie Hüner werden und Eyer legen möchten. Solche Streiche machte sie immer. Ihr Mann trieb endlich seine Herrschafft so weit, daß er sie einmal mit Füßen trat. Da wurde ihr sogleich die Zunge gelöset, und sie stieß eine Menge der abscheulichsten Schimpfwörter gegen ihren Mann aus, die sich ein ehelicher Mensch schämt nachzusagen.

Die Nachbaren liefen herbey, und je mehrere kamen, desto stärker schimpfte sie. Ihr Mann legte sich aufs Bitten. Frau, sagte er, ich bitte dich um Gottes Willen, bedenk doch, was du thust? ich bin ja dein Mann — wenn du mich beschimpfst, so beschimpfst du dich ja selbst. Aber nun war das Bitten zu spät, sie schimpfte immer fort, und schlug und warf alles umher, was im Hause war.

Nun fügte sich es, daß unter den Zuhörern ein fremder Mann war, der immer die Ohren spitzte, wenn ein Paar Eheleute sich zankten, und von ihrem Zanken Vortheil zu ziehen suchte. Die-

ser suchte eine Gelegenheit, wo er die Frau allein sprechen konnte. Frau, sagte er, ich bedaure sie. Sie hat einen Tyrannen zum Manne. Warum will sie das leiden? Geh sie mit mir, ich will sie frey machen. Was? antwortete sie, er will mich freymachen? da gehe ich den Augenblick mit ihm. Freyheit geht über alles.

Als nun einmal der Mann in die Stadt gefahren war: so packte der fremde Mann die Sachen zusammen, und gieng mit der Frau fort.

Da saß nun Jeremias Löffelstiel, ohne Frau, ohne Herrschaft, ohne Vermögen, unterdessen daß sein Nachbar, bey seiner klugen Frau, sehr glücklich lebte, im ganzen Orte angesehen war, ein ziemliches Vermögen zusammen brachte, und an seinen Kindern viele Freude erlebte.

Sobald mein Herr ausgeredet hatte, schlich ich mich zu ihm und fragte: warum sprachen Sie denn mit dem Herren Französisch?

B. A. Deswegen, weil es nicht alle Leute verstehen sollten.

J. Warum sollten sie es denn nicht verstehen?

B. A. Deswegen, weil sie es nicht verstehen konnten. Es giebt gewisse Wahrheiten, die man schlechterdings nicht laut sagen darf, weil

man

man weiß, daß die mehresten Menschen sie entweder gar nicht verstehen können, oder sie ganz falsch verstehen. Daher spricht unser Heyland schon: ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es noch nicht ertragen. So ist es z. E. mit der natürlichen Gleichheit der Menschen. Etwas Wahres ist daran. Aber man darf es nicht laut sagen, weil die wenigsten Menschen, die itzo leben, es verstehen würden. Sobald man die Leute lehren wollte: wir sind von Natur alle gleich: so würde der größte Theil glauben, er sey so viel wie seine Vorgesetzten, würde nicht mehr gehorchen, keine Befehle, keine Vorschriften annehmen, keine Abgaben entrichten wollen. Wünscht er sich wohl in einem solchen Lande zu leben?

J. Bey meiner Ehre! das wünsche ich nicht.

V. A. Ich auch nicht. In einem Lande, wo die Leute glücklich leben sollen, müssen die Vorgesetzten Ansehen haben, die Befehle, wenn sie nicht offenbar ungerecht und albern sind, müssen befolgt werden. Es ist, mit einem Worte, Subordination nöthig. Eine Gesellschaft ohne Subordination ist eine Narrenrepublik, wo niemandes Ehre, Vermögen und Ruhe in Sicherheit ist.

Wir schifften noch etliche Tage, ohne daß uns etwas Merkwürdiges aufgestoßen wäre, außer daß ich einmal wieder zwey Kanonenschüsse hörete. Itzo erschrack ich darüber schon weniger, als das erstemal, weil ich vermuthete, daß dieß von einem freundschaftlichen Schiffe käme, welches uns einen guten Morgen bieten wollte. So war es auch wirklich. Ein Holländisches Schiff, das aus Amerika kam, gieng wieder nach Holland zurück, und wurde von unserm Schiffe wieder mit Kanonenschüssen begrüßt. Wir sahen auch, daß aus demselben ein Boot herabgelassen wurde, welches auf uns zu ruderte. Da es bey uns angekommen war, fragten uns die Matrosen, ob wir nach Amerika schifften? und da wir dieß bejahet hatten, gaben sie uns verschiedene Briefe mit, und erhielten dagegen einen Brief von meinen Herrn nach Amsterdam, den er schon auf diesen Fall verfertiget hatte.

Itzo kam auf einmal der Matrose herbeygesprungen, mit welchem sich mein Herr vor kurzem unterredet hatte, und rief: eh Herr von Assof! das wäre eine schöne Gelegenheit wieder nach Europa zu kommen.

W. A. Ich sollte es auch glauben. Wie will er dieß aber möglich machen? wird es ihm der Schiffscapitain erlauben?

 Der

Der Matrose schlug traurig die Augen nieder, und besah die Nägel an den Fingern.

Du bist ein armer Tropf, sagte mein Herr zu ihm. Durch *dein* Nachdenken wirst du keine Viertelmeile weit kommen. Er stieg hierauf selbst in das Boot und unterredete sich mit den Matrosen. Einer von ihnen gab ihm die Hand, er kam wieder in unser Schiff, und, nachdem er wieder eine Zeitlang mit dem Schiffcapitain gesprochen hatte, bestieg er mit etlichen unserer Matrosen, unter welchen sich auch derjenige befand, welcher das Nachdenken nicht gelernt hatte, ein Boot, und ruderte damit nach dem andern Schiffe hin.

Nach einer Viertelstunde kam er wieder zurück, und brachte, statt des nicht nachdenkenden Matrosen, den andern mit, der ihm die Hand drauf gegegen hatte.

Merk er es Constant! sagte er, sobald er in das Schiff gestiegen war: Durch *Nachdenken* kann man auch über die See kommen. Ich habe es dahin gebracht, daß unser Landsmann gegen diesen Holländer ist ausgetauscht worden.

Ich nahm es zu Herzen, und setzte mir fest vor, daß ich mich im Nachdenken recht üben, und gar nichts unternehmen wollte, ohne zuvor erst darüber nachgedacht zu haben.

Da es Nacht ward, legte ich mich zur Ruhe, und mein Herr that ein Gleiches.

(Die Fortsetzung künftig.)

Nachricht

vom Institute für Stumme in Berlin.

Eltern und Vorgesetzte, welche das traurige Schicksal haben, Taubstummgeborne oder Taubstummgewordene, hörende Stumme oder mit Sprachgebrechen behaftete, unter den ihrigen zu sehen, mache ich bekannt: daß in Berlin, mit Seiner Königl. Majestät allergnädigsten Erlaubniß und Unterstüzzung, ein Institut für dergleichen Personen existiret, worinn solche in der Sprache, Lese-Schreibe- und Rechenkunst, in der Moral, Religion u. s. w. unterrichtet werden.

Zugleich gestehe ich, daß ich zu meinen jetzigen Zöglingen noch vier zu erhalten wünsche. Das Leichte und Bequeme, mit gleicher Zeit und Kraft mehrern zu nutzen, bewegt mich zu diesem Wunsche.

Das Honorar und die übrigen Punkte sind durch Briefe bald abzumachen. Meine Wohnung ist in der Leipziger Straße, im goldnen Engel. Berlin, im Juny 1791.

Ernst Adolph Eschke.

Der Bote
aus
Thüringen.

Vier und vierzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Gegen Morgen hörete ich, daß mein Herr immer im Schlafe redete: Ich richtete mich auf, um zu verstehen, was er eigentlich spräche, konnte aber nichts vernehmen, als die Worte: rocco, rocco, ma maroco. Endlich richtete er sich auf, rief noch einmal Marocco, dann rieb er die Augen und sahe sich allenthalben um.

Was fehlt Ihnen denn? lieber Herr! fragte ich. Da lachte er laut und sagte: so einen sonderbaren Traum habe ich doch lange nicht gehabt. Er soll ihn heute hören.

Gegen Mittag erzählte er mir ihn, und da er doch sehr merkwürdig war: so habe ich ihn von Wort zu Wort aufgeschrieben. Hier ist er:

Traum des Herrn von Assof.

Ehe ich mich versahe, befand ich mich in dem Zimmer des Kaisers von Fez und Marocco.

Guten Morgen! Ihro Majestät! sagte ich, ich wünsche Ihnen wohl geruhet zu haben!

K. Guten Morgen! wo kommt er her?

J. Ihro Majestät! aus Deutschland.

K. Wie heißt er?

J. Von Assof.

K. Cidli! (so hieß ein schwarzes Mädchen, das im Zimmer war) schenk dem Fremden Kaffee ein!

Da ich die andere Tasse trank, fragte die schwarze Majestät, hat er Bücher bey sich?

J. Kein einziges.

K. Ja ich muß auch wissen, ob es wahr ist. Hierauf ließ er einen seiner Staatsbedienten kommen, der alle meine Kleider durchsuchen mußte. Da er nichts fand, fragte ich: wünschen Ew. Majestät vielleicht Bücher zu lesen? so will ich Ihnen welche aus Deutschland zuschicken. Es wird da vieles geschrieben.

K. Ich habe es mir wohl sagen lassen. Eben deswegen ließ ich ihn aber visitiren, damit er mir nicht etwa Bücher mitbrächte.

J. So? also sehen Sie es nicht gerne, wenn man Bücher in Ihr Land bringt?

K. Bey Leibe nicht! das Lesen macht die Leute nur klug, und das kann ich nicht leiden.

J. Ich sollte aber meynen, die klugen Leute müßten Ihnen recht lieb seyn. Je klüger die Menschen sind, desto klüger fangen sie auch ihre

Sachen

Sachen an, desto mehr erwerben sie, desto mehr Geschoß, Zoll und Accise entrichten sie. Man hat in Deutschland ausgerechnet, daß ein kleines Ländchen, dessen Einwohner klug sind, dem Landesherrn soviel einbringe, als ein zehnmal grösseres, dessen Einwohner in der Dummheit erhalten werden.

K. Possen! Wenn der Unterthan klug wird, so will er nicht mehr gehorchen.

J. Das sollte ich kaum glauben. Haben Ihro Majestät noch nicht Rebellion in ihrem Lande gehabt?

K. Genug und satt. Das Rebelliren nimmt bey mir kein Ende; wenn ich denke, daß ich es an einem Orte gedämpft habe, so bricht es am andern wieder aus.

J. Da scheint es doch, als wenn die Dummheit nicht gegen Rebellion schützte.

K. Ey was da. Wenn die Unterthanen schon rebelliren, wenn sie dumm sind, was werden sie erst thun, wenn man sie klug macht!

J. Dagegen streitet ja aber das Exempel unsrer Deutschen Fürsten. Diese suchen ihren Ruhm darinne, daß sie kluge Unterthanen regieren, und verbessern deswegen die Schulen, legen Pflanzschulen für Schulmeister an, suchen dem Volke gute Bücher in die Hände zu bringen und

doch hört man wenig oder nichts von Rebellion. Die Unterthanen lieben vielmehr ihren Regenten, und nennen ihn ihren Landesvater.

K. Also habt ihr in Deutschland gar kein Exempel von einer Rebellion?

J. Ohngefähr vor drittehalbhundert Jahren gab es bey uns auch eine Rebellion, die nannte man den Bauernkrieg.

K. Da hat ers ja.

J. Allein erlauben mir Ihro Majestät, das geschahe vor drittehalb hundert Jahren, in den finstern Zeiten, da die Deutschen noch sehr unwissend waren, itzo ist alles ruhig.

K. Ich kanns kaum glauben. Also dürfen bey euch die Leute lesen, was sie wollen?

J. Was sie wollen.

K. Wird denn aber nicht auch bisweilen gegen die Regierung geschrieben?

J. Ebenfalls.

K. Nu? was thun denn da die Regenten?

J. Da sind zwey Fälle möglich: Entweder, was gegen die Regierung geschrieben wird, ist wahr, oder es ist nicht wahr. Ists wahr: so sucht man den Fehler im Stillen zu bessern; ists aber nicht wahr: so verachtet man den Schrift-

steller,

steller, und, wenn er es zu grob macht: so straft man ihn.

K. Wenn nun aber Schriften verbreitet würden, die geradezu zur Rebellion aufforderten, wie denn da?

J. Man liest sie, discurirt drüber, und legt sie bey Seite.

K. Da müssen eure Regenten einen besondern Kunstgriff haben, wodurch sie das Volk im Zaume halten.

J. Den haben sie auch. Erstlich lassen sie die Jugend gleich in der Schule davon unterrichten, daß Obrigkeit, Gesetze, Folgsamkeit gegen Gesetze, Abgaben nöthig sind, wenn ein Volk glücklich leben will; hernach geben sie sich alle Mühe, das Volk, welches sie regieren, immer glücklicher zu machen. Sie befördern den Ackerbau, den Gartenbau, die Fabriken, und belohnen den oft, der seine Sachen am besten macht; sie legen Schulen an, und lassen die Jugend darinne unterrichten; errichten Anstalten zur Versorgung der Armen, der Wittwen und Waisen, zur Unterstützung der Abgebrannten; wenn eine Seuche unter das Volk kommt, so machen sie gleich bekannt, wie es sich dabey zu verhalten habe; geschieht jemanden Unrecht, so schaffen sie im Hülfe; ja wenn ein Unterthan glaubt, daß

der Regent ihm Unrecht thue, so kann er ihn verklagen. So handeln wenigstens die mehresten Deutschen Fürsten. Wie ist da Rebellion möglich? Gesetzt, daß ein unruhiger Kopf darzu aufmunterte: so denkt man, der Kerl ist ein Narre. Warum sollen wir denn rebelliren? es druckt uns ja niemand.

K. Da mag der Henker in Deutschland Regent seyn, aber ich nicht. Ihr Kerls scheint ja zu glauben, als wenn der Regent um des Volks willen da wäre.

J. Das glauben wir auch.

K. Hohl euch der Henker mit eurem Glauben! das Volk ist um meinetwillen da, und ich kann damit machen, was ich will. Es ist mein Eigenthum, seine Aecker, seine Häuser, seine Weiber und Töchter gehören mir, und ich nehme davon, was mir gefällt. Was das Volk glauben soll, das schreibe ich ihm in meinen Edicten vor, und damit ists gut. Murt jemand dagegen, oder ist es mir oder meiner C i d l i oder meiner H a l l i zuwider, so lasse ich ihn stranguliren, und es darf kein Hahn darnach krähen. Was da! was da! man muß die Rechte der Souveraine zu behaupten suchen.

J. Ich bitte Ihro Majestät unterthänig um Verzeihung.

K. War-

K. Warum?

J. Weil ich Sie ganz unrecht verstanden habe. Ich glaubte sie wären ein Regent, wie wir sie in Deutschland haben, aber nun sehe ich, daß Sie ein ganz andrer Herr sind.

K. Der bin ich auch, ich führe eine ganz unumschränkte Regierung. Mein Wille ist Gesetz.

J. Da thun Ihro Majestät auch sehr wohl daran, daß Sie ihre Unterthanen in der Dummheit zu erhalten suchen. Die Macht des weisen und guten Fürsten gewinnt freylich dadurch, wenn seine Unterthanen klug werden, aber — der unumschränkte Herr, dessen Gesetz sein Wille ist, oder, wie wir es in unsrer Sprache zu nennen pflegen, der Despot, der Tyrann, sitzt nicht feste auf seinem Throne, sobald die Unterthanen klug werden.

K. Da sieht er, daß ich Recht habe.

J. Aber wissen Ihro Majestät, was ich dabey besorge?

K. Was denn?

J. Daß sie die Aufklärung ihrer Unterthanen nicht werden verhindern können.

K. Wer? ich nicht? der Kaiser von Fetz und Marocco?

J. Und

J. Und wenn Ihro Majestät auch noch Kaiser von Algier, Tunis und Tripolis wären: so können Sie es doch nicht verhindern. Denn, erlauben Sie mir diese Frage! wie wollen Sie es denn anfangen?

K. Ich verbiete das Einführen fremder Bücher gerade zu.

J. Dadurch werden die Leute nur noch begieriger gemacht und ersinnen tausenderley Mittel, Bücher zu bekommen. Wir haben auch ein Paar Fürsten in Deutschland, die es eben so machen, aber was hilfts? Ihre Unterthanen bekommen einen rechten Heißhunger nach ausländischen Schriften, und hundert Schriften, die man in freyen Staaten gar nicht bemerkt, werden von ihnen heimlich herbey geschafft, und mit der größten Begierde gelesen.

K. Ja was soll ich denn da thun?

(Die Fortsetzung künftig.)

Da man sehr neugierig ist, zu wissen, was ich eigentlich in meinem pädagogischen Bedenken über die höchst wichtige Schrift des Hofraths Faust gesagt habe: so melde ich hiermit, daß ich darinne vorschlage, wie man die Hosen einrichten müsse, wenn die Knaben vor Ausschweifungen und körperlichen Gebrechen verwahret bleiben, und einst tüchtige Männer werden sollen. Die Schrift kostet 18 Pfennige, und ist bey Herrn Müller, Buchdrucker in Schnepfenthal, zu haben.

C. G. Salzmann.

Der Bote aus Thüringen.

Fünf und vierzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

(Beschluß des Traums des Herrn von Assoff.)

Nach meiner Meynung, sagte der Herr von Assoff, wäre das Beste, daß, wenn Sie nun einmal Despot seyn wollen, Sie es so einzurichten suchen, daß Ihre Unterthanen gar nicht lesen lernen. Denn, wenn der Mensch nicht lesen kann, so kann er auch keine verbotene Schriften lesen.

K. Bey dem Muhammeth, das ist ein vortreflicher Vorschlag! Edli! sag dem Staatsminister, er soll befehlen, daß hinführo meine Unterthanen nicht mehr lesen lernen sollen. Und hier, mein lieber Deutscher, daß er doch sieht, daß ich Verdienste zu schätzen weiß, hier hat er eine goldene Medaille.

Ich nahm die goldne Medaille, dankte dafür höflichst, und lachte in meinem Herzen über

 den

den Despoten, weil ich voraus sahe, daß nun die Maroccaner recht eifrig ihre Kinder im Lesen unterrichten würden, sobald es ihnen der Despot verbietet.

Wie ich von Sr. barbarischen Majestät weggekommen bin, weiß ich selbst nicht, denn da ich mein Compliment gemacht hatte, erwachte ich.

* * *

Ueber diesem Traum lachte mein Herr noch gar herzlich und machte allerley Anmerkungen dazu. Es ist wahr, sagte er, es ist nur ein Traum; unterdessen ist doch alles die Wahrheit, was ich im Traume gesprochen habe. Das allersicherste Mittel Unruhen in einem Lande zu verhüten, ist und bleibt eine gute, gerechte, Regierung. Wo diese ist, da sind so wenig Unruhen zu befürchten, als ein rechtschaffener Vater, der seine Kinder gut erzieht, zu besorgen hat, daß diese ihn aus dem Hause jagen werden.

Er würde noch länger über diese Materie gesprochen haben, allein ein starker Auflauf der im Schiffe entstand, unterbrach ihn.

Was giebts? fragten wir.

Wir sehen Land, sagte uns ein Matrose, der vor uns vorbey lief — Wir sind nun bald in Amerika! Diese Nachricht verursachte eine allgemeine Freude, die aber nicht gar lange dauer-

te.

re. Bald erhob sich ein Sturm, das Schiff wurde schnell fortgetrieben, und — ehe wir es uns versahen, bekam es einen so starken Stoß, daß wir alle über einander herfielen, dann saß es feste. Dieß verursachte einen allgemeinen Lärmen; einige heulten, andere beteten, manche fluchten, und manche liefen ängstlich umher und rangen die Hände.

Mein Herr allein stand stille, und sahe steif vor sich hin. Nach etlichen Minuten sahe er mir ins Gesichte, und fragte mich, was ist hier zu thun?

J. Das weiß der liebe Gott.

W. U. Der weiß es freylich wohl, aber wir müssen es auch wissen, was wir zu thun haben. Was steht uns itzo bevor?

J. Der Tod! der Tod! ach du lieber Gott! der Tod!

W. U. Wenn es weiter nichts ist, so haben wir nicht Ursache uns zu fürchten. Sterben müssen wir schlechterdings einmal, und, wenn wir itzo sterben, so haben wir dieß zum Vortheile, daß wir nicht viel auszustehen haben. Es ist um eine böse Viertelstunde zu thun, so ists überstanden, und wir befinden uns in einer bessern Welt, wo wir keinen Schiffbruch mehr zu besorgen haben.

J. Ach ja! ach ja! ich möchte aber doch gar zu gerne noch länger leben.

V. A. Ich auch. Aber wer kann helfen?

J. Gott allein.

V. A. Ja der kann helfen. Aber wenn er helfen soll: so müssen wir unsere Kräfte brauchen. Wenn Gott den Acker segnen soll: so muß man ihn ordentlich bearbeiten, und wenn Gott vom Tode erretten soll, so muß man thun was man kann, um dem Tode zu entgehen. Hat man gethan, was man konnte, und es hilft doch nichts: dann kann man getrost und ruhig sterben; es ist alsdann ein Zeichen, daß es Gott für besser hält, daß wir von der Erde gehen, als daß wir länger auf derselben leben. Getrost also Constant! hier ist keine Zeit zu verliehren. Da liegen Breter, merke er sich den Platz! wenn das Schiff nicht kann gerettet werden: so ergreife er nur gleich eins davon, schließe sich mit den Armen fest an, und überlasse sich den Wellen und dem guten Gott, dem Wind und Meer gehorsam ist. Hier ist eine Wurst! hier Zwieback! hier ein Messer! hier die Hälfte von meinem Gelde! verwahre er alles wohl! wenn er ans Land kommt, so wird ihm jede dieser Sachen unschätzbar seyn. Das ist alles, was ich zu seiner und meiner Ret-

kung thun kann. Nun getrost! greife er frisch an, wo etwas zu thun ist!

Nun verlor sich mein Herr in das Getümmel, und ich bekam ihn nicht mehr zu sehen. Was ich thun sollte? wußte ich nicht. Bald aber erfuhr ich es. Die Wellen schlugen in das Schiff, das Schiff wurde leck, das heist es bekam durch das Hin- und Herstoßen des Windes Löcher, durch welche das Wasser eindrang, und alles, was auf dem Schiffe war, wurde commandirt, das Wasser auszupumpen. Ich pumpte, was meine Kräfte vermochten, und wir erhielten das Schiff, durch übermäßige Arbeit, die ganze Nacht hindurch. Gegen Morgen aber wurde die Gefahr immer größer, der Schiffskapitain ließ von Zeit zu Zeit die Kanonen lösen, um den Schiffen, oder den Landesbewohnern, die in der Nähe wären, unsere Noth anzuzeigen, und sie um Hülfe zu bitten. Aber — es erfolgte keine Hülfe — unsere Kräfte nahmen ab — das Wasser im Schiffe nahm zu — wir stunden endlich im Wasser bis unter die Arme. Da verließ alle der Muth, sie ließen die Pumpen stehen und liefen davon.

Ich lief auch davon, gerade nach dem Orte hin, wo mir mein Herr die Breter gezeigt hatte, ergriff eins, schloß mich mit den Ar-

men an dasselbe, stürzte mich damit in die See und schwamm davon.

Wie lange ich damit geschwommen bin, weiß ich nicht, weil ich keine Uhr bey mir hatte, und, wenn ich sie bey mir gehabt hätte, doch nicht darnach hätte sehen können. Genug, da mich die Wellen eine zeitlang, mit meinem Brete herum getrieben hatten, verließen mich meine Kräfte, es klang mir vor den Ohren, sehen konnte ich auch nicht mehr — ich seufzte: Gott! sey mir gnädig! — — — — — — — —

Itzo schlug ich die Augen auf und sahe starr vor mich hin. Da hörte ich, daß jemand lispelte! Gott Lob! er lebt!

Ich sahe mich um, und erblickte drey Männer, die mich liebreich ansahen. Ich sahe sie auch an, aber weiter konnte ich nichts thun, weil ich äußerst schwach war.

Nach einiger Zeit wurde ich aber warm, mein Herz schlug stärker, ich konnte die Zunge bewegen und fragte: wo bin ich?

Er spricht ja Deutsch! rief einer von ihnen aus, er ist ja unser Landsmann! Willkommen Landsmann! du bist unter guten Menschen! *)

*) Hier ist eine große Anmerkung nöthig. Herr Constant kommt nun in ein Land, wo alles besser

eingerichtet ist, als in Deutschland. Dabey ist nun folgendes zu erinnern: erstlich: daß man deswegen nicht auf seinen Prediger, Amtmann, Edelmann, Fürsten u. d. g. unwillig werde, wenn es bey ihm nicht so geht, wie es gehen soll. Denn es ist *jedermann*, selbst unser würdiger, edeldenkender *Kayser* gewissermaßen gefesselt, daß er nicht so viel Gutes thun kann, als — er will. Sobald man etwas verbessern will, so lehnen sich gleich eine Menge Menschen dagegen auf, die durch die Verbesserung ein Paar Gulden von ihrer Einnahme verliehren würden. Schullehrer, die dieses Blat in ihren Schulen lesen lassen, werden besonders gebeten, ihre Schüler hierauf aufmerksam zu machen.

Zweytens, wird man bemerken, daß das Land, von welchem nun wird geredet werden, auf der Charte von Amerika gar nicht anzutreffen, und also der Weg dahin sehr schwer zu finden sey. Dieß erinnere ich deswegen, damit nicht etwa jemand durch die reizenden Erzählungen, die nun vorkommen werden, sich gerade zu verleiten lasse, sein Vaterland zu verlassen, und — nach Amerika zu gehen, um da die goldne Zeit zu finden.

Im October haben haben sich folgende Liebhaber zur christlichen Hauspostille gemeldet:

Herr Stud. Kämmel in Leipzig 12 Ex.
— Schullehrer Klinge in Hof 6
— Schulm. Zörtsch in Nirmsdorf 4
— D. Reichard in Stadt Sulze 8
— Pf. Bayer in Sömmerda 13
— Adloff in Strausfurt 3
— Stud. Arnold in Jena 1
— Stud. Thierfelder in Wittenberg 1
— Wolf in Nürnberg 1
— Georgi in Cassel 16
— Adj. Weissenborn in Großbehringen 1
— Cand. Weissenborn in Schnepfenthal 1
— Postm. Knoll in Langensalz 1
— Schneegas in Waltershausen 1
— Arzt in Herrmannstadt 2
Die Expedition der Deutschen Zeitung 6
Herr Crusius in Leipzig 100
— Pf. Rudolph in Krahne 6
Fr. Oberamtm. Kleemann in Nordhausen 1
Herr Cand. Dilthey ebend. 1
— Pf. Weissenborn in Sonneborn 1

Summa 186

Die überschickten Gelder 8 Rthlr. 14 gr. für die verunglückten Crauler, habe ich richtig erhalten, ich werde sie bey erster Gelegenheit überschicken.

Gotha, den 29 Oct. 1791.

A. Kellner.

Der Bote aus Thüringen.

Sechs und vierzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Wie bin ich denn hieher gekommen? fragte ich weiter.

Das sollst du alles erfahren, lieber Landsmann, antwortete einer von den drey Männern. Itzo aber bedarfst du der Ruhe, und darfst nicht viel sprechen. Man brachte mir darauf einen Kräuterthee, der so kräftig war, daß er mir den Magen und alle Glieder durchwärmte. Sobald ich ein Paar Tassen zu mir genommen hatte, schlichen sich die Männer fort, und sagten: nun schlaf ruhig und sey ganz unbekümmert! es wird dir nichts zu Leide geschehen.

Wirklich fiel ich auch bald in einen Schlummer, der unaussprechlich süß war. Da ich erwachte, lag ich in einem ziemlichen Schweiße und befand mich so wohl, wie wenn ich neu gebohren wäre. Gott! sagte ich, ich danke dir, daß du

mein Leben gerettet, und mich zu so lieben, guten Menschen geführet hast. In meinem Leben will ich es nicht vergessen, was du an mir gethan hast; ich will mich auch bestreben, ein recht guter Mensch zu werden, und jedem Unglücklichen und Betrübten gerne Hülfe leisten so viel ich kann.

Hast du wohl geruhet, lieber Landsmann? fragte mich ein junger Mann, der, ohne daß ich es bemerkt hatte, in einer Ecke des Zimmers saß.

Gott sey gelobt! war meine Antwort, ich habe einen herrlichen Schlaf gehabt.

Nun fuhr er fort, da wird es auch besser werden.

Er befühlte darauf meinen Puls, und brachte mir eine saubere trockene Kleidung, die ich sogleich anlegte und aufstund. Als ich hierauf merken ließ, daß mich hungere, wurde mir eine zwar mäßige, aber kräftige, Mahlzeit gebracht, die ich mit großem Apetite verzehrte.

Nun, dachte ich, willst du deine Neugierde auch stillen, und dich erkundigen, wer eigentlich die Leute sind, die es so gut mit dir meynen. Allein meine Neugier wurde nur schlecht befriedigt. Wie heißt denn, fragte ich, das glückliche Land, in welchem ich mich befinde?

Wirst du dadurch glücklicher, wenn du es weißt? war die Antwort. Ich sehe es dir an, daß du noch hunderterley Fragen auf der Zunge hast; ich bitte dich aber sehr, daß du mich damit verschonest. Ich bin nicht hieher geschickt worden, deine Neugier zu befriedigen, sondern für deine Verpflegung und Wiederherstellung deiner Gesundheit zu sorgen. Dieß will ich thun. Aber auf Beantwortung deiner Fragen kann ich mich nicht einlassen.

Dieß sind sonderbare Leute, dachte ich bey mir selbst, und gieng etwas unwillig im Zimmer auf und ab. Da mir aber die Zeit lang wurde, so fragte ich, ob mir nicht wenigstens erlaubt wäre, zum Fenster hinauszusehen? Dieß wurde mir zugestanden. Ich lief sehr neugierig nach dem Fenster zu, und glaubte durch dasselbe etwas von der Einrichtung dieser sonderbaren Stadt zu sehen — allein ich irrete mich. Das Fenster gieng nach dem Meere zu, das noch sehr unruhig war, und ziemlich hohe Wellen schlug. Ich bekam weiter nichts zu sehen, als Meer und Wellen, und am Ufer einen Mann, der neben einer Kanone stund. Wozu ist diese Kanone da? fragte ich.

Statt der Antwort legte mir aber mein Gesellschafter seine Hand auf den Mund.

Unterdessen antwortete die Kanone selbst. Sie wurde gelöset, und kaum war der Knall geschehen: so kamen drey junge Männer herbeygesprungen, und unterredeten sich mit dem Manne, der bey der Kanone die Wache hatte. Dieser zeigte nach einem gewissen Orte auf dem Meere hin, wo etwas herum schwamm; sie sahen darnach, sprachen noch etliche Worte mit einander, dann warfen sie ihre Kleider ab und sprangen ins Meer. Mir lief es eiskalt über die Haut, da ich es sahe. Allein sie ruderten und schwammen im Wasser, wie die Enten, und waren, nach ein Paar Minuten, bey dem Dinge, das ich herumschwimmen sahe, brachten es ans Land, und siehe, es war ein halbtodter Mensch, der sich ebenfalls an ein Bret geklammert hatte.

In dem Hause, wo ich mich befand, entstund darauf ein Geräusch und ein starkes Hin- und Herlaufen, woraus ich schloß, daß er eben so, wie ich, hieher sey gebracht worden, und daß man sich nun bemühe, sein Leben zu retten.

Weiter erfuhr ich aber nichts, und ich mußte mich zur Ruhe legen, ohne daß meine Neubegierde im geringsten wäre befriedigt worden.

Den folgenden Tag erfuhr ich schon mehr. Da ich aufgestanden war, und mich angekleidet hatte: kamen wieder zwey Männer zu mir, der-

gleis

gleichen man hier zu Lande nur wenige sieht. Sie waren grade gewachsen, hatten eine gesunde Farbe, sahen etwas ernsthaft aus, aber auch so ehrlich und gutherzig, daß ich ihnen sogleich hätte um den Hals fallen mögen.

Lieber Fremder! sagte der eine, unser Gott hat dich uns zugeführt, daß wir eine Gelegenheit hätten unsere Menschenliebe zu beweisen. Dieß haben wir gethan. Gott hat unsere Bemühungen so gesegnet, daß wir dein Leben gerettet haben. Darüber freuen wir uns nun, und sind gekommen, von dir zu erfahren, wie wir dir weiter nützlich seyn können.

Ach Gott! rief ich aus, und die Thränen liefen mir über die Backen, unter was für Menschen hast du mich geführt!

Findest du, fragte der Amerikaner, in unserm Verhalten vielleicht etwas außerordentliches? Konnten wir weniger thun, als wir gethan haben? sollten wir dich vielleicht, im Meere hülflos versinken lassen? da wir dich aus dem Wasser gezogen hatten: dich hülflos liegen lassen? oder, da wir dir nun geholfen haben, sollen wir dich sogleich wieder in die weite Welt schicken?

J. Ach Gott was für Menschen!

A. Haben wir mehr gethan, als das, was jedes Menschen Pflicht ist? und wären wir

 nicht

nicht Unmenschen gewesen, wenn wir weniger hätten thun wollen?

J. Ach die Menschen sind aber so selten, die diese ihre Pflicht thun! In unserm Lande geschieht es gar oft, daß man die Fremden, die in einer Flur krank werden, oder verunglücken, sogleich in eine andere Flur schafft, damit die Gemeine keine Kosten davon habe.

A. Ich weiß es wohl. Aber eben deswegen ist auch in eurem Lande so viel Jammer und Elend, und ihr pflegt zu singen:

Hier ist der Mensch in stetem Jammer,
Mit Jammer kommt die Abendruh;
Mit Thränen geht er aus der Kammer,
Mit Trauren bringt er alles zu.

Dieß kommt daher, weil unter euch die Menschenliebe so sehr erkaltet ist. So wie die Menschenliebe in einer Gesellschaft zunimmt, so verliert sich auch der Jammer und das menschliche Elend. Laß es seyn, lieber Fremder! und wenn du weißt, daß die Zahl der guten Menschen klein ist, so sey Du brav! damit durch dich die kleine Zahl vergrössert werde.

J. Das will ich gewiß thun. Ich habe auch ein Beutelchen voll Geld bey mir gehabt; wenn

wenn sich dieses wiederfände: so wollte ich gern alle Unkosten ersetzen, die meinetwegen auflaufen.

A. Dein Beutelchen voll Geld ist da, und wird dir nebst allem, was sich in deiner Kleidung gefunden hat, zugestellt werden. Meynest du vielleicht, daß bey uns das Strandrecht eingeführt ist? *)

Ich schämte mich und schlug die Augen nieder. Darauf wurde ich nach meinem Namen, meinem Alter, meinem Gebartsorte und meiner Profession gefragt, und alle meine Antworten wurden niedergeschrieben. Da ich ihm auf die letzte Frage antwortete: ich sey ein Leineweber, fragte er weiter: hast du sonst nichts gelernt, womit du dir deinen Unterhalt erwerben kannst?

J. Gar nichts weiter.

A. Ja

*) Anmerk. Das Strandrecht ist ein Recht, welches verschiedene christliche Staaten, die nahe am Meere liegen, haben, die verunglückten Schiffe zu berauben, und diejenigen, die sich ans Ufer retten, zu plündern. Es pflegen daher, in solchen Gegenden, die Herren Geistlichen den lieben Gott in ihren Kirchengebeten anzurufen, daß er den Strand segnen, oder daß er recht viele Schiffe zerschlagen und ihnen die Güter zur Plünderung zuführen wolle. Da unsere mehrsten Regenten itzo alles zu bessern suchen, so werden sie ohne Zweifel auch diesen Misbrauch abschaffen.

A. Ja das ist der Deutschen Nationalfehler, daß sie immer nur einerley lernen. Einer lernt Leineweben, der andere Seide weben, der dritte predigen, der vierte curiren. Durch diese üble Gewohnheit thut ihr euch schrecklichen Schaden. So lange man eure Arbeit nöthig hat: geht es zur Noth; so bald aber Zeiten kommen, wo sie nicht gesucht wird, da geht das menschliche Elend an. Da müßt ihr umher laufen und eure Arbeit ausbieten, müßt um einen elenden Lohn arbeiten, und gerathet in Schulden Sorgen und Kummer. Da habt ihr freylich Ursache zu singen: Hier ist der Mensch in stetem Jammer.

Doch wir wollen nun weiter fortfahren. Lieber Deutscher, du siehst, daß wir für dich gern alles thun wollen, was wir können. Aber nun mußt du dir noch eine kleine Untersuchung gefallen lassen. Sie ist nöthig, um deinetwillen, damit wir sehen, was dir fehlet, und um unsertwillen, damit du uns nicht etwa von deinen Europäischen Unreinigkeiten und Krankheiten Etwas mittheilst.

J. Erlauben Sie mir —

A. Ich bin nur eine Person, ich heiße nicht Sie, ich heiße Du.

Der Bote
aus
Thüringen.

Sieben und vierzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Erlaube mir also, sagte ich, daß ich dir meinen Paß zeige!

A. Den habe ich lange gesehen; es stund aber darinne nicht, daß du von Läusen, Grind, Krätze u. s. w. frey wärest. Wenn's auch drinne gestanden hätte: so ist er ja schon ein Jahr alt, während der Zeit hättest du Gicht und Pest und alles bekommen können. Kurz auf deinen Paß können wir nicht gehen, du mußt dich untersuchen lassen. Die Gesundheit ist unser Bestes, was wir haben, und es ist deswegen unsre theure Pflicht, darauf zu sehen, daß unsre Gesundheit durch Aufnahme kranker Fremder nicht in Gefahr komme.

Holsier! (so hieß der andere Amerikaner) fang die Untersuchung an! Hast du die Kleidung

und das Hemde untersucht? hast du nichts in den Nähten gefunden?

H. Ich habe alles untersucht, und nichts lebendiges bemerkt.

A. So untersuche die Haare und den Kopf!

H. Es ist alles reine.

A. Siehe ihm in den Hals, ob auch das Zäpschen noch unversehrt ist!

H. Auch das ist gut.

A. Wie viel hat er Zähne?

H. Ja das kann ich sogleich nicht ausrechnen: 22 ganze, einen zwey Drittelzahn, zwey halbe und drey Viertelszähne.

A. Das dachte ich wohl. Wenn einmal ein Europäer zu uns käme, der alle seine Zähne noch hätte: so müßte sein Name in unser Verzeichniß der entdeckten Seltenheiten eingetragen werden *).

A. Be-

*) Es ist traurig, daß man sich solche Vorwürfe von einem Amerikaner muß machen lassen. Aber sind sie nicht gegründet? Die Ursache, warum die Europäer, in der Blüte ihrer Jahre schon die Zähne zu verliehren pflegen, ist: weil es den Kindern nicht gesagt wird, was sie thun müßen um ihre Zähne zu erhalten. Im Jahrgange 1788 und 1790 des Boten aus Thüringen ist davon so weitläuftig gehandelt worden, daß es überflüssig wäre, noch einmal davon zu reden.

A. Bemerkst du am Halse nichts von Fisteln und Verhärtungen?

H. Gar nichts.

A. Untersuche seine Hände genau zwischen den Fingern und Gelenken, ob er nicht etwa die Krätze habe!

H. Gehabt mag er sie wohl haben, aber itzo ist er reine.

A. Er hat doch wohl nicht Gichtknoten an den Fingern?

H. Auch davon finde ich keine Spur.

A. Er hat doch wohl keinen Bruch? untersuche ihn genau!

H. Auch davon ist er frey.

A. Das ist ein Wunder. Wenn drey Europäer zu uns kommen: so kann man als bekannt annehmen, daß immer der dritte einen Bruch habe *).

*) Die Ursachen, warum die Brüche unter uns so gewöhnlich sind, sind sehr mannigfaltig. Eine der vorzüglichsten aber ist gewiß die fehlerhafte Einrichtung der Hosen. Hiervon ist in „Salzmanns pädagogischen Bedenken über das merkwürdige Buch des Hofraths Faust" umständlich gehandelt und gezeigt worden, wie die Hosen besser können eingerichtet werden.

Hierauf wurde noch untersucht, ob ich von venerischen Krankheiten, und der güldnen Ader frey sey? Da ich nun auch hier von frey gesprochen wurde: lächelte der Amerikaner und sagte: nun es ist mir lieb, daß du so rein bist befunden worden; du mußt doch ziemlich ordentlich gelebet haben. Unterdessen wirst du dir es gefallen lassen, daß du noch einige Zeit in diesem Hause genau beobachtet wirst, ehe du ausgehen darfst. Die Gesetze unsers Landes bringen es so mit sich. Man kann auf euch Leute nicht aufmerksam genug seyn. Ihr lernt eine Menge Sachen, nur eins lernt ihr nicht, wie man seinen Körper gesund erhalten kann. Daher fehlts euch, fast allen, bald da, bald dort. Lebe unterdessen wohl, und sey, wegen deiner Verpflegung, ganz unbekümmert! es ist schon für alles gesorgt worden.

Wirklich erfuhr ich es, daß dieß Versprechen gehalten wurde. Ich hatte täglich meine gute Kost, meine reinliche Wäsche und Schlafstelle, denn Bette kann ich es nicht nennen, weil keine Federn darinne waren, und zur Gesellschaft hatte ich auch immer Jemanden bey mir. Ich merkte aber gar bald, daß die Leute, die immer mir zur Gesellschaft gegeben wurden, nicht blos zum Zeitvertreibe, sondern vorzüglich deswegen da waren, daß sie mich ausfragen, und

von mir zu erfahren suchen mußten, ob ich an der Seele eben so gesund, wie am Leibe, sey. Da half mir nun das sehr viel, was ich in Erfurt von dem Herrn Major, und hernach von dem Herrn von Assof, gelernt hatte. Wäre ich noch so einfältig gewesen, wie ich dazumal war, als ich mich unter die kaiserlichen Soldaten anwerben ließ: so würde man eine schlechte Meynung von mir bekommen haben. So fragte einmal einer meiner Gesellschaffter: dir wird wohl die Zeit recht lang?

Ja wohl! ja wohl! sagte ich.

G. Wie wäre es, wenn ich eine Spielgesellschafft zusammen zu bringen suchte, daß du in der Charte spielen könntest?

J. Ich bin kein Freund vom Chartenspiele.

G. Es ist aber doch eine hübsche Sache damit, man kann sich so artig die Zeit damit vertreiben.

J. Wenn man Lust hat, etwas zu thun: so fehlt es niemals an Zeitvertreibe. Verschaffe mir Arbeit: so habe ich kein Chartenspiel nöthig!

G. Was schadets denn aber, wenn du wenigstens itzo spielst, so lange du hier in Verwahrung gehalten wirst?

 J. Sehr

J. Sehr viel: denn erstlich werde ich dadurch abgehalten, etwas nützliches zu thun, zweytens gewöhne ich mich dadurch an das Spiel, und weiß nicht, ob ich es hernach werde lassen können.

G. Wenn du nun durchaus arbeiten willst: so sage doch, was für eine Arbeit du verlangst.

J. Gieb mir wenigstens etwas zu zwirnen, bis ich Erlaubniß habe, auszugehen, und bey einem Meister arbeiten kann!

G. Gut! du sollst heute noch etwas zu zwirnen bekommen.

Er verließ mich darauf, brachte mir bald hernach eine Zwirnmaschine, und ich befand mich nun ungemein wohl, da ich doch etwas nützliches thun konnte.

Gut war es, daß ich so geantwortet hatte: denn nach der Zeit erfuhr ich, daß es im ganzen Lande keine Spielkarten gab, und niemand zu finden war, der mit mir hätte spielen können.

Unterdessen gieng es mir doch immer im Kopfe herum, daß ich mich gar nicht nach der Beschaffenheit und der Einrichtung dieses Landes erkundigen durfte.

Da also den vierten Tag wieder ein Gesellschafter zu mir kam: so fragte ich gleich: warum

und darf ich mich denn gar nicht nach der Einrichtung dieses Landes erkundigen?

Lieber Fremder! antwortete mir Stone, so war sein Name: wir haben dich nun geprüfet, und gefunden, daß du ein ehrlicher, vernünftiger, Mann bist, mit dem man etwas sprechen kann. Itzo kannst du fragen, was du willst.

Erst hatte ich tausenderley Fragen zu thun, und nun, da ich fragen sollte, wußte ich kein Wort vorzubringen. Endlich fiel mir ein, daß mich der Herr Major in Erfurt einmal fragte: wornach willst du dich in der Welt umsehen? meine erste Frage, die ich that, war also diese: was giebts denn hier zu Lande für Produkte?

St. Wir haben hier vielerley Producte, und bekommen mit jedem Jahre mehrere. Aber unser vorzüglichstes Product sind die Kinder.

J. Die Kinder? und welches sind denn eure vorzüglichsten Fabriken?

St. Die Kinderfabriken.

J. (lautlachend) ich glaube, du verstehst mich nicht. Producte nennen wir das, was in einem Lande erzeuget wird —

St. Unsere Kinder werden ja erzeuget.

J. Und durch Fabriken verstehen wir Werkstätte, wo mehrere Menschen etwas verfertigen.

St. Das sind ja unsere Kinderfabriken.

Erst thun Vater und Mutter das Ihrige an dem Kinde, hernach kommt es in die Erziehungshäuser, wo es ausgebildet wird.

J. (den Kopf schüttelnd) Ich weiß nicht aus dir klug zu werden. Mein Lebtage habe ich nicht gehöret, daß man die Kinder zu den Producten des Landes, oder zu den Fabrikwaaren rechnet.

St. Das glaube ich wohl. Ich bin ein Engländer, stamme aus Europa her, und weiß also gar wohl, wie ihr Herren zu denken und zu handeln pflegt. Da macht ihr große Anstalten, den Acker zu verbessern, und schreibt in den Zeitungen davon, wie ihr recht vielen Flachs, Hanf, Getraide, Krapp u. d. gl. gewonnen habt.

(Die Fortsetzung künftig.)

Wegen der großen Entfernung, ist folgende Quittung jetzo erst eingegangen:

Ich Endes unterschriebener bescheinige hiermit, daß mir der Lissaer Schutz- und Handels Jude Hr. Itzig Abraham Pot, die Ihm durch den Herrn Salzmann aus Schnepfenthal bey Gotha eingesandten, und für die abgebrannten Lissaer Bürger, in Thüringen eingesammelten, zwey Louisd'Or richtig abgegeben habe, über deren baaren und richtigen Empfang ich nicht nur gehörig quittire, sondern auch versichere, daß solche der Bestimmung gemäß vertheilet werden sollen. Lissa in groß Pohlen, den 21 Merz 1791.

Samuel Gottlieb Kirsch
Proconsul.

Der Bote
aus
Thüringen.

Acht und vierzigstes Stück.

1791.

Bote. Wirth.

B. Dießmal will ich ihm nichts vom Herrn Constant erzählen.

W. Oho! und ich war so neugierig, etwas Ausführliches von den Kinderfabriken in Amerika zu hören.

B. Das soll er alles noch hören, itzo will ich ihm etwas vorlesen. Das erste ist ein Stück vom Anzeiger?

W. Was ist denn das, der Anzeiger?

B. Es ist eine Schrift, die in Gotha heraus kommt, worinne allerley neue Erfindungen, Anzeigen, Mittel den Acker- und Gartenbau, die Viehzucht u. d. g. zu verbessern, vorkommen. Die ganze Einrichtung des Blats ist hier abgedruckt und lautet folgendermaßen:

Von diesem Anzeiger erscheint alle Tage, Sonn- und Festtage ausgenommen, Eine Nummer. Die Bestellungen werden bey den respect. Ober- und Post-Aemtern und Zeitungs-Expeditionen jedes Orts gemacht. Diese erhalten die Exemplare von dem Kaiserl. Reichs-Post-Amte in Gotha auf solche Bedingungen, daß sie den Band, von 156 Nummern, um 2 Rthlr in Gold, oder 3 fl. 36 Xr. Rhn. an in Interessenten franko liefern können, und diesen Preis nur an entfernten Plätzen etwas erhöhen werden. Jeder Interessent hat für seine Einrückung, so lange er den Anzeiger hält, und solches allenfalls durch Quitung von dem Post-Amt, daher er ihn empfängt, bescheinigen kann, Eine ganze Spalte von 48 Zeilen immer frey. Sonst wird für die Spalte 1 Rthlr. also für die Zeile 6 Pf. Einrückungs-Gebühr bezahlt. Gemeinnützige Nachrichten, Anfragen und Antworten werden mit Dank gratis aufgenommen. Die Briefe werden an

das Kaiserl. Reichs-Post-Amt in Gotha, mit dem Beysatz: für den Anzeiger, oder an die Expedition der Deutschen Zeitung daselbst addreßirt.

B. Nun will ich ihm etwas daraus vorlesen:

Beytrag zur Warnung
vor dem zu frühen Begraben der Menschen.

Herr Hofmedikus Hufeland in Weimar hat eine kleine Schrift*) über das schrecklichste Unglück, das dem Menschen widerfahren kann, im Grabe wieder aufzuleben, ein wahrhaft diensames und ausführbares Mittel, es zu verhüten, vorgeschlagen, welches in der Einrichtung eines Leichenhauses besteht, dergleichen in Weimar eines schon wirklich errichtet ist. Und, es kann nicht fehlen, diese Anstalt muß allerwärts eingeführt werden, bis ein besseres Mittel erfunden wird — sie hat große Vorzüge vor dem — welches in Nr. 111. S. 806. z. B. des Anzeigers vorgeschlagen worden. Um aber das Publikum von der Nothwendigkeit zu überzeugen, müssen ihm in öffentlichen Büchern fleißig Fälle von Menschen, welche im Scheintod gelegen, und wieder zu sich gekommen, wenn solche gehörig bestätigt sind, bekannt gemacht werden. Das folgende in

*) Sie ist betitelt: Ueber die Ungewißheit des Todes und das einzige untrügliche Mittel sich von seiner Wirklichkeit zu überzeugen, und das Lebendigzubegraben unmöglich zu machen nebst der Nachricht von der Errichtung eines Leichenhauses in Weimar, von D. Chr. Wilh. Hufeland, Herzogl. Weim. Hofmedicus, bey C. J. L. Glüsing. 1791.

in einem eben so beliebten als glaubwürdigen Blat*) erzählte, verdient daher hier auch eine Stelle.

„Ich war ein Knabe von etwa neun Jahren, schwerlich krank, und lag in meiner Eltern Stube. Mein Geburtsort war Bischofsrode, Eisenachischer Hoheit, und stand unter der Gerichtsbarkeit des Erfurtischen Klosters. Dem Probst dieses Klosters, Herrn Mähler, war vom Kloster die Pflege dieses Dorfs aufgetragen, und er wohnte auf dem Schlosse des adelichen Hauses. Von ihm wurde meinen Eltern ein Gläschen Medicin geschickt, welche roth aussah. Nachdem ich die hallische Medicin kennen gelernet, habe ich es für hallischen Lebensbalsam gehalten. Da ich etwa zwey oder dreymal davon eingenommen hatte, starb ich, und war in den Augen meiner Eltern tod; da ich mir indeß meiner selbst bewußt war, und auch alles, was um mich her vorgieng, beobachtete und vernahm. Ich hörte das laute Weinen und Jammern meiner Mutter und Geschwister; hörte, wie man vom Rufen der Todtenfrau sprach, wie es einer von meinen Schwestern aufgetragen wurde, sie zu rufen, und wie die älteste dagegen die Einwendung machte, daß die alte Catharine eine Hexe sey. Indessen entschloß man sich

*) Hannöverisches Magazin Nr. 89. 1793.

sich doch endlich, sie kommen zu lassen; und noch ist's mir, wenn ich an jenen Vorfall denke, als sähe ich diese große breitschultrige, den Kopf mit einem Tuche umwundene, Catharine zu mir kommen; und in das bey ihrer Ankunft lauter werdende Weinen und Schluchzen miteinstimmen.

Ich sah, wie mein Vater das Stroh zu meinem Todtenlager bey meinem Bette vorbey in die Kammer trug, und die alte Catharine auf mich zu kam, und mir die Augen zudrückte. Ich wurde gewaschen, und hörte: tragt ihn in die Kammer und legt ihn auf's Stroh. Dieß geschah, und bald kam der Tischler, um von mir die Maaße zum Sarge zu nehmen.

Bey diesem ganzen Vorgange hatte ich mein völliges Bewußtseyn. Bis die Todenfrau mir die Augen zudrückte; konnte ich alles sehen; und nachher alles hören. Körperliche Schmerzen litte ich nicht; und da ich von der Angst und dem Leiden, lebendig beerdigt zu werden, nichts wußte, wurde ich von keiner Besorgniß darüber beunruhiget. Vor Todt und Grab fürchtete ich mich nicht, denn dieses hielt ich für mein größtes Glück. Es war mir diese ganze Zeit über unaussprechlich wohl, und ich war ausnehmend vergnügt. Selbst das Weinen und Jammern der Meinigen vermochte nicht, diesen heitern Zustand meines Gemüths zu verstimmen. (Der Beschluß künftig.)

B. Das andere, was ich vorlesen will, ist folgendes:

Schon vor zehn Jahren that ich, in meinem Buche: Ueber die wirksamsten Mittel Kindern Religion beyzubringen, den Wunsch: daß doch die Kinder aufmerksamer auf die Werke Gottes möchten gemacht werden. Da ich, nach der Zeit, mehrere Bücher über den Unterricht und die Erziehung, schrieb, auch selbst mich der Erziehung widmete: so wurde ich, durch Nachdenken und Beobachten, immer mehr überzeuget, daß es schlechterdings keinen Unterricht gebe, der sich für Kinder anfänglich besser schicke, der sie leichter zum Nachdenken und zum Beobachten gewöhne, als den Unterricht über die Natur, oder die Bekanntmachung mit den Werken Gottes. Von allem übrigen, was man ihnen sagen kann, verstehen sie wenig, das übrige, was sie zu verstehen scheinen, verstehen sie oft falsch; hingegen bey dem Unterrichte über die Natur verstehen sie alles, weil sie alles selbst sehen und befühlen können. Wenn ihnen z. B. eine Eule gezeigt wird: so hat man nicht nöthig, lange zu erklären, was ein Schnabel, eine Kralle, ein Flügel u. d. gl. sey, man kann es ihnen alles zeigen und befühlen lassen. Weil ich nun fest glaubte, daß die Menschen weit verständiger und glücklicher werden würden, wenn man sie früh auf die Natur aufmerksam machte: so suchte ich einen Platz, wo ich Kinder, auf diese Art, mitten im Schooße der Natur, unterrichten könnte, und — fand ihn endlich in Schnepfenthal. Seit sie-

ben

den Jahren sind nun die, mir anvertraueten, Kinder so unterrichtet worden, daß man ihnen täglich etwas aus der Natur, z. B. ein Thier, eine Pflanze, einen Stein, hinstellte, und sich mit ihnen über die Gestalt, Eigenschafften, den Nutzen, die Entstehungsart, desselben besprach, und ich habe nicht nur selbst bemerkt, daß sie diesen Unterricht sehr gern hörten, und auf alles, was in der Natur vorgieng, dadurch aufmerksam gemacht wurden; sondern eine Menge einsichtsvolle Fremden, welche die hiesige Erziehungsanstalt besuchten, bezeigten auch darüber ihre Zufriedenheit, und bald wurden mir so viele Kinder zur Erziehung angeboten, daß sie alle anzunehmen ich nicht vermögend bin.

Wie kann ich also anders, als wünschen, daß diese Art des Unterrichts, in allen Schulen, in allen Häusern eingeführet werden möchte? Möglich ist es. Dieß beweiset unter andern, durch sein Exempel, mein ehemaliger würdiger Gehülfe, Herr Beutler, Rector in Waltershausen, der, seit der Antretung seines Amtes, mit großem Nuzzen und Beyfall auf diese Art, die, ihm anvertrauete, Jugend unterrichtet.

Die Schwierigkeiten, die damit verknüpft sind, kenne ich, und will sie gern heben, so viel ich kann. Die erste und wichtigste Schwierigkeit ist diese, daß die Lehrer und Erzieher die Natur gemeiniglich selbst nicht kennen. Leider wurden wir ja bisher alle, warum sollten wir uns schämen, es zu gestehen? so unterrichtet, daß wir eine Menge Sachen kennen lernten, nur — die Natur nicht. Wir wußten daher alles zu sagen, was im Himmel

mes vorgeng: mit dem aber, was täglich vor unsern Füßen, auf der Erde, vorgeht, blieben wir größtentheils unbekannt.

Dieser Schwierigkeit werde ich dadurch abhelfen, daß ich ein Buch ankündige, das jedem Lehrer, jedem Vater, jeder Mutter, wenn sie auch noch gar nichts von der Natur wüßten, mit allen merkwürdigen Thieren, Pflanzen, Steinen, Metallen u. d. gl. bekannt macht. Selbst habe ich das Buch nicht geschrieben. Es kommt aber von einem Manne, der von Jugend auf in der Natur lebte und webte, der in meiner Erziehungsanstalt, mit großem Beyfalle und Nutzen, die mir anvertrauten Kinder mit der Natur bekannt machte, und verschiedene Schriften geliefert hat, die Deutschland mit allgemeinem Beyfalle aufnahm, vom Herrn Bergrath Bechstein, und heißt: **Naturgeschichte für Schulen und häuslichen Unterricht.** Es wird aus zweyen Bänden bestehen. Die erste Hälfte des ersten Bandes enthält die Naturgeschichte der Säugethiere und Vögel, und wird nach Ostern geliefert. Erzieher, Schullehrer, Väter und Mütter, welche dieß wichtige Buch zu besitzen wünschen, bezahlen darauf 20 Groschen voraus, und schicken ihn frey: an die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Wer 9 Exemplare nimmt, erhält das 10te frey. Nächstens werde ich auch nähere Nachricht geben, von einer Schrift, die ich zu liefern gesonnen bin, in welcher ich die Art und Weise erkläre, wie man Kinder mit Nutzen zur Beobachtung der Natur leiten könne. Schnepfenthal, im Nov. 1791.

C. G. Salzmann.

Der Bote aus Thüringen.

Neun und vierzigstes Stück.

1791.

Beschluß der Warnung vor dem zu frühen Begraben der Menschen.

O! dacht ich, wenn ihr doch nur wüßtet, wie wohl mir ist! wenn ich euch das nur sagen könnte! ihr würdet gewiß nicht weinen. Der letzte Gedanke, dessen ich mich noch erinnere, war der: Wie schön ist doch der Tod! Wie lange ich aber in meiner Todtenkammer gelegen, und auf welche Art ich wieder zum Gebrauch meiner Glieder gekommen, und wie man mein Aufleben zu erst wieder erkannt, das weiß ich nicht. Auch weiß ich nicht, ob ich als ein Kranker oder völlig Gesunder wieder heraus gebracht worden. Ich muthmaße letzteres, weil ich mich keines weitern Krankseyns erinnere. Nur 4 Jahre lebte ich nach diesem Vorfall in meines Vaters Hause; und ich wußte nicht, daß in dieser Zeit von den Meini-

gen darüber geredet worden. Ich selbst dachte auch nicht weiter daran; nur erinnere ich mich, daß der Herr Probst Müller mich immer sehr bedenklich ansahe, ich auch vor allen Kindern des Orts die Erlaubniß hatte, in seinen Lustgarten kommen zu dürfen.

In meinem 14ten Jahre schickten mich meine Aeltern auf das Eisenachische Gymnasium. Erst da, wie von Leuten geredet wurde, die wieder lebendig geworden, als man sie hatte begraben wollen, fiel mir wieder ein, daß mir es eben so ergangen sey. Es fiel mir mit allen den Empfindungen ein, die ich jetzt noch davon habe; aber es ahndete mir damals nicht, daß es ein Vorgang sey, werth, ihn dem Publikum vorzulegen; ich würde mich sonst wegen der Wiederlebendigwerdung näher bey meinen Aeltern erkundiget haben. In meinem 15. Jahre starb mein Vater. Im 19ten Jahre gieng ich nach Hannover; und meine Mutter bekam ich erst wieder zu sprechen, nachdem ich sie, wie ich in den hiesigen Landen eine Bedienung erhielt, zu mir nahm. Erst dann fragte ich nach mehrerern Umständen. Sie erinnerte sich's zwar, konnte mir aber keine nähere Auskunft geben. Das sind, sagte sie, bald 30 Jahre; da habe ich nicht wieder daran gedacht.

Da

Da ich diesen meinen Scheintod für einen würklichen Tod hielt, so war mir es nicht gleichgültig, auf was Art der Leichnam eines Menschen behandelt würde. Es hatte bey mir einen tiefen Eindruck gemacht, daß die Seele noch Notiz von ihrem verlassenen Leibe nehmen müsse; und so erklärte ich mir die Auferweckung Lazari, und anderer im neuen Testamente.

Ich halte daher den physischen Tod des Menschen gar nicht für etwas Schmerzhaftes, wohl aber die vorhergehende Krankheit. Dabey fallen mir immer die Worte des 14ten Verses im 39ten Psalm ein: Laß ab von mir, daß ich mich erquicke, ehedenn ich hinfahre, und nicht mehr hie bin. Hannover.

Georg Adam Wuth,
Schloßküster.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Ihr findet, fuhr der Amerikaner fort, immer neue Mittel, die Schaafe- Pferde- Rindvieh- und Schweinezucht zu verbessern; und unter der Zeit, daß ihr das alles thut, schnürt ihr den Leib eurer Mädchen mit Schnürbrüsten zusammen, und macht sie so untüchtig, ein starkes Kind zur Welt zu bringen und zu säugen, und bemerkt nicht, daß eure Jünglinge zum Theil so blaß, wie die

Gespenster, umher wandeln. Ihr sucht es einander, in Verfertigung der Leinewand, der Tücher, des Porcellans, der Stahlarbeiten zuvor zu thun; ists euch aber wohl eingefallen, eure Nachbaren in der Erziehung zu übertreffen *)? Daher fühlt ihr auch die Folgen davon. Eure Aecker sind oft bis zum Erstaunen fruchtbar, und eure Weiber sind größtentheils elend und kraftlos; eure Lämmer und Kälber zeigt ihr stolz den Fremden, und es ist eine Lust, sie zu sehen; blickt man hingegen auf eure Kinder: so möchte man oft Thränen vergießen, was es für elende, bejammernswürdige Geschöpfe sind; in den Straßen, wo die schönste Leinewand, die vortreflichsten Tücher, seidnen Zeuge, Tapeten, Stahlwaaren, Ringe, Uhren, Gäukelmännerchen, zum Verkaufe stehen, wanken dickbäuchichte, bucklichte, grindigte, blasse, krummbeinige Kinder umher; unterdessen, daß ihr die Pferde zureitet, die Schaa-

fe

*) Wenn Stone itzo Deutschland besuchen sollte, so würde er gewiß Provinzen finden, welche die harten Vorwürfe, die er uns macht, nicht treffen. Man fängt ja fast allenthalben an, die Erziehung zu verbessern, und verschiedene Deutsche Fürsten befördern und unterstützen die Verbesserung.

se in Horden sperret; zerren sich oft eure Knaben bey den Haaren herum, oder beschädigen die Bäumchen, die ihr gepflanzet habt.

Wir denken hierinne ganz anders; bey uns ist es, ein vor allemal, angenommen, das beste Landesprodukt ist das Kind, die beste Fabrikwaare ist das Kind. Daher speculiren wir auf nichts mehr, als wie wir recht gesunde, starke, gute, kluge, fleißige, Kinder bekommen wollen. Da unser Oberhaupt sein Amt antrat, hielt er eine sehr herzliche Rede, die gedruckt und unter die Landesbewohner ausgetheilt wurde. Ich habe daraus folgendes behalten: „Was mir am mehresten am Herzen liegt, das ist die Kinderzucht. Ehe wir darauf denken, wie wir gute Fohlen, Rinder, Schaafe, Schweine erziehen wollen: so laßt uns erst darauf denken, gute Menschen zu erziehen! ehe wir Anstalten machen, unsern Flachs, Wolle, Tücher, zu veredeln: so laßt uns erst unsere Kinder veredeln! Sind erst unsere Kinder recht gut: so werden wir auch bessere Fohlen, Rinder, Schaafe, Schweine, Flachs, Hanf, Tücher, Stahlarbeiten, kurz alles werden wir besser bekommen. Bedenkt nur selbst, durch wen werden denn alle diese Dinge verbessert? durch den Menschen.

 So-

Sobald also dieser verbessert ist: so verbessert sich alles, was um ihn ist.“

Wenn du nur erst unsere Kinder siehst: so wirst du gleich — doch du sollst sie erst sehen!

J. Es will mir nicht recht in den Kopf. Der Mensch will doch leben, und, wenn er leben will, muß er Geld haben.

St. Das versteht sich.

J. Nun bedenk einmal selbst! Alle andere Produkte und Fabriken bringen Geld ein, die Kinder kosten ja aber Geld. Und wer giebt etwas dafür? verkauft ihr vielleicht eure Kinder?

St. Ha! Ha! Ha! Mein lieber guter Deutscher! du urtheilst noch, wie deine mehresten Landsleute. Bey uns berechnet man den Reichthum der Bürger nach der Menge ihrer Kinder. In unserm Orte hält man den Retfield für den reichsten Mann — und warum? weil er dreyzehn Kinder hat.

J. Ich kann es nicht begreifen. Wie viel kostet es, ein Kind zu ernähren, zu kleiden, unterrichten und erziehen zu lassen! Wie viel Sorgen macht die Ausstattung und Mitgabe! und was bringts ein? bey uns gar nichts. Bey uns sind daher die ärmsten Leute diejenigen, die die mehresten Kinder haben.

St. Das glaube ich ganz wohl. Aber bey uns ist alles ganz anders. Höre, lieber Deutscher! es sieht dir viel Ehrlichkeit aus den Augen, ich will dich also mit unser Kinderzucht etwas bekannter machen. Merke aber auf!

J. Das will ich gerne thun.

St. Etwas kostet die Erziehung der Kinder allemal. Aber kostet es nicht auch etwas, wenn man Roggen, Gerste, Flachs bauen will? Zehen Kinder kosten bey uns gewiß nicht mehr, als bey euch eins.

J. Das wäre curios.

St. Curios ist es freilich, aber wahr ist es doch. Bey Erziehung unserer Kinder fallen tausend Ausgaben weg, die ihr habt.

J. Ihr seyd sonderbare Leute.

St. Die sind wir auch. Unterdessen sind wir doch glücklich, und befinden uns, bey allen unsern Sonderbarkeiten, wohl. Für Medicin brauchen z. E. wir bey unsern Kindern gar nichts auszugeben.

J. Wie macht ihr denn das?

St. Wir lassen sie nicht krank werden.

J. Das ist wohl leicht gesagt, aber —

St. Aber — eben so leicht ausgeführt. Wenn ein Kind gesund gebohren wird, gesunde Speisen, gesundes Wasser, gesunde Luft genießt,

täg-

täglich in freyer Luft sich bewegt, von kranken Leuten entfernt wird — wovon soll es denn krank werden?

(Die Fortsetzung künftig.)

Folgende Bücher verdienen empfohlen zu werden:

Handbuch zur Erklärung des neuen Testaments für Ungelehrte. Erster Theil. Leipzig, 1791. Bey S. L. Crusius.

Der Mädchenfreund. Leipzig, 1791. Bey S. L. Crusius.

Ueber Feld- und Gartenprodukte, mit Rücksicht auf das Klima in Deutschland, für den Naturlehrer, denkenden Oekonom und Gartenfreund. Leipzig, 1791. Bey S. L. Crusius.

Johann Philipp Franks System der Landwirthschafftlichen Polizey, besonders in Hinsicht auf Deutschland. Leipzig, bey S. L. Crusius.

Zur christlichen Hauspostille haben sich im Monat November folgende Liebhaber gemeldet:

Herr Gruber in Roda	1 Ex.
— M. Baumbach in Hennigsleben	2
— von Rumohr in Rundhof	12
— Cand. Touton in Montjoye	12
— Pfaff in Gotha	2
— Pf. May in Kaltenwestheim	1
Summa	30

Der Bote
aus
Thüringen.

Funfzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Entsteht ja bisweilen, fuhr der Amerikaner fort, eine Unordnung in dem Körper eines Kindes: so weiß jeder Hausvater schon die wohlfeilsten Mittel, womit er ihm helfen kann. Hunger kostet kein Geld, Bewegung und frisches Wasser auch nicht. Dieß sind immer unsere drey Hauptarzneyen. Das Uebrige, was etwa noch nothwendig seyn möchte, sammlen wir selbst auf unsern Spaziergängen, ein. Da wir keine kranken Kinder haben: so fallen auch alle die Ausgaben weg, die bey den Kranken nöthig sind. Wir brauchen keine Wärterinnen, keine Labetränkchen, keine theuren Delicatessen zu ihrer Erquickung. Die Speisen kommen uns auch nicht theuer zu stehen, das Gemüse bauen die großen Kinder mehrentheils

 selbst,

selbst, Milch, Butter, Käse, Obst hat jeder in seinem Hause, so viel er braucht, und Fleisch bekommen sie nur dann, wann es der Vater bezahlen kann.

J. Da kann ich mir leicht vorstellen, daß die Kleidung auch sehr wohlfeil seyn wird.

St. So wohlfeil, daß ich glaube dreyßig hiesige Kinder zu kleiden, koste kaum so viel, als bey euch bisweilen eins. Daß wir bey dem Kopfe anfangen! denn Pelzmützen brauchen sie nicht.

J. Das kann ich mir leicht vorstellen. Man fängt ja schon in Deutschland an, sie wegzuwerfen, und sie sind nur noch bey unwissenden Leuten gewöhnlich, die ihre Schädlichkeit nicht kennen.

St. Aber unsere Kinder brauchen gewöhnlich nicht einmal Hüte. Wir glauben, die beste Stärkung für den Kopf wäre die frische Luft und der Regen. Wäre es da nicht Thorheit, wenn man Geld ausgeben wollte, um diese Stärkungsmittel vom Kopfe abzuhalten? Daß wir die Kinder nicht frisiren lassen, kannst du leicht denken.

J. Auch dieß kommt in Deutschland aus der Mode. Ich habe schon Kinder aus den vornehmsten Häusern gesehen, die mit abgestutzten Haaren giengen.

St. Die werden sich auch sehr wohl dabey befinden. Da alle unsere Kinder mit offenem Halse

und

und bloßer Brust gehen: so ersparen wir alles Geld, was bey euch die Halstücher, Halsbinden, Halsschnallen, Brusttücher und d. g. kosten.

J. Die Kinder der Vornehmen, fangen itzo bey uns auch an so zu gehen. Der gemeine Mann kan aber noch immer nicht darzu beredet werden. Dieser glaubt, die Kinder könnten sich leicht erkälten, wenn sie den Hals und die Brust nicht wohl verwahrten. Deswegen, läßt er ihnen Brusttücher machen, bindet ihnen Halsbinden, oder dicke Schnupftücher um. Ja ich habe Leute gekannt, die im Winter den Kindern so gar Fuchsschwänze um den Hals banden.

St. Und von diesen Kindern starben doch wohl viele?

J. Gewaltig viele. Wenn bey uns hundert Kinder gebohren werden, so kan man sicher rechnen, daß funfzig davon sterben, ehe sie das sechzehnte Jahr erreichen.

St. Das wäre für uns freylich ein großer Schade, für euch ist es aber gut, weil ihr glaubt, daß viele Kinder den Menschen arm machen. Doch nun laß uns weiter gehen, und die Kosten berechnen, die bey uns die Erziehung der Kinder verursachet. Die wenige Kleidung die sie tragen, ist sehr wohlfeil. Von Sammet und Seide wissen wir gar nichts, von Tuch sehr wenig, die

ganze Kleidung ist mehrentheils aus Linnen gemacht. Dieß kostet nicht viel, ist leichte und kann, wenn es schmuzig ist, bald wieder gereinigt werden. Bey den Hosen ersparen wir wieder etwas: diese sind nicht einmal gefüttert.

J. Von Linnen und nicht einmal gefüttert? Ich dächte doch wirklich, das wäre für die armen Kinder zu kühle.

St. Leichte ist diese Kleidung freylich. Allein wir sind nun einmal überzeugt, daß die Kälte stärket; deswegen ist uns gewöhnlich diejenige Kleidung die liebste, durch welche die freye Luft recht ungehindert streichen kann *).

J. Wenn die Betten eurer Kinder so eingerichtet sind, wie das, auf welchem ich bisher geschlafen habe: so werden sie wohl auch nicht viel kosten.

St. Ha! ha! ha! wie ist es dir bekommen?

J. Recht sehr wohl.

St. das ist mir lieb, die Betten unsrer Kinder sind eben so eingerichtet. Das Bettgestelle ist allzeit von Erlenholz. Dieß kostet sehr wenig

*) Daß dieß wahr sey ist in Salzmanns pädagogischen Bedenken über eine merkwürdige Schrift, des Hofraths Faust gezeiget worden.

wenig: weil wir Erlen im Ueberfluß haben; da wir alle nassen Plätze damit bepflanzen lassen.

J. Bey uns werden alle Bettstellen von Tannen- oder Fichtenholze gemacht.

St. Ich weiß es wohl. Aber ich weiß auch, daß ihr fast alle von Wanzen geplagt werdet. Dieß kommt von euren tännenen und fichtenen Bettstellen. Die Wanze nistet blos im harzichten Holze. Deswegen wirst du in unsern Bettstellen nie eine Wanze finden.

J. Das will ich mir doch merken.

St. Du thust wohl dran. In diese erlene Bettstelle legen wir nun einen Sack, der mit Stroh ausgestopfet ist, über denselben ein leinen Tuch; darauf ein Kopfkissen, das ebenfalls mit Stroh ausgestopfet ist, dann eine Decke, mit Wolle durchnähet, zwischen welche wieder ein leinen Tuch kommt. In diesen Betten befinden sich nun unsere Kinder sehr wohl, sind gesund und stark.

J. Bey uns würde man glauben, dergleichen Betten wären für Kinder zu hart.

St. Hart und weich, nachdem die Kinder sind. Wenn unsere Kinder freylich den ganzen Tag in der Stube säßen, und von einem Stuhle zum andern rückten, und kämen hernach auf die Strohsäcke: so würden sie ihnen freylich sehr hart

 seyn;

seyn; aber — da sie einen großen Theil des Tages mit Arbeiten, Laufen und Springen zubringen: so machen sie sich ihre Strohsäcke weich. Sie schliefen, wenn man es von ihnen verlangte, vielleicht auf dem bloßen Fußboden des Zimmers.

J. Das ist nun alles gut. Wenn aber eure Kinder gute, brauchbare Leute werden sollen: so müssen sie doch unterrichtet werden. Dieß kostet ja Geld.

St. Freylich kostet es Geld. Aber das Geld bezahlt die Gemeine. Wer uns ein gesundes Kind liefert, der giebt ja der Gemeine ein Kapital, das gar reichliche Zinsen einträgt. Soll denn dieß der Eigenthümer verzinsen? das wäre ja höchst unbillig. Die Gemeine, die das Kapital erhält, verzinset es. Sie läßt daher die Kinder aller Glieder der Gemeine unterrichten, und bezahlt dafür alles, was zu bezahlen nöthig ist.

J. Kann denn da ein Kind alles lernen, wozu es Lust und Fähigkeit hat?

St. Alles!

J. Habt ihr denn Goldbergwerke?

St. O ja, sehr viele. Jeder gute Kopf, den wir haben, ist uns ein Goldbergwerk!

J. Nun! die Leute in unsern Gemeinen haben ja auch Köpfe; da müßten wir ja auch Goldbergwerke haben.

St. Ja

St. Ja mit dieser Art von Goldbergwerken ist's eine curiose Sache. Es ist erstlich nicht genug, daß man einen Kopf hat, sondern es muß auch was drinne seyn; und wenn etwas hinein kommen soll, so muß es erst durch den Unterricht und die Erziehung hinein gelegt werden. Hieran fehlts bey euch noch gar sehr. Ich mag aber darüber nicht viel reden, damit ich dich nicht böse mache.

Jr. Meinetwegen kanst du sagen, was du willst. Ich habe auch schon davon ein Liedchen auf meiner Reise singen hören. Du willst mir vielleicht sagen: wir lernten blos glauben aber nicht nachdenken. Hab ich es nicht getroffen?

Da verschiedene meiner Leser sich beklagt haben, daß das Papier, auf welches ich meine Gespräche und Erzählungen drucken lasse, so sehr schlecht sey; so melde ihnen freundlichst, erstlich, daß ich dieß freylich nicht leugnen kann, ob es gleich auch wahr ist, daß ich daran unschuldig bin, da ich das Papier nicht selbst mache; zweytens, daß ich dafür gesorget habe, daß, mit dem Anfange des neuen Jahrs, meine Schrift auf weit besseres und weisseres Papier gedruckt werde.

Der Bote aus Thüringen.

Anzeige.

Wer sich das ganze Jahr hindurch kein Buch kauft, der kauft am Ende desselben doch wenigstens einen Kalender. Man sollte also meynen, daß das

Buch-

Buch, welches in Jedermanns Händen ist, recht sehr verständlich seyn müßte. Dieß ist es aber, wie jeder weiß, ganz und gar nicht. Unter hunderten, die in den Kalender sehen, sind gewiß kaum zwey, die verstehen, was das heißt — die Sonne tritt in die Waage, was es mit dem alten Julianischen und neuen Gregorianischen und dem verbesserten Kalender für eine Bewandniß habe; was der Sonntagsbuchstab, der Sonnenzirkel, die goldne Zahl, der Römer Zinszahl u. d. g. sey.

Wer sieht also nicht, daß ein Buch sehr nöthig sey, in welchem die Ausdrücke, die in den Kalendern vorkommen, recht deutlich erklärt werden? Ein solches kann ich izo ankündigen. Es heißt: Der aufrichtige Kalendermann. Ein gar curioses und nützliches Buch für die Jugend und den gemeinen Bürgers- und Bauersmann, verfertigt und mit Bildern erläutert. Der Verfasser, welches der Herr Candidat Steinbeck zu Langenberg, bey Gera, ist, hat mir von diesem Buche einen Probebogen zugeschickt, in welchem alles sehr richtig und deutlich vorgestellt wurde.

Das Buch soll 13 Bogen stark werden, und wer es haben will, bezahlt darauf 4 Groschen in Golde, das heißt in Sächsischer Währung, voraus. Wer 9 Exemplare nimmt, bekommt das 10te frey.

Da ich nicht zweifle, daß das Buch vielen Nutzen schaffen werde: so will ich gern Pränumeration darauf annehmen. Wer es also in hiesiger Gegend haben will: schicke das Geld an die Erziehungsanstalt in Schnepfenthal, aber — frankirt.

Schnepfenthal, den 10ten December 1791.

C. G. Salzmann.

Der Bote aus Thüringen.

Ein und funfzigstes Stück.

1791.

Fortsetzung von Herrn Constants Lebensgeschichte.

Getroffen! antwortete Stone. Ferner so ists nicht genug, das man etwas in dem Kopfe hat, sondern man muß auch die Erlaubniß und Freyheit haben, davon Gebrauch machen zu dürfen.

In Ansehung dieses Punckts ist nun bey uns eine vortrefliche Einrichtung. So bald jemand ein neues Mittel erfindet, sich Nahrung zu verschaffen: so wird es der Gemeine vorgetragen: findet diese es gut, so freuen wir uns alle darüber, und jeder thut, was er kann um ihm beförderlich zu seyn. Ist das bey euch auch so?

J. Das kann ich nun nicht sagen. Bey uns ist gar ein böses Ding, das heißt der Nahrungsneid; dieser verleitet die Leute, das sie auf jeden, der gute Nahrung hat, oder eine neue Erfindung macht, hacken und beißen.

Ich wolte noch weiter sprechen; er druckte mir aber die Hand, verließ mich und sagte: itzo müssen wir uns trennen, lieber Freund! weil ein Geschäffte meiner wartet.

Es besuchten mich hierauf noch verschiedene, die mir allerley curiose Sachen von der Einrichtung des dortigen Landes sagten, das ich aber nicht alles erzählen kann.

Nun wurde es Sonntag, und ich bat um Erlaubniß, mit in die Kirche zu gehen. Ich erhielt sie zwar, aber man sagte mir ernstlich, daß ich ja nicht plaudern, ja kein Geräusch mache, auch nicht einmal mitsingen dürfe, bis ich mich gewöhnet hätte, so zu singen, wie es bey ihnen Gebrauch wäre.

Die Kirche war sehr reinlich und helle, und, obgleich ziemlich viele Leute darinne waren: so war doch alles so stille, daß man hätte eine Maus können husten hören. Da ich etliche Minuten drinne gewesen war: wurde mit einem Glöckchen ein Zeichen gegeben, worauf die Thüren sogleich geschlossen wurden.

Nun sang man ein Paar Verse, die mir durch Mark und Bein giengen — und ich erinnere mich nicht, daß mich ehemals ein anderes Lied so gerühret hätte. Woher, dachte ich bey mir selbst, mag dieß wohl kommen? Und ich konnte keinen andern Grund angeben, als diesen, daß

erstlich die ganze Gemeine so sanfte sang, und kein einziger laut schrie; und daß zweytens die Verse an sich selbst so schön und so deutlich waren, daß ich alle Worte verstund, die darinne vorkamen. Nun trat der Prediger auf, und hielt eine Rede, die auch recht schön und verständlich war. Er sprach über den menschlichen Leib, und zeigte, daß er das Werkzeug sey, durch welches die Seele nicht nur erführe, was um sie herum vorgienge, sondern auch ausführe, was sie sich vorgenommen hätte. Zum Schluße ermahnte er uns auch, daß wir uns hüten sollten, daß dieß Werkzeug nicht, durch unsere Schuld, verletzet würde, und es fleißig gebrauchen, damit seine Kräfte nicht einrosteten; lobte auch die Gemeine, daß sie die Jugend so fleißig zum Schwimmen, Laufen, Springen, und allerley andern Leibesübungen und Handarbeiten gewöhnete. Was hilft, sagte er, das gute Herz, wenn man nicht auch einen geschickten, dauerhaften Körper hat, womit man seinem Nebenmenschen dienen, und in der Noth beyspringen kann?

Am Ende hielt er noch ein kurzes Gebet, welches ohngefähr folgendermasen lautete: Wir danken dir, Gott! daß du unsere Gemeine willig gemacht hast, unsern verunglückten Brüdern, die in

in der vorigen Woche, in den Meereswellen schwammen, mit Gefahr ihres eigenen Lebens, beyzuspringen; und daß du ihre Bemühung so segnetest, daß sie verschiedene vom Tode erretteten.

Laß es sie recht innig und lebhaft fühlen, was es für eine große, göttliche, Freude sey, seinen Bruder zu retten! laß es auch die geretteten Fremdlinge fühlen, damit ihr Herz von Menschenliebe warm werde, und sie künftig auch gern ihrem Bruder, wann sie ihn in Noth erblicken, beyspringen und ihn retten; daß es so recht sichtbar werde, daß wir deine Kinder sind, Vater! der du hilfst und vom Tode errettest! Amen!

Die ganze Gemeine antwortete hierauf dreymal: Amen!

Ich wurde unter diesem Gebete so weich, daß mir erst die Thränen aus den Augen stürzten, und ich am Ende laut schluchzen mußte. Da ich nun noch mehrere schluchzen hörte: sahe ich mich um, und erblickte zwar in aller Augen Thränen, vorzüglich hatten aber fünf Personen die Gesichte hinter die Schnupftücher verborgen und schluchzeten. Aus ihrer Europäischen Kleidung schloß ich, sie möchten wohl auch von dem Schiffe seyn, auf welchem ich mich befunden hatte.

Nach-

Nachdem nun noch einige Verse waren gesungen worden, die sich zu der Predigt schickten; so gieng die Versammlung aus einander. Aber auch bey dem Auseinandergehen, sahe man lauter Ordnung. Es war da gar kein solches Drängen und durch einander laufen, wie oft in unsern Kirchen zu sehen ist; sondern jedes gieng, wann die Reihe an ihn kam; Erst die Mädchen, dann die Jungfern, ferner die Weiber, und endlich die Wittwen; dann kam das männliche Geschlecht in eben dieser Ordnung.

Da wir aus der Kirche waren; sagte mir mein Begleiter: ich sollte sogleich zu dem Vorsteher der Gemeine kommen. Ich gieng mit, und sahe, bey dieser Gelegenheit, einen Theil des Orts, ich weiß nicht ob ich ihn Stadt oder Dorf nennen soll.

Die Straße, durch welche ich gieng, war schnurgerade gebauet, daß sie die Luft durchstrei- konnte; schön gepflastert, und etwas abhängig. Zwischen jedem Hause war ein Raum, wohl von dreyßig Fuß. Vermuthlich wegen Feuersgefahr.

Da wir durch die Hälfte der Straße waren, blieb mein Begleiter vor einem Hause stehen, klopfte an und sagte: hier wohnt unser Vorsteher!

Ein junger blühender Mensch, der gerade so gekleidet war, wie es Stone beschrieben hatte, öff-

öffnete die Thür, und fragte: ist das Constant, den mein Vater gern sprechen will? Mein Begleiter nickte mit dem Kopfe, und der junge Mann faßte treuherzig meine Hand und führte mich die Treppe hinauf, zu seinem Vater, dem Vorsteher der Gemeine. Dieß war eben der treuherzige, freundliche Mann, der vor einigen Tagen mich so genau examinirte.

Freundlich bot er mir die Hand und fragte: bist du nun vollkommen gesund? und, da ich für alles genoßne Gute danken wollte: legte er mir die Hand auf den Mund. Hast du, fuhr er fort, noch etwas zu wünschen?

J. Nichts als Arbeit.

V. Die sollst du haben. Aber als Leineweber ist für dich itzt nichts zu thun da.

J. Wie so? giebts hier keine Leineweber?

V. Genug! diese arbeiten aber nur im Winter. Den Sommer über sind sie auf dem Acker und im Garten geschäftig, damit sie die freye Luft recht genießen, und durch den Feld- und Gartenbau Kraft in die Arme bekommen. Ich bin selbst ein Leineweber.

J. Du?

V. Warum wunderst du dich darüber?

J. Deswegen, weil du so gesund und frisch aussiehst. Bey uns sind meine Zunftgenossen fast alle hager und bleich.

V. Woher dieß komme, wirst du nun schon wissen. Auf die Art, wie bey uns das Leineweben getrieben wird, bleiben wir alle frisch, gesund und ohne Sorgen. Den Sommer hindurch sorgen für vor Essen, Trinken und Holz, und den Winter hindurch verfertigen wir unsere Kleidung. Dabey können wir noch immer so viel verkaufen, daß wir von dem Gelde noch viele andere Ausgaben bestreiten können. Was willst du denn aber arbeiten, wenn du sonst nichts gelernt hast, als weben? Unsere Gemeine will itzo einen neuen Garten anlegen, auf einem Platze, wo noch ein Hügel abzutragen ist. Willst du da mit arbeiten? Im Anfange wird dir die Arbeit freylich nicht schmecken, weil du daran nicht gewöhnt bist! Versuche es aber nur erst vier Wochen! dann wirst du gewiß mehr Kräfte in deinen Armen verspüren.

J. Herzlich gerne will ich alle Arbeiten thun, die man mir anweiset, damit man mich nur nicht für einen Müßiggänger halte.

V. Gut! Morgen soll dir also dein Stück Arbeit angewiesen und bestimmt werden, wieviel du dafür erhalten sollst. Heute speisest du noch

auf

auf unsere Kosten, von morgen an für dein eignes Geld. Weißt du wohl warum?

J. Vermuthlich deswegen, weil ich mich nun selbst ernähren kann.

B. Ganz recht! Wir unterstützen gern jeden, so viel wir können, wir verlangen aber auch, daß jeder sich selbst helfe, sobald wir ihn aus der Noth gerissen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Da ich höre, daß auch verschiedene Personen dieses Blat lesen, welche nicht zu den niedrigen Ständen gehören: so empfehle ich diesen folgende Schriften:

1. Nekrolog auf das Jahr 1790, von Friedrich Schlichtegroll, welches ausführlich das Leben der neuerlich verstorbenen, berühmtesten, Personen enthält.

2. „Gazette pour la Jeunesse." Diese Zeitung ist nicht nur gut Französisch geschrieben: sondern urtheilt auch über die neuesten Weltbegebenheiten sehr richtig und witzig.

Wer den Boten aus Thüringen ferner mitlesen will, wird gebeten, die Vorausbezahlung auf das nächste Vierteljahr einzuschicken.

Der Bote aus Thüringen.

Zwey und funfzigstes Stück.

1791.

Bote, Wirth und eine Gesellschaft von Landleuten.

B. Guten Abend mit einander! da treffe ich ja gar starke Gesellschaft an. Was soll denn das bedeuten?

W. Weil das alte Jahr nun zu Ende geht: so sind die jungen Männer und Bursche zusammen gekommen, und präpariren sich ein Bischen zum Neujahrsingen.

B. Das ist brav! Es ist immer Ehre für eine Gemeine, wenn sie die Musik und den Gesang liebt. Da habe ich auch einen kleinen Beytrag bey mir, den ich den hiesigen Musikfreunden mittheilen kann.

Schulmeister. Immer her damit! ich freue mich allemal, wenn ich ein neues gutes Stück unter die Gemeine bringen kann. Wenn es nicht gar zu schwer ist; so wollen wir es gleich probiren.

Fff B. Schwer

B. Schwer ist es gar nicht.

(Sie probiren es).

Schulm. Es geht vortreflich!

B. Nun da wollen wir auch dazu singen! Gebt Achtung, lieben Leute! Erst singe ich allemal Solo, wenn hernach kommt: Chor, so singt ihr allemal Tutti.

Zuerst soll unser lieber Kaiser leben, der uns Friede verschafft hat. Er hätte vielleicht das halbe Türkische Reich erobern können, wenn er noch ein paarmal hundert tausend Mann hätte aufs Spiel setzen wollen. Er schonte aber Menschenblut, und gab lieber Belgrad, und alles, was sein Bruder erobert hatte, wieder heraus, und zwang so den Großsultan Friede zu machen:

Es lebe Leopold,
Der Deutschen Kaiser, hoch!
Er lebe hoch!
Er, der den Großsultan,
Durch seine Großmuth, zwang,
Zu stecken ein sein Schwerd,
Das Brüder fraß.

Chor.

Er, der den Großsultan etc.

Noch einmal wollen wir ihn hoch leben lassen, weil er die Rebellionen, die hier und da in seinen Ländern sich zeigten, ohne Blutvergießen gestillt hat.

Es lebe Leopold,
Der Deutschen Kaiser, hoch!
Er lebe hoch!
Der den Empörungsgeist
Durch Milde, Weisheit, Ernst
In seinen Ländern all'
Gedämpfet hat.

Chor.

Der den Empörungsgeist 2c.

Er lebe, der gute Kaiser, der allen Religionspartheyen in seinen Ländern vollkommene Religionsfreyheit verschafft, und dem Religionshasse gesteuert hat.

Es lebe Leopold,
Der Deutschen Kaiser, hoch!
Er lebe hoch!
Er, der den Glaubenszwang
Aus seinem Reich verwieß,
Und stößte Brudersinn,
Den Christen ein.

Chor.

Er, der den Glaubenszwang 2c.

Nun kommt das Wichtigste! Bedenkt, lieben Leute! was für ein schrecklicher Jammer itzo in ganz Deutschland seyn würde, wenn unser Kaiser bösen Rathgebern gefolgt, und Frankreich mit Krieg überzogen hätte, das uns doch nichts zu Leide gethan hat. Wie viel unschuldiges Blut würde da geflossen seyn! wie leicht hätte sich die

Französische Revolution auch über ganz Deutschland ausbreiten können! Aber unser Leopold hat durch seine Klugheit das Blutbad verhindert. Darum laßt uns singen:

Es lebe Leopold,
Der Deutschen Kaiser, hoch!
Er lebe hoch!
Der nicht die Deutschen zwang,
Zu ziehen in den Krieg,
Zu tauchen ein ihr Schwerd
In's Franzmanns Blut.

Chor.

Der nicht die Deutschen zwang rc.

Auch dafür wolle ihn Gott segnen, daß er die Zahl der Soldaten gemindert, und vielen erlaubt hat, zu ihren Familien zurückzukehren, sich zu verheurathen und das Land zu bauen.

Es lebe Leopold,
Der Deutschen Kaiser, hoch!
Er lebe hoch!
Der die Soldaten hieß
Zu ihren Bräuten gehn,
Und ihre Schwerder schuf
In Sicheln um.

Chor.

Der die Soldaten hieß rc.

Wie viele hundert tausend Menschen mögen wohl itzo vergnügt bey ihren Weibern und Kindern

dern sitzen, und mit Freuden das alte Jahr beschließen, die in Furcht und Angst schweben müßten, wenn Leopold nicht so weise und väterlich dafür gesorgt hätte, uns den Frieden zu erhalten. Dafür wolle ihm der liebe Gott auch recht viele Freude an seiner Familie erleben lassen!

Es lebe Leopold,
Der Deutschen Kaiser, hoch!
Er lebe hoch!
Gott laß ihn lange sehn,
An seiner Kaiserin,
An seinen Kindern all',
Der Freude viel!

Chor.

Gott laß ihn lange sehn ꝛc.

Da wir einmal im Singen begriffen sind: so laßt uns doch unsere guten Fürsten nicht vergessen, die sich in diesem Jahre als wahre Väter des Landes gezeiget haben. Wir Deutschen wissen doch wenig oder nichts von Unterdrückung, jeder wird in seinen Rechten geschützt. Vollkommene Religionsfreyheit herrscht fast durch ganz Deutschland, und Krieg und Blutvergießen suchen fast alle zu verhindern. Die mehresten unserer Deutschen Fürsten scheinen es darauf angelegt zu haben, daß sie nicht sowohl Land, als vielmehr die Herzen der Menschen erobern wollen: weil sie alles Gute und Nützliche so unterstützen,

daß man nothwendig Liebe und Hochachtung gegen sie bekommen muß. Sie sollen hoch leben!

Noch eins! es leben auch
Die Deutschen Fürsten hoch!
Sie leben hoch!
Die, so wie Leopold,
Verhindern blut'gen Krieg,
Und männlich schaffen ab
Den Glaubenszwang!

Chor.

Die, so wie Leopold rc.

* * *

Ihr Deutschen jauchzet hoch!
Die ihr in Ländern lebt,
Wo Freyheit gilt;
Wo Landes Väter sind,
Die Fürsten, die ihr ehrt,
Die schaffen ab den Krieg
Und Glaubenszwang.

Chor.

Wo Landes Väter sind rc.

Ein Landmann. Herr Bote! Ich habe alle seine Verschen, von ganzem Herzen, mit gesungen. Unsern braven Kaiser, und alle Fürsten, die so gut, wie Er, regieren, habe ich so lieb, daß ich mich für sie todschlagen liese. Was machen wir aber mit dem Pabste? ich dächte wir riefen: pereat (es sterbe) der Pabst!

Alle. Es gilt schon! pereat der Papst!

B. D

B. O pfui! der Pabst ist ja ein Mensch, und einem Menschen darf man nichts Böses wünschen.

L. Aber warum untersteht sich denn der Mensch, dem freyen Deutschen Bullen (Befehle) und einen Nuntius zu schicken, der den Herrn Jesum Christum vorstellen, und entscheiden soll, was Recht oder Unrecht sey?

B. Das ist freylich nicht Recht. Der Pabst ist ein Italienischer Priester, der in Deutschland nicht einen Pfifferling zu befehlen hat. Das gestehen alle vernünftige Katholiken ein.

Ein Corporal. Bravo! so ists recht! Ich bin auch katholisch, vom Pabste laß ich mir aber nichts befehlen.

B. So hälts auch unser braver Kaiser, so halten es alle vernünftige katholischen Fürsten, Erzbischöffe und Bischöffe. Sie nehmen weder Bullen noch Nuntius vom Pabste an. Wenn der Pabst uns mit seinen Bullen und seinem Nuntius verschont, geht bey unsern Fürsten in die Schule, und lernt, wie man ein Land weislich regieren müsse; läßt die lächerliche Grille weg, als wenn er der Statthalter Jesu Christi sey; schafft seinen Unterthanen Brod, schafft die Scorpionen, die Banditen und Straßenräuber ab, von welchen sein Land wimmelt: so mag er in Gottes Namen auch leben!

Es

Es lebe auch der Pabst
In seinem alten Rom!
Er lebe auch!
Nur daß er's wage nie
Zu schicken Deutschen zu
Die Bullen, die er macht
Im Vatican *)!

Chor.

Nur daß er's wage nie ꝛc.

* * *

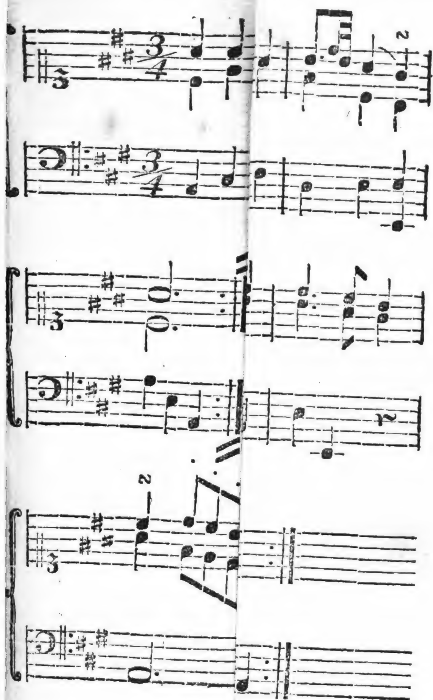
Es lebe auch der Pabst!
In seinem alten Rom!
Er lebe auch!
Er lern regieren gut,
Wie unsre Fürsten thun,
Nur schick er uns nicht zu
Den Nuntius!

Stoßt die Gläßer an! und laßt die Weisen und Guten unserer Deutschen Fürsten noch einmal hoch leben!

Ergreift die Gläser frisch,
Und stoßt noch einmal an:
Sie leben hoch!
Die Deutschen Fürsten all',
Die, so wie Leopold,
Verhindern blut'gen Krieg
Und Glaubenszwang!

*) So heißt das Schloß, in welchem der Pabst wohnt.

(Hierbey die Musik zu den Versen.)

Das Register folgt nächstens.

Der Bote aus Thüringen.

Drey und funfzigstes Stück.

1791.

Register.

A.

Register.

Bauern

Con=

Far-

F.

Seite

Him-

Seite

M.

Nar-

Pflan-

833.6 S18 1791
3 5556 007 481 765

Digitized by Google

Digitized by Google